6 a.

<366359129400013

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. Br. 356. – 1

Dorian

Philos. Ethica popul. 2190.

R

Dorians

Briefe

von der

Freundschaft

an eine

vornehme Freundinn.

Illam enim legem amicitiae iuſtiſſimam eſſe arbitror, qua praeſcribitur, vt ſicut non minus, ita nec plus quisque amicum, quam ſe ipſum diligat. S. Auguſtinus L. 1. Soliqu. C. 3. n. 8.

Erſter Band.

Augsburg und Leipzig,
im Verlag bey Matthäus Rieger und Söhnen.
1767.

Dem
Wohlgebohrnen Herrn,
HERRN
Karl Friderich
Kaltschmied,
der Weltweisheit und Arzney Doktorn,
der Durchlauchtigsten Herzoginn
zu Sachsen-Weymar und Eisenach
geheimden Kammerrath,
der Durchlauchtigsten Fürsten
des HERRN
Marggrafen zu Brandenburg Kulmbach,
und des HERRN
Landgrafen zu Hessen-Darmstadt
Hofrath und Leibarzten,
der Anatomie, Wundarzney und Botanik
öffentlichen Lehrer auf der hohen Schule zu Jena,
würdigen Aufseher der deutschen Gesellschaft daselbst,
und verschiedener andern hohen Gesellschaften Beysitzern
und vortrefflichen Mitgliede,

Seinem verehrungswürdigen
Gönner und Freunde,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wohlgebohrner Herr
geheimder Kammerrath/

Höchstverehrter Herr, Herr ꝛc.

Da ich in diesen Blättern die Rettung des Lebens seines Freundes zu dem Gipfel der wahren Freundschaft erhöhet, wem

muß ich sie weihen, als dem allgemeinen Menschenfreunde, dem deutschen Aesculapius, Euer Wohlgebohrnen, die Sie mich unter tausend andern von der dunkeln Pforte des Todes in die heitere Gefilde des Lebens zurück geführet haben.

Die Zweifler stritten noch, ob ein tödtliches Eisen oder ein gekränkter Nerve mich ein Jahr lang in den Banden des Todes gefangen gehalten: Da Ihre heilbare Hand das Eisen aus einer Lebenswunde hinauswarf, und

und durch ein Messer, dem das Alterthum seine tiefe Wissenschaft, wie unsre Zeiten die wunderbare Geschicklichkeit beneiden müssen, die umschlungene Fesseln des Todes so glücklich zerschnitte. Der gerührten Dankbarkeit stiegen die Thränen in die Augen: Der empfindliche Neid sträubete sich vor Verwunderung und Beschämung auf: Lügen geiferte er um sich her, da ihm das unläugbare Zeugniß den grämisch ausgekochten Tadel an den Gaumen drückete. Wie die Sonne, da sie in der Völle ihres Lichtes steht, dem aufsteigen-

den Rauche ein kurzes Spiel in dem Luftkreise gönnet, aber ihn hernach als einen unnützen Dunst zu seiner Mutter der Erde drücket: So handelt der über unsre deutschen Gränzen hinaus verbreitete Glanz Euer Wohlgebohrnen; er läßt die aus dem Feuer des Neides aufsteigende blauen Dünste, mit denen man den unwissenden Pöbel täuschet, mit ihren pralerischen Wirbeln spielen, aber er vertreibet sie zur rechten Zeit in die Finsternisse der Unwissenheit zurück, aus welchen sie mit Verwegenheit gekrochen waren.

O des ungeschickten Neides!
Er müßte erst den großen Namen
Kaltschmied aus dem Ge-
dächtnisse der Dankbaren auswi-
schen: er müßte erst die Wun-
dercuren in so vielen Ländern
vergeßlich machen: er müßte erst
die geheilten und von zahllosen
Gebrechen wiederum hergestellten
Krüppel und Kranke in den Ra-
chen des Todes zurück werfen,
wenn er seinem allgemeinen Ruh-
me einen Flecken wollte ankle-
ben.

Doch was hält mich hier der Neid auf, da ich von der Freundschaft zu reden habe? Großer Menschenfreund; weltberühmter Herr geheimder Kammerrath! Ihrer geküßten Hand, die mich aus der Reihe der Sterbenden gerissen, überreiche ich diese Blätter von der Freundschaft, weil ich Ihnen selbe aus eben so vielen Pflichten schuldig bin, als dieses kleine Werkgen Buchstaben enthält. Von ihrem gepriesenen Weltruhme wollen selbe Achtung bey dem Leser erborgen, weil sie in sich selbsten keine

keine andere fassen, als daß sie von der Freundschaft lallen.

Sie haben durch die geschickte Verbannung eines tödtlichen Feindes aus meinem durch eine Aderlässe verunglückten Fußes mir das Leben gerettet, wie unzählige Pflichten verbinden mich einem so großen Freunde? Und wie ein geringer Zins von selben ist die Weihung einer so niedern Schrift? Doch die Großmuth dieses allgemeinen Menschenfreundes wollte mir keine größere gestatten; so erlauben Sie

Sie also, daß ich in diesen öf-
fentlichen Blätern rühme, daß
jeder Schlag des Pulses, der
nun freyer durch die Adern läuft,
mich so lang der schuldigen Dank-
barkeit werde erinnern, als
ich nun geheilet noch athmen
werde.

Diese Rettung meines an
der Spitze gestandenen Lebens ge-
höret unter diejenigen Wunder-
curen, die Euer Wohlgebohr-
nen in den Gemüthern aller
Kenner und Verehrer Dero Na-
mens

mens und Ruhmes des deutschen Aesculapius zuwegen gebracht. O daß sich der sonst unbescheidene Tod niemalen an diese mächtige Wunderhand wagete, die ihm schon so unzählige Beuten entrissen.

Dieses ist der feuerige Wunsch, einer von Dankbarkeit glüenden Brust. Vergeben sie, daß ein so dunkler Einsiedler, sich eines so großen Mannes Freund zu nennen, vermessen, denn ich werde Sie nur als meinen Lebensfreund durch alle Tage verehren, da ich mich indessen in der Fülle

der

der Dankbarkeit und gerührte-
sten Ehrfurcht unterzeichne

Euer Wohlgebohrnen

Meines höchstverehrtesten

Herrn geheimden Rathes

unterthänig gehorsamster

Diener

Dorian.

Geehr-

Geehrtester Leser.

Gegenwärtige Briefe hat ein Zweifel einer vornehmen Dame, die den Schmuck ihres Adels mit den ausnehmenden Zierden der Tugend und Vernunft zu vereinbaren gewußt, veranlaßt. Sie wollte behaupten, daß ein wahrer Freund in unsren Zeiten mehr ein Gespinnst eines fruchtbaren Gehirnes, oder ein Gewäsch einer pralerischen Zunge, als ein wahres in der menschlichen Gesellschaft befindliches Wesen sey.

Der Verfasser hielt diesen ihm fremd vorkommenden Gedanken der menschlichen Natur viel zu nachtheilig, als daß er selben unwiderlegt nachsehen können. Er nahm bey der Erklärung eines Bildes der Freundschaft die Gelegenheit, dieser scharfsichtigen Dame ihr Vorurtheil zu bestreiten, und selber so wohl die ächten Gesetze einer wahren Freundschaft vor Augen zu legen, als auch die Möglichkeit und wirkliche Ausübung derselben durch mancherley Beyspiele kenntlich zu machen.

Ein Freund des Verfassers bekam von ohngefähr diese Briefe vor Augen, er fand sie um so mehr des Druckes würdig, weil selbe, nach seinem Urtheile, für eine angenehme und nützliche Sittenschrift für alle Stände des menschlichen Geschlechtes, bey der Anschwellung der unzähligen Schriften, gelten könnten. Er bath also inständig,

dig, ihm diese Briefe zur Besorgung des Druckes zu überlassen. Der Verfasser hatte gerechte Ursache, diesen beliebten Druck zu verbitten; weil es Briefe wären, die aus einer freundschaftlichen Feder nur bey müssigen Stunden geflossen: er sah wohl vor, daß sie weder die Strenge der Gelehrten, noch den Geschmack der Witzigen würden aushalten können; sie aber in eine neue des Druckes würdige Gestalt umzukleiden, gestatteten die ernsthaftere Geschäffte desselben nicht.

Seine Einstreuungen wurden von dem belobten Freunde verworfen, und da er diese Briefe einmal in Händen hatte, übergab er sie dem Verleger, und der Verfasser mußte sich mit der Antwort seines Freundes begnügen, daß sie einem jeden Leser würden angenehm ausfallen, weil sie ihm nicht so viel zu einem reizenden Zeitvertreibe,

als zur Bildung eines wahren freundschaftlichen Herzens dienen könnten.

Der Verfasser, der sich in allen seinen geringen Schriften auf die Bescheidenheit und geneigte Nachsicht des geehrtesten Lesers verläßt, wünschet demnach, daß selbe mit ebendemselbigen Herzen mögen aufgenommen werden, mit welchem er sie zu Papiere gebracht, das ist, mit einem wahren freundschaftlichen, mit welchem er sich

seinem geehrtesten Leser

empfiehlt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Briefe von der Freundschaft.

Der erste Brief.

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben meiner gedacht; Herr von . . . . hat mir das Compliment von ihnen ausgerichtet. Noch zween Monathe bleiben wir auf unserm Landgute. Eine lange Zeit für eine Schülerinn, doch sie, mein Lehrer, sind nicht so weit von mir entfernet. Alle Stunden, die mir die Mama allein läßt, sind ihrer Sittenphilosophie gewidmet. Diese aber ist es nicht allein, die mich auf ihre Lehren aufmercksam gemacht hat, die guten Sätze von verschiedenen Wissenschaften, die sie uns neulich gegeben, heißen mich hoffen, noch eine Gelehrte

zu werden. Hochgeehrtester Herr, ich will nicht warten, bis ich zurück komme; denn zu uns zu kommen, haben sie rund abgeschlagen. Was für ein unerbittlicher Herr sind sie? Ich bin in unsrem Saale eines Bildes ansichtig worden, so ich für eine Fausen eines Malers von dem unwissenden Jahrhunderte gehalten; aber der Papa hat mich ausgeschändet, und gesagt, ich sey ein unwissendes Mägdchen; es sey ein altes römisches Stück; es stelle die Freundschaft vor, und er habe auch eine Münze, die ebendieses Bild sey. Ich hatte erst den Abend vorher in meinem Zimmer ihre Sittenregeln von der Freundschaft gelesen. Ich dachte, das ist mir ein gemachtes Spiel; ich will meinem Lehrer eine Copie schicken, und er muß mir nicht sowohl das Bild erklären, als auch deutlichere Begriffe von der schönen Freundschaft geben. Gesagt und gethan muß bey mir eines seyn, denn sie sagen, wir seyn vorwitzig, und hastig (sie hatten ein andres Wort gesagt, so ich zu ihrem Glücke vergessen) in unsren Vorsätzen. Da haben sie das Bild, schreiben sie mir in einem Briefe, was alles das wunderliche Zeug und die seltsamen Vorstellungen des Bildes von der Freundschaft fordern. Ich verlange aber keine bloße Auslegung, sondern auch Lehren der Freundschaft von ihrer Feder;

wenn sie dieses nicht thun, so halte ich dafür, sie wollen mich nur abspeisen, aber nicht lehren, und das wäre mir ungelegen; denn sie müssen von meines gleichen Leuten geplagt seyn. Ich weis, sie haben vieles zu thun; aber ich glaube auch, daß sie einer Schülerinn zu Gefallen eine Zeitlang nichts thun können; zu diesem Nichtsthun zählen sie die gebethene Erklärung des überschickten Bildes. O wie werden sie mich zur Schuldnerinn machen! Doch ich werde es gern seyn, da ich ohnedem bin

Hochgeehrtester Herr

. . . den 4ten Julius, 1762.

ihre gehorsame Dienerinn
Antoniette.

PS. Ich verbiethe für allzeit in dem Schreiben mit mir Complimente zu machen, denn sie können den Raum derselben mir nützlicher anwenden.

Der zweyte Brief.

Mademoiselle!

Sie erweisen mir viele Ehre, und zeigen ein großes Vertrauen gegen mir. Die Ehre ihrer Zuschrift forderet die Danksagung von mir, die ich hierdurch gehorsamst erstatte. Ich habe allzeit hochgeschätzet, Briefe von einem guten Freunde zu erhalten. Der Brief von ihnen, Mademoiselle, verdienet eine gedoppelte Achtung. Es ist ein Brief von einem gelehrten Frauenzimmer, der ich allzeit Hochachtung schuldig bin. Er ist von einem gelehrten Inhalte, dergleichen Briefe ich nicht nur mit Vergnügen lese, sondern auch mit Freuden beantworte; weil ich hierdurch Gelegenheit nehme, mehr belehret zu werden als zu lehren. Und deswegen sehe ich ihr Begehren für ein großes Vertrauen an. Ein Vertrauen, so sie auf meine Wissenschaften, wie sie meine geringe letztlich geäußerten Kenntnisse zu nennen belieben, setzen wollen. Ich fürchte, es werde sie gereuen, daß sie mein leeres Geschwätz für Wissenschaften aufgenommen; doch werde ich mich befleißen, die

mir aufgegebene Frage so zu beantworten, daß ich bey ihnen nicht alles Credites einer Weisheitliebe entsetzet zu werden, das Unglück erlebe. Denn ich bin stolz, wenn die Menschen zeigen, als glaubten sie, ich wüßte was, wenn ich schon wenig oder gar nichts weis. Und noch stolzer werde ich, wenn diese gute Meynung ihr Geschlecht von mir heget, weil ich selbem allezeit vorzügliche Ehre, besonders, wenn es Tugendhafte und Gelehrte sind, schuldig zu seyn, geglaubt habe. Sie übersenden mir einen Abriß von einem alten Gemälde, und versichern, daß dasselbe ein Abriß einer alten römischen Denckmünze sey. Sie sind noch so gütig mir zu berichten, daß es ein Sinnbild der Freundschaft seyn soll. Sie verlangen hierüber mein Urtheil, und sofern das meinige ebendasselbige wäre, eine deutliche Erklärung des ganzen Bildes, in wie weit es die Freundschaft vorstelle, ihnen mitzutheilen. In Wahrheit sie hätten mir nichts Reizenderes auftragen können, als einige meiner Gedancken von der Freundschaft zu Papiere zu setzen. Dieses ist die Tugend, so ich den Vorgeschmack des Himmels zu nennen pflege, und wenn ich noch so vieles von dieser edelsten Tugend denke, rede und schreibe, so kann ich doch weder von diesen Erwägungen satt werden,

noch die Vortrefflichkeit derselben erschöpfen. Sie sagen, die wenigen Anmerkungen, die ich in meiner Philosophie der Sitten von der Freundschaft aufgezeichnet, hätten ihnen Anlaß gegeben, mir dieses Bild zuzusenden, und darüber meine Gedanken zu fordern. Sie sind allzu gütig, daß sie die Ehre dieses Auftrages meiner eigenen Feder zueignen wollen. Vieleicht sind meine Freundschaftsregeln zu dunckel, vieleicht bedörfen sie eines Lichtes oder wenigst einer Auslegung ? Ich werde also ihren Befehlen gehorsamen, und ich überlasse ihren klugen und weisen Einsichten, ob ich in meinen Gesinnungen von der Freundschaft mir allzeit gleich sey.

Ich kann aber unmöglich in einem einzigen Briefe, wenn er die Form eines Briefes behalten soll, alle Auslegungen und Erläuterungen des Bildes einschränken. Sie werden sich demnach, Mademoiselle! müssen gefallen lassen, von meiner Feder mit mehrern Briefen beschweret zu werden, und besonders weil sie mir einschärfen, meine Anmerkungen und Auslegungen mit sittlichen Gedanken zu beleuchten, oder vieleicht vielmehr meine Gedanken zu erweisen. Sie thun recht, ein so großer Geist will keine trockne Sätze haben.

Ihnen

Ihnen überhaupt meinen Gedanken über das Bild zu entdecken, so bin ich der Meynung nicht, daß es ein römisches Gemälde sey. Ich sehe es für ein ägyptisches Bildniß an, denn diese waren gewohnet, ihre guten Sittenlehren in Sinnbildern auszudrücken. Und so halte ich ingleichen, daß die angebliche Münze keine alte Schaumünze, sondern daß es eine Medaille der neuern Zeiten sey. Ich stehe nicht in Abrede, daß die Römer ihre Sittenlehren in Sinnbildern und Denkmünzen auszudrücken von den Aegyptiern erlernet haben, aber die stolzen Römer pflagen in einem einzigen Sinnbilde so viele Vorstellungen und Ausdrücke nicht abzuzeichnen, noch einzuprägen; dieses war nur den fruchtbaren Köpfen der Aegyptier eigen. Und dieses ist eine der Hauptursachen, warum ichdas Gemälde ein ägyptisches, und kein römisches Sinnbild achte; ich könnte auch besondere Anmerkungen machen, als da ist die Schlange unter dem rechten Fuße des Jünglings, so ich für ein Sinnbild des Lebens halte, wie ich sagen werde, so ein Gedanke der Aegyptier, nicht aber der Römer ist. Uebrigens urtheilen sie, Mademoiselle, sehr wohl, daß das Bild die Freundschaft vorstelle, und aus meinen hierüber zu verzeichnenden Auslegungen werden sie schließen

können, daß auf diesem Bilde die Freundschaft nach dem Leben geschilderet sey.

Ich werde also mit ihrer gütigen Erlaubniß einen Theil nach dem andern von diesem Bilde genau beschreiben, und über jeden in einem besondern Briefe meine Gedancken eröffnen. Und da ich ihnen versicheret, daß ich es für eine sondere Ehre halte, mich mit ihnen in einen gelehrten Briefwechsel (nicht zwar als wenn ich gelehrt zu schreiben mir einbildete, sondern weil sie mir was Gelehrtes abzuhandeln aufgetragen, denn ich kenne meine Schwäche) einzulassen, also werden sie sehr leicht schließen können, daß ich auf Ehre geizig sey, nämlich nicht nur einmal sondern öfters schriftlich zu bezeugen, daß ich mit ausnehmender Hochschätzung und Verehrung sey

Mademoiselle!

. . den 6ten Julius 1762.

ihr gehorsamstverbundenster
Diener
Dorian.

PS. Ich habe auf gnädigen Befehl allen schuldigen Respect beyseits gesetzet, und will in dem Worte, Mademoiselle, Ehre, Güte und dergleichen, alles was ihnen von Gnade gebühret, einmänteln, denn so befehlen sie.

Der

Der dritte Brief.

Mademoiselle!

Da haben sie schon wieder einen Brief, und damit sie nicht auf den Gedanken fallen mögen, als erwartete ich auf einen jeden der meinen erst eine Antwort, so schicke ich denselben nicht durch den ordentlichen Bothen. Dieser kömmt die Woche nur einmal, und es würde mir viel zu lang scheinen, bis zu seiner Ankunft die stückweise Erklärung des überschickten Bildes zu verschieben: und es würde auch ihnen, Mademoiselle, ungelegen seyn, acht Wochen bis auf eine vollständige Auslegung eines kleinen Bildes zu warten. Denn es sind acht Theile des Bildes, die von mir Anmerkungen fordern. Ich will ohne Umschweife zu der Erklärung des Bildes schreiten, so wie mir selbe der Geist der Freundschaft, den ich in mir zu herbergen wünsche, angeben wird. Das Bild stellet einen Jüngling vor. In Wahrheit ein ächtes Bild der Freundschaft. Denn ich halte für einen eigentlichen Character, daß die Freundschaft allzeit jung seyn,

niemal aber eralten soll. Freunde können immer alt werden, aber ihre Freundschaft muß auch in dem Greißenalter jung, frisch und lebhaft bleiben. Mich dünket dieses fordere die Wesenheit einer wahren Freundschaft. Darf ich selbe bestimmen, so nenne ich sie ein unzertrennliches Band zweyer, oder mehrern Herzen, Sinnen und Gedanken: doch meyne ich immer, die Freundschaft sey die beste, die sich wenige zu ihrer Verbindung wählet, weil viel getheilte Herzen keinem ganz, folglich kaum einem recht freundschaftlich in gewissen getheilten Umständen seyn können; und wenn ich es aufrichtig sagen soll, so sind zwey Gemüther unter sich die besten Freunde, weil sie die wahrhafteste seyn können. Und vieleicht ist auch einem jeden ein wahrer Freund genug, hat er mehrere, so werden sie zwar den Namen, aber kaum die Eigenschaft wahrer Freunde behalten; doch will ich nicht in Abrede stehen, daß dieser Gedanke Ausnahmen dulde; vieleicht habe ich die Gelegenheit, die Fälle zu nennen, welche Ausnahme leiden.

Ich will indessen von der Freundschaft, die zwischen zweyen Herzen grünet, einen Gegenstand meiner Erklärung seyn lassen, denn ein Herz so gegen mehrere will freundschaftlich geneiget seyn, trägt

eben-

ebendieselben Pflichten gegen mehrere, die es gegen einen schuldig ist.

Ich halte aber eine der ersten und vornehmsten Pflichten, daß die Freundschaft nimmermehr eralte, noch erkalte. Eine Liebe, die eraltet, oder doch durch die Länge der Zeit die Schwäche eines lahmen Alters annimmt, ist keine Freundschaftsliebe. Ich wundere allzeit, wenn gewisse Leute den sonst so schönen, aber in unsren Zeiten gewißlich zweydeutigen Namen der Liebe mit jenem der Freundschaft verwirren. Ich sehe allzeit die Liebe für eine Tochter, niemal aber für eine Mutter der Freundschaft an. Gemüther, die zuerst lieben, ehe sie den Grund einer wahren Freundschaft geleget haben, dörfen sich kecklich den Vorwurf machen lassen, daß sie bald eralten, und in der Liebe erkalten werden. Ich muß eine zweyfache Liebe unter den menschlichen Gemüthern und Herzen anmerken, die beyde nicht länger den schönen Namen der Freundschaft misbrauchen können, als sie von einem unächten Feuer der Liebe angefeuert sind. Erkaltet dieses, so verrauchet mit selbiger die entheiligte Freundschaft.

Es ist eine richtige Lehre der Weltweisheit, daß das menschliche Herz nichts als das Gute lieben könne: und die Warnung ist nicht vergeblich, daß unser unglückliches Herz eben sowohl das wahre, als das scheinbare Gut zu lieben pflege. Das Gute ist zweyfach, das eine so der Körper, das andere so die Seele des Menschen darleget. Ich will nicht weit ausschweifen, ich will beydes Gute nur in zwo Gattungen einschränken, das Gute des Körpers nenne ich die Schönheit, und das Gute der Seele die Vernunft; beyde edle Gaben der Natur und ihres Urhebers sind fähig, das menschliche Herz in Flammen der Liebe zu setzen. Sehen wir beyde in einem Menschen vereiniget, so brennet die Liebe heftiger, als wenn sie diese Gaben nur einzeln antrifft. Herzen, welche sich in die bloße Schönheit des Körpers verlieben, können sich keiner andern Freundschaft rühmen, als die alle Tage mit der runzelnden Schönheit mehr veraltet. Und gleichwie öfters die Schönheit nicht die Zahl der Jahre erwartet, um in ein häßliches Alter verstaltet zu werden, also wartet auch das Herz des Menschen die Dauer der Zeit nicht ab, um alt und kalt zu werden. Der Reif einer Krankheit, die Hitze eines Fiebers kann in einer Nacht die Rose abblättern, und

welken machen, und da hernach an dem schönen Körper nichts als die Dörner eines abgewelkten Gerippes übrig bleiben, so wird auch auf einmal das feurigste Herz gegen eine so jählings erdorrte Rose so gleichgültig, als wenn es die schöne Blume niemal gekennet, der es doch zuvor mit so schmäuchlerischen Schritten nachgegangen. Der Mund der gestern von Liebe und Freundschaft übergegangen, ist nun so spröde, daß er sich in verächtliche Mienen, ja in eckelnde Runzeln falten darf. Und wer wird von solchem Herzen glauben, daß in ihnen jemal ein Funken einer Freundschaft geglommen? Herzen die mit den Rosen der Schönheit welken, sind den Rosen selbsten gleich, die heute in der reizenden Blüthe stehen, und morgen sich zum Staube der Zergänglichkeit biegen. Es wäre gut, wenn sie sich nur bögen, und nicht gar abfielen.

Herzen und Gemüther, welche die Schönheit des Verstandes oder der Seele lieben; wenn sie selbe in einem schönen Körper allein lieben, so ist ihre Liebe schon verdächtig, daß, je reifer die Vernunft einer solchen Schönheit sich ausbreithet, desto älter und kälter die Liebe gegen einer solchen edeln Gabe der Vernunft sich zeigen werde.

So

So lang die Stirne glatt und glänzend ist, so werden alle Gedanken als Lichter dieses Thrones angebethet; durchfurchen aber die Stirne gelbe Runzeln, so ist der schönste Gedanke ein Unkraut eines magern Feldes; so lang aus rothen Lefzen der Witz und Scherz fließet, so sind es Orakel einer Sybille, sind aber die Lefzen erblasset, und können die abgebrochenen Ueberbleibsele der schwarzen Zähne nicht mehr bedecken, so ist die zierlichste Rede die abgeschmackteste Einfalt, und der alte Liebhaber gähnet für Langweile; warum? Weil die geschminckte Freundschaft mit der verrauchten Liebe in den Ruinen der abgewelkten Schönheit sich verlohren. Der in einem verrunzelten Körper zurückgebliebene Witz kann sich zu einem Glücke rechnen, wenn ihm sein alter Anbether das Compliment noch macht, daß er anfange unter den zweymaligen Kindern der klügeste zu seyn. Wer kann sich überreden lassen, daß in einer so spöttischen Seele jemal die Freundschaft auf eine Stunde geherberget habe?

Bezauberet aber den Freund die Vernunft des Geliebten allein, ohne eine Rücksicht auf die Schönheit, als der Wohnung der witzigen Seele, zu haben, so ist es doch noch ein Zweifel, ob sich

die

die Freundschaft nicht mit der Mode verwandle; denn in unsren verkehrten Zeiten ist es so weit gekommen, daß sich nicht so oft die Kleidertracht, als die Art zu dencken, zu reden, und zu scherzen, verändere. Es ist noch eine Probe der Liebe, wenn man einen Gedanken, eine Rede oder einen Scherz, der nicht nach dem neuesten Geschmacke ist, einen Einfall der alten Zeiten preiset. Es heißt, das ist ein Gelehrter von der alten Welt, und hiermit wirft ihn die abschiednehmende Freundschaft unter das alte verrostete Eisen. Hat aber die kluge Seele des Geliebten das Glück, aufrichtig geliebt und verehret zu werden, so steht sie dennoch immer in der Gefahr, mit dem Wachsthume der Jahre wie die alte Waaren ihren Werth zu verlieren; denn die Freundschaft, ich meyne die sogenannte, wird zu einer gemeinen Verträulichkeit, und da ergeht es der Klugheit, wie den Speisen, die man täglich zu Tische bringt, man wird derselben satt, und zuletzt erreget sie Eckel. Man verfolgt sie mit einem Widersprechungsgeiste, dieser gebiehrt einen geheimen Haß; die Liebe nimmt Abschied, und wenn es viel ist, so dienet sie noch zum Zeitvertreibe, wenn keine andere Geschäffte und Ergetzungen den Geist unterhalten. Aber die Kaltsinnigkeit kann doch Bürge dafür

seyn,

seyn, daß die Freundschaft mit den Jahren ver-altet sey, und ihrem letzten Ende sich nähere.

Wer soll aber sagen, daß in solchen wandelba-ren Gemüthern und Herzen jemal eine wahre und ächte Freundschaft ihren Sitz gehabt habe? Noch kenntlicher würde sich die Eraltung der Freund-schaft zeigen, wenn man noch niederträchtigere Gegenstände der öftern eigennützigen Liebe wollte zu einer Untersuchung fordern. Man würde zu ihrer Veraltung nicht Jahre, sondern Tage und wohl Stunden erwarten dörfen. Aber sagen sie mir, Mademoiselle, wenn sie jemal einen ächten Begriff von der schönen Freundschaft gehabt haben (und daß sie selben noch wirklich haben, muß ich mich aus dem überführen, weil sie nur die schöne Sitten lieben) sagen sie mir (ist meine Bitte) ob alle diese niederträchtigen Seelen sich des Ruh-mes einer wahren Freundschaft schmäucheln kön-nen? Die Freundschaft ist, oder soll doch seyn ein unzertrennliches Band zweyer Herzen, Sinne und Gedancken.

Wie kann das Herz eines solchen Häuchlers durch ein unzertrennliches Band der schönen Freundschaft mit dem andern Herzen verknüpfet

seyn,

seyn, wenn selbes eine einzige Runzel des Angesichts nicht nur in Falten leget, sondern in Drümmer zertrennet? Wie kann dieser Wankelbare sich rühmen, daß er mit dem andern eines Sinnes und Gedankens sey, wenn ihm die Gedanken des andern auf einmal so kühl und abgeschmackt dünken, weil sie aus einem Munde werden vorgebracht, der mit einem grauen Barte umlageret, oder der die Lücken der Zähne nicht mehr bedecken kann? Das Herz eines solchen Häuchlers hatte weder die Schönheit des andern Herzens, noch die Schönheit der Seele des andern zu einem Gegenstande, sondern bloß die Schönheit des Körpers: und mit diesem ist die Liebe abgewelket. Eine unwürdige Liebe für einen Freund. Und diese entsteht gemeiniglich unter Menschen von verschiedenem Geschlechte, nicht, als wenn unter selben keine wahre und aufrichtige Freundschaft bestehen könnte; sondern weil selten die Liebe unter zerschiedenem Geschlechte den wahren Grund der Freundschaft leget. Diese ist eine uneigennützige Neigung. Aber die Liebe ist eigennützig, die nur aus der Absicht, die unreine Sinne in der Schönheit einer solchen Rose zu weyden, oder die Vernunft und Klugheit des andern sich zu einem Zeitvertreibe zu wählen, Freundschaft aufrichtet. Sie

ist in Wahrheit keine Liebe, sondern eine häßliche Begierlichkeit jener ungezäumten Leidenschaft, die mehr in dem sinnlichen Körper, als in der Seele oder in dem Herzen des Liebenden ihren Sitz hat.

Es kann aber auch unter ebendiesem Geschlechte sich eine Liebe entspinnen, die den Namen einer Freundschaft misbraucht; weil sie leicht mit dem Wachsthume der Zeit veraltet, und erkaltet. Den Cleon drücket eine Angelegenheit: ein Unfall versetzet ihn in eine Noth, er klaget selbe dem guten Herzen des Mentors: er findet Bedaurniß und Mitleiden: er erhält Rath und That: Ich will sagen, der gutthätige Mentor giebt ihm nicht nur gute Anschläge, sondern er reichet ihm auch hülfreiche Hände: er redet ein gutes Wort für ihn: er strecket ihm ohne Eigennutz ein Darlehen vor: er wird zärtlich: er liebet diesen neuen Freund: er umarmet ihn dankbar: er schwöret ihm eine ewige Freundschaft: er verbindet sich ihm auf das heiligste: er erinneret sich niemalen seines Gutthäters des Mentors, daß er ihm nicht in Gedanken um den Hals falle; lasset aber diese Freundschaft mit den Jahren wachsen, lasset den Cleon sich aus seinen Nöthen wickeln, und den Gefahren entgehen; es wird viel seyn, wenn

er

er den Mentor noch kennet, da er ihm begegnet: ein gleichgültiger Gruß ist der ganze Zins für das Kapital der alten erwiesenen Freundschaft. Und Cleon soll jemals ein wahres freundschaftliches Herz gehabt haben? Sie werden mich dessen nimmermehr überreden, Cleon hat das Geld, den Rath und das Fürwort des Mentors, niemal aber sein freundschaftliches Herz, geliebet, und da die Gutthat veraltet, so ist auch mit selber die Freundschaft eraltet.

Eine gleiche Liebe finde ich noch unter ebendiesem Geschlechte, besonders, wenn sie die Jahre der Jugend noch nicht überschritten haben. Ich will es die Liebe der Cameradschaft nennen. Zween Jünglinge, wir wollen auch zwo junge Frauenzimmer setzen, finden unter sich eine gleiche Neigung, einen gleichen Geist, gleiche Leidenschaften: sie lieben immerdar: sie richten unter sich Bündnisse der Freundschaft auf: sie besuchen einander fleißig: sie gehen gern miteinander um: sie scheinen ein Herz, einen Sinn und einen Gedanken zu haben: die Liebe wächst so mächtig, daß sie ohne einander nicht mehr seyn können, ja jedes scheint die Hälfte des andern zu seyn. Lasset diese verliebte Pärgen erwachsen: lasset den einen oder den an-

dern Theil seinen Stand verändern: lasset sie Zeit und Gelegenheit trennen; ja lasset sie nur ihre Neigungen ändern, sehet ob diese Freundschaft standhaft sey. In dem wird das ganze freundschaftliche Andencken bestehen, daß eines von dem andern sagen wird, **wir waren auch einmal die besten Cameraden.** Müssen wir nicht erkennen, daß mit dem Alter die Liebe ausgerauchet? Und wie hat sich dieses zugetragen? Es fehlete diesem freundschaftlichen Paare der wahre Grund der Freundschaft: die Leidenschaften, die Neigungen waren gebunden, aber die Herzen nicht. Sinn und Gedancken waren zwar eines; aber der häßliche Eigennutz hatte sich mit eingemischet, die ungezogene Hoffnung, in dem Umgange seines Cameraden oder ihrer Camerädinn die blinde Begierden der Jugend zu ersättigen, oder den wilden Leidenschaften der feuerigen Jugend zu schmäucheln, waren die Absichten; da nun selbige mit den Jahren verrauchet, matt und kraftlos geworden, so ist auch das Feuer der Liebe abgestorben, und wenn auch noch zu Zeiten ein Funken aus dem kalten Aschenhaufen aufsteiget, so ist es eine bloße Erinnerung der alten gesättigten Eigenliebe, die in unsren Herzen niemal abstirbt, und bey der Erinnerung noch einige Freude,

keinesweges aber an dem Andenken des alten Freundes, sondern an dem Andenken der alten genossenen Lust ein Vergnügen spüret. Und so ist auch in diesen Herzen mit den Jahren die Liebe erkaltet und die Freundschaft veraltet.

Mademoiselle! Jetzt habe ich ihnen das lahme und kraftlose Alter der unächten Freundschaft und Liebe geschilderet, was für eine häßliche Gestalt (müssen sie es nicht selbsten gestehen) hat eine veraltete Freundschaft? Nun will ich ihnen die immergrünende Jugend einer wahren Freundschaft malen, und von ihnen das Urtheil erwarten, ob die Aegyptier wohlgethan, daß sie die Freundschaft in die Gestalt eines Jünglings eingekleidet. Melito ein wahrer Freund des treuen Sardus mußte seinem Berufe gemäß mit den östreichischen Truppen aus Italien nach Deutschland ziehen, Siegespalmen auf dem deutschen Boden einzuerndten. Zärtlich war der Abschied der treuen Freunde. Jeder verlohr ein halbes Herz. Bis an die Gränze des mantuanischen Gebiethes begleitete Sardus den theuren Melito. Der aufgedrückte Kuß, den eine rollende Zähre aus vier Augen feuchtete, war das Siegel der unsterblichen Liebe. Zehn ganze Jahre waren die Freunde getrennet, nur monat-

monatlich ein kleiner Handbrief berichtete dem einen die Umstände des andern. „ Wie lebst du, mein theurer Freund, „ war der Eingang, „ ich sterbe dein unzertrennlicher Freund, „ war der Schluß eines jeden Briefes. Melito so tapfer, so unglücklich war er, eine unbarmherzige Kanonenkugel riß ihm beyde Füße von dem Leibe; alle seine Geräthschaften wurden eine Beute des plündernden Feindes. Hoffnung und Glück waren zugleich gescheiteret. Melito schreibet seinen Verwandten, ihm hinlängliches Geld zur Zurückreise zu schicken. Drey Monate waren verstrichen, und er erhielt weder Geld noch Antwort auf ein dreymaliges Schreiben. Und wie? Melito hatte seinem besten Freunde dem Sardus sein Schicksal noch nicht berichtet? Nein, denn er wollte seinen Freund nicht betrüben. Nun da ihm seine Verwandten nicht antworteten, schreibt er an seinen Freund Sardus. Er bittet ihn, sich zu seinen Verwandten zu verfügen, die Ursache ihres Stillschweigens zu erfragen, und sie zum Mitleiden zu bewegen: „ Erinnere sie, werthester Freund (war der Schluß seines Briefes) „ daß ich Blut von ihrem Blute sey: daß sie mir wenigst das Meinige senden, um bald zurück zu kehren, und „ dich mein anderes Ich umarmen zu können,

„ denn

„ denn so unglücklich ich bin, daß ich kaum zur „ Hälfte lebe, so sterbe ich doch ganz dein Freund.„ Die Hand erstarrt, das Herz bricht, da Sardus den traurigen Schluß liest. Noch selbige Stunde setzet er sich zu Pferde, und flieget von Mayland nach Parma, um aus den Verwandten seines Freundes die Auflösung eines für ihn so betrübten Räthsels zu hören. Wie erschrickt, wie erblasset Sardus, da er das Schicksal seines Freundes vernimmt! Wie entsetzet er sich, da ihm die Verwandten seines Melito sagen: „ Was sollen „ wir mit einem so unnützen Menschen hier machen? Er kann in Ungarn in dem Invalidenhause sich von dem Monarchen nähren lassen, „ in dessen Dienste er ein so elender Krüppel geworden. „ Geärgeret eilet Sardus nach Mayland, einen Wechsel von 300 Zechinen übermacht er eilends nach Prag; „ dieses ist (schreibt er an „ Melito) was dir deine Freunde schicken, wer„ thester Freund, eile ohne Verweilen zu uns, „ wenn es deine Wunde zulassen, zu Lienz an den „ Gränzen des Tyrols werden dich deine Freunde „ erwarten. Ich aber in meinem Hause einen „ Freund umarmen, dessen treuester Freund der „ unveränderliche Sardus ist. „ Der krüppelhafte Melito kömmt langsam zu Lienz in dem

Tyrol an. Schon einen Monat hatte ihn allda Sardus erwartet. Wie entzückend war der Auftritt, da Sardus den elenden Melito aus dem Wagen hebet. Stunden lang liegen beyde sprachlos, Arme in Arme geschlungen. Ich meynte, meine Verwandten erwarteten mich? war die erste Frage des gerührten Melito. Ruhe aus mein Freund, sagte Sardus seufzend, wir werden sie schon antreffen, bis nach Mayland reisen die besten Freunde miteinander, und Melito wird keines Verwandten ansichtig. Sardus läßt seinen unglücklichen Freund in ein zubereitetes Zimmer tragen; sieh Melito, sagte er, nicht nur dieses mitlere Stockwerk meines Hauses soll deine eigene Wohnung seyn, sondern auch das ganze Haus und mein ganzes Vermögen ist das deinige. Und meine Verwandten? fraget wiederum Melito; diese sind deiner nicht würdig, antwortet Sardus, aber ich bin ihnen das Glück schuldig, die Proben meiner unerloschenen Freundschaft zu geben. Lebe, und damit ich lebe, lebe ruhig und zufrieden.

Mademoiselle! Ist diese Freundschaft in zehn Jahren nicht jünger geworden? Was meynen sie? So viel kann ich ihnen versichern, Sardus hat niemal seinen Freund Melito besuchet, und er

besuchte

besuchte ihn täglich zehnmal, wenn er nicht ganze Tage bey ihm saß, daß er ihm nicht neue, jüngere und lebhaftere Merkmaale der Freundschaft gegeben. Zwölf Jahre lebten beyde Freunde ein Herz, eine Seele, eines Sinnes, eines Gedankens. Den Sardus riß zuerst der unbescheidene Tod von der Seite des untröstlichen Melito, und da er vermeynte, seinen Vater verlohren zu haben, wurde ihm kund gemacht, daß ihn Sardus zu einem einzigen Erben aller seiner Güter eingesetzet habe: von so unglaublicher Güte durchdrungen wünschte Melito bey seinem Sardus in dem andern Leben versammelt zu werden. Ein halbes Jahr darauf, ich weis nicht war die Gutthat des Himmels, oder der dankbare Schmerz Schuld daran, folgte Melito seinem Sardus in die Ewigkeit nach, und er überließ den Freunden des Sardus alle seines Freundes und seine eigne reiche Erbschaften zurück.

Das ist mir eine rechte Fabel, werden sie sagen meine gnädige Fräule! Und ich sage, dieses ist ein rechter Abriß einer verjüngerten Freundschaft. Alte oder junge Freunde, wenn sich ihre Freundschaft in zwey und zwanzig Jahren nicht also wie diese verjüngeret, sind gewißlich keine

Freunde. Eine wahre Freundschaft muß mit den gebundenen Herzen aufwachsen, und eralten, aber sie darf niemal veralten. Ich will sagen, sie muß auch in dem spätesten Alter der Freunde die erste Kräfte der Jugend haben, in welchen sie zu blühen hat angefangen. Sie darf mit dem Wachsthume der Zeiten nicht abnehmen und schwächer werden, wohl aber kann sie zunehmen und stärkere Triebe zeigen. Der verträuliche tägliche Umgang, oder die Entfernung auf lange Zeit, oder die Unglücksfälle, in welche einer der Freunde gesetzet wird, könnten uns fürchten machen, daß die Freundschaft mit der Zeit ihre erste Kräfte verlieren, und nach und nach in eine frostige Gleichgültigkeit abarten möchte; allein, ich fordere von wahren Freunden gerad das Gegentheil. Der tägliche verträuliche Umgang muß der Freundschaft ihre Wurzel tiefer legen; die Entfernung muß das freundschaftliche Herz immerfort in gleichen Flammen der Liebe erhalten: und die Unglücksfälle des Freundes dörfen niemal einen Wechsel in dem Gemüthe des Freundes veranlassen: Folglich muß die Freundschaft allzeit in ebenderselben Blüthe, in ebenderselben Jugend, und in ebenderselben ersten Kräften und in ebenderselben Stärcke der Liebe verbleiben. Ich wüßte nicht,

wie

wie wir von der Dauer und Länge der Zeit eine Veraltung und Schwachheit der Freundschaft besorgen, ja muthmaßen könnten. Ist denn der ein wahrer Freund, der nur auf einen Tag, Monat oder auf ein Jahr sich zu einem Freunde verbindet? Ist dieses nicht der gemeinste, aber auch heiligste Schwur eines Freundes, daß sein Herz nichts als der Tod von dem Herzen seines Freundes trennen solle? Sagen, oder denken nicht also alle wahre Freunde? Ist ihnen nun dieser Gedanke, dieser Schwur, ja dieser Stolz der Freundschaft Ernst? So frage ich, können sie wahre Freunde seyn, ohne wirklich zu verlangen, daß sie ebendieselbige Freunde auf unendliche Jahre seyn? Denn er wird doch nicht wollen, daß er selbsten morgen, in einem Monathe, oder in einem Jahre absterbe, also will er aufrichtig, daß die Freundschaft von Seiten seiner in unerdenkliche Jahre bestehe: oder verlangt er, daß sein Freund morgen, in einem Monate oder in einer oder mehrerer Jahresfrist sterben möge. Verlangt er dieses, sagen sie ihm in meinem Namen, daß er der ärgste Feind seines Freundes sey. Es will also das erste Gesetz der Freundschaft, daß sie dauerhaft sey; wie kann sie

sie aber dauerhaft und beständig seyn, wenn sie mit den Jahren wechselt, abnimmt und schwächer wird? Es ist demnach ein wesentliches Stück der Freundschaft, daß sie ewig oder doch lebenslänglich bestehe; wie kann sie aber bestehen, wenn sie mit den wachsenden Jahren sich änderet und abnimmt? Ich habe es schon gesagt, der tägliche verträuliche Umgang, die Entfernung durch eine lange Zeit, oder die einem der Freunde zustoßende Unfälle müßten fähig seyn, die Freundschaft schwach, matt, kraftlos und alt zu machen; allein daß weder die Entfernung, noch die Unglücksfälle eine wahre Freundschaft schwächen, ermatten und entkräften dörfen, werde ich in der fernern Erklärung des Bildes erweisen. Es wäre also noch übrig, daß der tägliche und lange verträuliche Umgang zweener Freunde ein Ursprung der Veraltung der Freundschaft könnte seyn; wie ist aber dieses möglich? Herzen, die einander täglich mehr kennen lernen: Gemüther, die stündlich sich durch neue Proben ihrer edeln Gesinnungen genauer und enger verbinden: Geister, die wechselweise unter sich neue Kenntnisse des Grundes, warum sie sich einander als Freunde zu lieben angefangen, entdecken: wie können sie einem Wechsel unterworfen seyn, und sich zugleich einer wahren Freundschaft rühmen, de-

ren erstes Gesetz ist, beständig und dauerhaft ja unveränderlich bis in den Tod zu seyn, er folge nach Tagen oder Jahren? Wie kann sich aber eine Freundschaft beständig und dauerhaft nennen, wenn sie in der Blüthe der Jahre stark, feurig, mächtig und eifrig ist, hingegen nach dem Verlaufe der Zeiten, schwach, matt und kraftlos, wie das lahme und abgedorrte Alter wird?

Gnädige Fräule! Dieser Brief ist zu lang geworden. Ich habe auf dero Geduld gesündiget, wiewohlen ohne Vorsatz, weil ich selbsten nicht gewußt, daß ich schon das zweyte Blatt voll geschmieret. Ich will künftig kürzer seyn; aber sie werden mir auch mit der Aufgabe der Sittenlehren verschonen. Denn, wenn ich auf die Sittenregel der Freundschaft komme, so kann ich das Ende nicht finden; weil ich so unzählige Freundschaften ohne Freundschaften in dem heutigen Weltalter sehe. Ich möchte alle verbessern, und mein Eifer ist oft so verwegen, daß ich wünschen kann, wenn doch alle Herzen der Menschen nur ein Herz, und alle Sterbliche nur ein Freund wären. Denn ich bin von dem Glauben, ja von der Vernunft überzeuget, daß in dem Stande der Glückseligkeit, nach dem wir angebohrne und mit

uns

uns von der Wiege an aufgewachsene Triebe der Begierde verspüren (die gewißlich nicht können vergeblich seyn, weil die Natur nichts umsonst uns einpräget) nur ein Herz, eine Seele, ein Sinn und Gedanke seyn kann ; weil jede Entzweyung Unruhe und folglich Misvergnügen gebähren würde. Wer will mir aber verdenken, wenn ich diese Glückseligkeit allen Menschen schon auf Erden wünsche. Ich wünsche sie aber vergeblich, wenn unsre Freundschaft nicht nur beständig und dauerhaft ist. Wie kann sie aber beständig und dauerhaft seyn, wenn sie mit dem Wachsthume der Jahre veralten, ergrauen, schwach, matt und kraftlos werden will ? Sehen sie, mit was billigem Rechte die alte Aegyptier die Freundschaft unter der Gestalt eines Jünglings vorgestellet, weil die wahre Freundschaft ohne die Dauer nicht bestehen, die Dauer aber nicht behauptet werden kann, wenn sie nicht nach hundert Jahren, wenn sie Freunde erleben, in der ersten Blüthe, Jugend, Stärke und Vollkommenheit grünet.

Da haben sie auf dero gnädigen Befehl die erste Erklärung des überschickten Bildes und zugleich die erste Regel der Freundschaft, daß sie dauer-

dauerhaft und in der längsten Dauer allzeit jung, frisch, lebhaft und grünend seyn müsse.

Sie verbiethen mir alle Beobachtung der schuldigen Pflichten, ja sie sind so gütig oder philosophisch, dieselbe Complimente zu nennen, ich will eine Probe machen, daß ich gehorsamen können, und ohne alle Complimente mich unterzeichnen ꝛc. ꝛc.

... den 8 Julius 1762.

PS. Ich schreibe nicht wiederum, denn ich habe mich selbsten über diesen großen Brief entsetzet, bis ich weis, daß sie meine lange und unnütze Schreiben genehmhalten.

Der

Der vierte Brief.

Mein Herr!

Wie sind sie doch so gut! Sie wollen mir öfters schreiben: Sie wollen mir noch darzu von der Freundschaft schreiben: Ich will ihnen also itzo nicht sagen, was ich gedenke, weil ich erst aus ihren lieben Briefen lernen muß, ob ich es ihnen schreiben dörfe. Ihren ersten Brief hatte ich eben das zehntemal gelesen, da mir unser Jäger den zweyten brachte. Sie sind wirklich ein güldener Herr, sie schicken mir einen langen, langen Brief. In sechs Wochen verstehe ich ihn nicht, aber das verstehe ich wohl, daß sie unsrem Geschlechte nicht gut sind, ich meynte nur die junge Herren wären so schlimm, aber sie, ein Feind der Stutzer, wie sie sagten, kochen es uns nicht besser. Die Auslegung des Jünglings ist recht schön, aber warum haben die Aegyptier (denn ich kann nichts dargegen sagen, daß sie das Bild den Römern absprechen) die Freundschaft unter einem Jünglinge, und warum nicht unter der Gestalt einer Jungfrau vorgestellt? Oder warum

haben sie nicht die Anmerkung gemacht, daß dieser Jüngling auch ein junges Frauenzimmer seyn könnte. Ich sagte es dem Papa, ich wollte sie darüber fragen, Mägdchen, sagte er, nimm dich in acht, er wird dir deinen Vorwitz schon bezahlen. O thun sie es nicht, sonst werde ich ausgelacht. Von unsrem Hofmeister habe ich gelernet, da ich mit meinem Bruder mußte lateinisch lernen, daß amicitia generis feminini sey, und auch die Mama hat mich unterwiesen, daß in dem Französischen Amitié weiblichen Geschlechtes sey, und in dem Deutschen heißt es ja auch die Freundschaft, warum wollen denn die Aegyptier Wiedertäufer der Sprachen werden. Oder ist Freundschaft in der ägyptischen Sprache männlichen Geschlechtes ? Sie müssen mir aus dem Traume helfen.

Indessen sage ich ihnen Dank, daß sie mir einen so langen Brief geschrieben, schreiben sie noch länger:, denn ich kann des Lesens nicht satt werden; aber schimpfen sie unser Geschlecht nicht, damit ich die Briefe ihrer Freundschaft mit keiner Vertheidigung unterbrechen muß. Wenn sie die Freundschaft loben wollen, so müssen die Beyspiele Herren seyn, wollen sie selbe tadeln, so muß eine

unsres Geschlechtes die Schuld haben; wie schlimm sind sie? Auf ihre schöne Briefe kann ich nicht antworten, sie könnten wohl auf vier Wochen zu uns kommen, und da hätte ich vieleicht Muth, ihnen Einwürfe zu machen, weil sie mir mein Lehrer seyn müßten. Papa und Mama meynen auch so. Ists nicht so, ich habe in dem letzten Briefe ihr Compliment vergessen? Schreiben sie bald wieder, mit diesem Bothen schreiben sie, und denken sie nichts anders, als daß ich sey ꝛc.

... den 10ten Julius, 1762.

Der fünfte Brief.

Gnädige Fräule!

Was bürden sie mir für fürchterliche Laster auf? Ich soll dem schönen Geschlechte feind seyn: ich soll es schimpfen: und ich soll es in einem Briefe an ein Frauenzimmer geschimpfet haben: an ein Frauenzimmer, so scharf zu denken, und noch schärfer zu richten weis, und die in dem Stande wäre, so unverzeihendliche Fehler ewig zu rächen? Sie thun mir zu viel. Ich habe es geschrieben, und ich trage kein Bedenken, es noch

zehn-

zehnmal zu schreiben, daß eine thörichte Liebe zwischen verschiedenem Geschlechte, wenn sie die Schönheit des Körpers oder die Vernunft nur in einer schönen Wohnung zum Gegenstande hat, selten und wohl gar nicht eine ächte Freundschaft sey; weil nicht die Herzen, sondern die Augen, Sinne und Gelüste unter sich verbunden wären, und bey Verwelkung der Schönheit, das Band der Liebe sich trennen würde. Und es sind gemeiniglich die Mannsleute die ersten, welche die alte Freundschaft brechen, denn diese sind auch die ersten, so den Abfall der Schönheit an dem andern Geschlechte wahrnehmen, und wollte ich wetten, daß das häßlichste Weib sich für die schönste ihres Geschlechtes würde achten, und wenn ihr der Spiegel das Gegentheil sollte erzählen, so müßte derselbe, oder ihre Augen die Betrüger seyn. Der Fehler liegt also bey ihrem Geschlechte in der Natur, und der Mangel der Freundschaft, oder besser zu sagen, der unfreundschaftlichen Liebe in dem männlichen Geschlechte. Heißt nun dieses die Schuld und den Tadel auf das Frauenzimmer schieben? Freylich hätte ich zur Probe der ächten Freundschaft ein Paar junge Frauenzimmer aufführen können, da ich aber von der Dauer der Freundschaft zu reden hatte, so meynte

ich, ich könnte sie lebhafter in dem männlichen, als in dem weiblichen schildern; denn wie lang dauret gemeiniglich die Freundschaft zwischen zweyen jungen Mägdchen? Ueberlebet dieselbe das dreyßigste Jahr? Oder wenn sie selbe überlebet, besteht ihre Freundschaft in diesen Jahren in einer andern Verbindung, als sich einander ihr Schicksal zu klagen? In der Jugend ist die Freundschaft zwoer Camerädinnen allzu zärtlich, und da die Freundschaft was männliches an sich haben muß, so wäre das Beyspiel von diesem Alter nicht wohl getroffen gewesen. Hätte ich solches von einem höhern Alter nehmen wollen, so ist die Freundschaft des andern Geschlechtes viel zu kläglich in diesen Jahren, die Proben hätte ich in seinem öftern Besuche, in einem zärtlichen Mitleiden, und in einem Paar Duzend gegen einander ausgeschütteten Klagen setzen müssen, und da hätte man mir ausstellen können, ob auch die Liebe eines Paares so verrauchter Herzen weiter als in der Bewegung der Lefzen und der Augen bestehe? Wenn nämlich die erste von Seufzern, und die andere von Thränen aufzuschwellen pflegen? Ich hätte gefürchtet die Freundschaft mehr zu verstellen, als zu erweisen. Wie, suchet nicht ihr Geschlecht mehr Freunde als Freundinnen in

wichti-

wichtigen Angelegenheiten? Und ist dieses nicht eine der mächtigsten Proben der ächten Freundschaft, daß ein wahrer Freund auch in einem verwelkten Alter gegen seine mit ihm aufgewachsene Freundinn ein zärtliches und freundschaftliches Herz trägt? Denn daß das männliche Geschlecht gegen ein junges Frauenzimmer Freundschaft äußeren, ist keine besondere Probe einer Freundschaft; hat sie nicht wirklich eine verdächtige Liebe zum Grunde, so könnten es doch andere argwöhnen, und auch in einem mittelmäßigen Alter würde man die von Männern oder Jünglingen dem andern Geschlechte erwiesene Freundschaften nicht von allen Leidenschaften lossprechen. Ich hätte also einen Freund müssen schildern, der einer altbetagten Matron Werke der Freundschaft erwiese: würden sie aber nicht einige für eine Abtragung der alten Schuld: andere für Absichten eines Eigennutzes: und andere für eine lächerliche Zärtlichkeit zweyer Alten auszischen? Denn die Welt ist heute zu Tage zu schlimm in ihren Urtheilen. Zudem was für Unglücksfälle hätte ich einer solchen alten Matron aufdichten sollen, daß sie nicht übertrieben, oder dichterisch hätten scheinen müssen? Und diese sind es doch, in welchen sich die Stärke der Freundschaft zeigen muß. Be-

schuldigen sie mich demnach keiner Parteylichkeit, wenn ich zum Beyspiele einer dauerhaften Freundschaft das männliche, nicht aber das ihrige Geschlecht gewählet habe.

Vieleicht hatten die Aegyptier ebendiese Gründe, warum sie die Freundschaft in einem Jünglinge, nicht aber in einem jungen Frauenzimmer vorgestellet haben. Die erste Freundschaftsregel ist die Beständigkeit, durchsuchen sie, gnädige Fräule, die Eigenschaften ihres Geschlechtes, und sehen, ob nicht mit der Schönheit auch öfters das Gemüth veralte. Nicht, als wenn ich dero schönem Geschlechte die Unbeständigkeit als einen Erbtheil der Natur aufdringen wollte; gewißlich nicht, denn ich weis, daß es so edle Seelen als das männliche habe, und in selben kann die Beständigkeit wie in dem männlichen Sitz nehmen. Ich kenne ein Frauenzimmer, und wenn ich mit mehrern bekannt wäre, würde ich mehrere kennen, von deren Seele ich nicht nur die Beständigkeit erfahren, sondern auch selbe noch in dem grauesten Alter mit Grunde mir versprechen kann, weil ich überzeuget bin, daß sie ein freundschaftliches Herz habe. Wollte ich allen Frauenzimmern solches zutrauen, so würde mich ihr eigenes Geschlecht

schlecht einen Schmäuchler, und das unsrige einen Unerfahrnen heißen. Sie werden sagen, wer ist unbeständiger als die Mannsleute? Ich antworte, sind sie unbeständig gegen das ihrige Geschlecht, so müssen sie selbe nicht in dem freundschaftlichen Herzen, denn Männer, die unbeständig sind, sind keine Freunde, sondern in der Unbeständigkeit der weiblichen Gestalt suchen. Kennen sie einen solchen unbeständigen Menschen, so sagen sie es ihm frey in das Angesicht, daß seine Freundschaft eine thörichte Liebe gewesen sey, die bey der ersten Runzel, oder dem ersten grauen Haare des weiblichen Geschlechts verflogen. Sind aber die Mannsleute gegen ihr eigenes Geschlecht unbeständig, so werde ich es solchen Wankelmüthigen ungescheuet sagen, daß ihre Liebe Eigennutz und Verstellung, niemal aber Freundschaft gewesen sey; weil die Beständigkeit ein wesentlicher Character der Freundschaft ist. Und das war der Inhalt meines ersten Briefes, daß die Freundschaft in dem grauesten Alter müsse grünend und lebhaft, wie in der blühendesten Jugend seyn.

Die Aegyptier können noch einen andern Grund gehabt haben, die Freundschaft in die Gestalt eines Jünglings einzukleiden. Die Freundschaft

muß nämlich etwas Männliches an sich haben; weil sie muß starkmüthig seyn, wie ich noch erklären werde; und da die Schwäche dem ihrigen, die Stärke aber dem unsren nach der Naturlehre soll eigen seyn, so haben die Aegyptier das schöne Geschlecht nicht beschimpfet, sondern sie thun ihm Ehre an, wenn sie auch eine wahre Freundinn in der Gestalt eines Jünglings vorstellen; die Römer und Aegyptier, ja alle Nationen, wenn sie ein starkes Weib malen, so legen sie selber den Harnisch des Mannes um, und das weibliche Geschlecht selbsten kleidet sich nicht umsonst in der Amazonentracht, vieleicht wollen sie zu verstehen geben, daß auch in einem weiblichen Körper eine männliche Tugend thronen könne. Der Namen Tugend ist von dem Manne geborget, denn sie wissen ja, daß Tugend Virtus heiße; nicht zwar, als wenn die Tugenden nur das Erbe der Männer seyn, und die Tugend keine Herberge in dem andern Geschlechte finde, das sey fern, also zu denken, sondern zum Zeichen, daß auch ein Frauenzimmer, so tugendhaft ist, was Männliches an sich habe. Ist nun die Freundschaft eine der schönsten Tugenden, und kleidet die Tugend das Frauenzimmer am schönsten, so sagen sie im Namen meiner, allen und

jeden

jeden von ihrem Geschlechte, die ein wahres freundschaftliches Herz haben, daß sie recht was Männliches besitzen. Die ganze Welt verachtet den Mann, der weibisch ist, aber auch die ganze Welt ehret das Frauenzimmer, so männlich denkt, und männlich handelt. Lassen sie demnach die Freundschaft immer weiblichen Geschlechtes in der Sprachkunst seyn, in der That selbsten ist sie recht was Männliches, und die Aegyptier haben recht klug gehandelt, daß sie dieselbe in einem Jünglinge vorgestellet. Das Frauenzimmer höret gar zu gern, wenn man sie wegen ihrer Schönheit oder Vernunft Engel nennet, haben sie aber einmal gehöret, daß es Engelinn oder weibliche Engel in dem Himmel gäbe? Können sie nun keine Engel seyn, ohne die Gestalt eines Jünglings anzunehmen, so denken sie auch, daß sie keine wahre beständige Freundinnen seyn können, ohne in der Freundschaft so schön und lebhaft als ein Jüngling zu seyn. Und damit ich sie, meine gnädige Fräule, völlig befriedige, so denken sie, daß der Jüngling auf dem Bilde ein Engel sey, denn es soll ein Genius seyn, so in unsrer Sprache einen Engel bedeutet. Nun werden sie doch nicht mehr auf die Aegyptier böse seyn, weil dieselbe sie, wenn sie eine wahre beständige

dige Freundinn sind, als einen Engel erklären, denn den Engeln ist es eigen, nimmermehr zu veralten; und der Schluß wird seyn, daß die Freundschaft eine englische Tugend sey, deßwegen nenne ich sie den Vorgeschmack des Himmels auf Erden. Verzeihen sie mir diese Ausschweifung, sie hatten mich hierzu ausgeforderet, und wenn dieser Brief wieder zu lang wird, so nehmen sie es auf ihre Rechnung, und sagen nicht mehr, ich schimpfe ihr Geschlecht, sondern bekennen sie hübsch dankbar, daß ich es lobe, weil ich so gar ihrer angerbten Schwachheiten schone.

Aber nun wird es Zeit seyn, in der Erklärung des überschickten Bildes fortzufahren. Ich habe in meinem ersten Briefe vergessen, ihrem geschickten Pensel, vortreffliche Malerinn! den Weihrauch zu streuen, und ihre Kunst zu erheben; haben sie nur Geduld, wenn ich mit den Vorstellungen des Bildes werde fertig seyn, so werde ich den Künstler loben. Denn sie werden doch nicht läugnen, daß ihr Geschlecht nicht zornig werde, wenn man ihm das schuldige Lob zinset?

Die Aegyptier stellen demnach die Freundschaft in der Gestalt eines Jünglings und zwar mit

entdecktem Haupte vor. Der zweyte Character der schönen Freundschaft. Das entdeckte Haupt stellt bey den Aegyptiern eine Offenherzigkeit und freyes unverdecktes Gemüth vor. Oder, so eines ist, ein freyes und offenbares Bekenntniß dessen, wofür man sich ausgiebt. Sie fordern demnach von einem wahren Freunde, daß er frey und offenbar sey, und daß er sich in keiner Gelegenheit schäme, sich einen Freund seines Freundes zu nennen, und zu bekennen. Er muß allen, keinem ausgenommen, offenbar darlegen, daß er ein Freund sey. Er muß seinem Freunde selbsten in allen Fällen freye und offenbare Proben der Freundschaft geben, und er muß in keiner Gelegenheit sich seiner Freundschaft schämen. Drey Puncten bedeutet demnach das entdeckte Haupt des Jünglings. Gnädige Fräule! da haben sie wieder eine Probe, daß die Aegyptier die Freundschaft besser in der Gestalt eines Jünglinges als eines jungen Frauenzimmers vorgestellet; denn wenn schon in unsren Ländern das Frauenzimmer heute zu Tage kein Bedenken trägt, mit entblößtem und entdecktem Haupte zu gehen, so hatten es doch die ägyptischen Frauenzimmer nicht in dem Gebrauche, sie verdeckten nicht nur ihr Haupt, sondern auch das Angesicht. Die Entdeckung desselben

war bey ihnen ein Zeichen der Unverschämtheit, und war es eine Strafe des gefallenen Frauenzimmers, wenn sie ohne Schleyer mußten gehen; sie hielten den Schleyer für ein Zeugniß der Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit, und sie glaubten, die habe die Schamhaftigkeit verlohren, welche ihr Angesicht oder ihr Haupt entblößete. Sie konnten demnach die Freundschaft in der Gestalt eines entdeckten Frauenzimmers unmöglich vorstellen, wenn sie nicht gegen alle Sittengründe hätten lehren wollen, daß eine Freundschaft dörfe ungezogen und unverschämt seyn. Ja, was noch mehr ist, auch das männlich Geschlechte dörfte bey den Aegyptiern niemal das Haupt entblößen und entdecken, es wäre dann in dem Dienste der Götter, in den Werken der Religion, wo sie den Eid schwuren, und in der Zusammenkunft der Freunde. Sie wollten dardurch anzeigen, daß, wie man in dem Götterdienste, in den Werken der Religion müsse ein freyes und öffentliches Bekenntniß ablegen, und niemal seine Religion verläugnen, also müsse man auch in dem Bekenntnisse der Freundschaft offen und frey seyn, und man dörfe in keinem Falle den heiligen Bund der Freundschaft verläugnen.

Wer wird den für einen ächten Freund halten, der in einer Gesellschaft, Zusammenkunft, oder in einem Gespräche mit einem andern, oder vor andern Leuten sich anstellen wollte, als kennete er den nicht einmal, dem er doch die ewige Freundschaft geschworen? Menander steht vor seinem Fürsten; der Fürst redet von dem Polydor, der ein vertrauter Freund des Menanders ist, er sagt, Polydor soll ein kluger, ein vernünftiger Mann seyn, der den Staaten nützen könnte, wenn er zu einem öffentlichen Amte beförderet würde. Wie? Da Menander den Fürsten so löblich von seinem Freunde sprechen höret, würdet ihr ihn für einen aufrichtigen Freund des Polydors halten, wenn er schwiege, und eine so günstige Gelegenheit versäumte, alles Lobwürdige und Vortheilhafte von dem Polydor zu sprechen? Stünde es ihm nicht als einem Freunde zu, frey und offen zu sagen, gnädigster Herr! ich kenne den Polydor, er ist mein Freund, seine Eigenschaften sind mir bekannt: er verdiente beförderet zu werden: er könnte dem Staate nützliche Dienste erweisen, u. d. g. Wenn nun der Fürst auf die Empfehlung des Menanders den Polydor zu einer ansehnlichen Würde beförderte, und einmal zu dem Polydor sagte: Menander ist mir verklagt worden, er

sey träg in seiner Amtesverwaltung, schläfrig in seinem Dienste, eigennützig in seinen Handlungen. Könntet ihr den Polydor für einen Freund des Menanders ansehen, wenn er schwiege, die Achsel zückte, und seinen Freund zu vertheidigen versäumte; oder werdet ihr nicht von ihm und seiner Freundschaft fordern, daß er mit Bescheidenheit sage: Gnädigster Herr, dieses sind Klagen des Neides, der Verläumdung gegen meinen Freund Menander: Ich kenne seine Gesinnungen: mir ist sein Eifer bekannt: sein uneigennütziges Herz habe ich kennen gelernet: sie haben keinen treuern, keinen eifrigern, keinen großmüthigern Beamten, als Menander. Aristippes kömmt in eine Gesellschaft, Legionen von Menschen müssen in selber die Musterung passieren, auch an den vertrauten Freund des Aristippes, den unschuldigen Priapus, kömmt die Reihe; Priapus, sagt der eine, ist ein geiziger Mensch: und er ist noch stolz darbey, sagt der andere: und sein gemeinster Fehler ist der Eigensinn, setzet der dritte darzu. Was thut Aristippes, dort sitzet er, drehet seinen Stock um, sieht nach dem Wetter, und leget die Falten seines Kleides zurechte. Ist dieses der theure Freund des Priapus? Er kann es unmöglich seyn. Könnte er nicht dem

ersten,

ersten, dem zweyten und dem dritten sagen, meine Herren! sie kennen den Priapus nicht: er ist haushältisch, es ist wahr, aber seine zahlreiche Familie, und einige aufeinander folgende Unglücksfälle haben seinem Großmuthe Schranken gesetzet. Er geht itzt tiefsinnig, und ist eingezogen, aber der Kummer und nicht der Stolz machet ihn einsam: und wenn er gleich nicht allen Leuten recht giebt, so ist es doch kein Eigensinn, sondern die Erfahrung hat ihn anders denken gelehret.

Verzeihen sie es mir, meine gnädige Fräule! Ich hätte Beyspiele vom Frauenzimmer anführen sollen; aber wie kann ich Beyspiele anführen, die mir unbekannt sind? Soll ich selbe dichten? Welche werde ich dichten, daß mir nicht Vorwürfe geschehen werden, ich rede auf diese oder jene? Ich will gleichwohlen die Probe machen. Dort sitzt ein Duzend müssiger Frauenzimmer in einem bunden Reihen, sie werden doch merken, daß sie nicht darzu gehören, weil sie nimmer müssig sind? Haben sie die schöne Climene gestern Abends gesehen, sagt die eine zu ihrer Nachbarinn: wie thöricht kleidet sich die Läppinn. Wie frech ist sie in ihren Mienen, sagt die andere: sie meynt sie sey es allein, sagt die dritte: sie kann ihren Kopf

recht

recht steif halten vor Hochmuth, sagt die vierte: Ich will wetten, sagt die fünfte, sie hat gemeynt, sie sey neulich die Balkôniginn. Ihre vertrauteste Freundinn die Laura saß auch darbey: sie faltete zwar ein wenig die Stirne; aber sie verwehrte gleich wiederum mit ihrem Sonnenfächer die Ernsthaftigkeit: sie höret eine Zeitlang in der Stille zu, endlich sagt sie: die Aemilie ist auch nicht besser. Ist dann auch Laura die gute Freundinn der Climene! Gewißlich nicht; sonst hätte sie gesagt, Kinder ihr irret euch alle: ich kenne Climene besser, ihre Mama hat ihr den Aufputz gemacht: sie ist freymüthig gegen alle, aber nicht frech; denn sie ist ungezwungen auferzogen: sie hält auf ihre Ehre; aber sie achtet alle für besser als sich selbsten: und sie hätte ihnen allen den Schurz geküsset, wenn sie selbe ihrer Ansprache gewürdiget hätten. Sagen sie, gnädige Fräule, was forderten sie, nein! was forderte das heilige Gesetz der Freundschaft von ihrer Freundinn in solchen Fällen? Nicht wahr? Ein freyes, ein offenes Bekenntniß einer ungescheuten Freundschaft vor allen Leuten? Ein ächter Freund und eine wahre Freundinn dörfen niemal die Gelegenheit versäumen, ihr freundschaftliches Herz gegen ihren Freund und ihre Freundinn vor allen öffentlich

und frey zu bekennen, und vor allen Proben einer aufrichtigen Freundschaft darzulegen. Wie groß kann der Dienst seyn, wenn man andern seinen Freund anempfiehlt, und selben ungescheut vertheidiget? Wie groß kann aber auch der Schaden dem Freunde zuwachsen, wenn man thut, als kenne man seinen Freund nicht. Oder es gehe einen der Mensch nicht an, den Neid, Haß und Verläumdung verfolgen? Ein rechtschaffener Freund fühlet alle die Stiche, die man seinem Freunde versetzet; und das Lob seines Freundes durchquillt seine eigene Seele, wenn man Gutes von ihm spricht; denn Freunde haben nur ein Herz und nur eine Seele. Tadler und Verläumder scheuen sich, einem Menschen in das Angesicht Uebels zu reden, sehen sie nun und hören, daß ein Freund desjenigen zugegen ist, den sie durch ihre Zähne wollen ziehen, so sind sie behutsam; sie brechen ihre ungezogenen Reden ab; weil sie wissen, daß sie demselben in die Seele greifen, wenn sie seinen Freund mishandeln. Wie großer Nutzen kann dem Freunde ein öffentliches und freyes Bekenntniß der Freundschaft schaffen? Wie vielen Nachtheil kann aber auch eine Verstellung dem Freunde verursachen? Wie kann ersagen, daß er mit seinem Freunde ein Herz sey,

wenn er bey seiner Antastung unempfindlich, oder bey seinem Lobe gleichgültig bleibt ?

Ein wahrer Freund muß aber nicht nur gegen andere, sondern auch gegen seinen Freund selbsten frey und offenherzig seyn. Ich rede nicht von der Offenherzigkeit der Freundschaft, welche auch die innerste Gedanken des Herzens dem Freunde nicht verhölet, hiervon werde ich schon noch zu reden bekommen, sondern ich will mit den Aegyptiern eine Offenherzigkeit und Freyheit verstehen, die weder das Nützliche des Freundes versäumet, noch das Schädliche verschweiget. Wirklich eine rechte brüderliche, oder schwesterliche Freyheit der Freunden und Freundinnen ! Wenn ihr Menschen sehet, die sich Freunde nennen, und doch ihren Freund vor dem Nachtheiligen zu warnen sich scheuen, verabscheuet sie als den grausamsten Häuchler. Verabsäumen sie aber, das Wohl ihrer Freunde zu befördern, da sie können, fürchtet sie als die boshaftesten Verräther. Ich bleibe immer bey dem wesentlichen Character eines wahren und ächten Freundes, daß er mit seinem Freunde müsse ein Herz und eine Seele seyn. Ist aber Brimo ein Herz und eine Seele mit dem Glaucus ? Brimo sieht, daß sein Freund Glaucus

einen Weg wandelt, der ihn schnurgerad zu dem Verderben ziehet. Ich weis nicht, soll es Ehrfurcht, oder Gleichgültigkeit seyn, er schweiget, er warnet den Glaucus nicht. Glaucus fährt fort: morgen liegt er in dem Staube des Elendes. Ich habe es vorgesehen, sagt Brimo mit einer mitleidigen Miene, „ „ ich habe es vorausgewußt, dieses würde das Ende des Spieles seyn, „ aber ich fürchtete... Denn ein unglückliches Spiel hatte den Glaucus um all das Seinige gebracht, und damit ich die ganze Sache erzähle, die sich also zugetragen: Glaucus kam in die Bekanntschaft einiger jungen Leute, die Spieler waren. Menschen, die kein ander Handwerk treiben, als sich mit Spielen zu ernähren, sind schon an sich selbsten ein Völkgen, das nicht unter ehrliche Leute gehöret, weil es Dieben und Räubern nicht viel ungleich ist. Brimo der als ein treuer Freund dem Glaucus immer zur Seite war, aber wenig Lust an verschwenderischen Spielen fand, gab nur einen Zuschauer ab. Er merkte bald, daß Kunstgriffe in dem Spiele vorgiengen, die der betäubte, und von der Leidenschaft des Spielgeistes verblendete Glaucus nicht wahrnahm. Glaucus verlieret einmal; er verlieret zweymal; er verlieret dreymal und mehrmalen, und dieses in mehrern

rern Tagen. Die Hoffnung seinen Verlust zu ersetzen, ja, das ausgelegte Kapital mit Interesse einzuziehen, begeistert den Glaucus, daß er immer zu neuen Spielen die verwegene Spieler aufforderet. Brimo sieht mitleidig das Schicksal seines Freundes Glaucus an: er merket die Wirbeln, in denen die Gelder und Güter seines Freundes eingeschlungen werden. Aber, wie gesagt, er schweiget: er warnet den Glaucus nicht: und da Glaucus sein Hab und Gut durch Würfel verschleuderet, und den Bettelstab in Händen hat, trauret und klaget er mit ihm, und bekennet noch zum Ueberflusse, daß er die Abgründe vorausgesehen, in welchen sein treuester, sein bester Freund ist zu Grund gegangen. Sagen sie mir, Mademoiselle, hat Brimo freundschaftlich gehandelt? Hat er ein treues Herz gegen seinen Freund gehabt? Wie? Ein Herz des Brimo mit dem Herzen des Glaucus? so den Untergang vorausgefühlet, und doch nicht denselben als seinen eigenen empfunden hat? O des untreuen Freundes! Warum hat er nicht den ersten, oder doch wenigst den zweyten Tag dem Glaucus seinem besten Freunde frey und offenherzig in das Angesicht gesagt: „Bruder, ich misgönne dir „die Lust des Spieles nicht; aber diese Betrü-

„ ger sind keine Spieler für dich : sie haben dei-
„ nen Untergang geschworen , und den du nicht mit
„ verblendeten Augen kannst sehen, habe ich mit
„ freyen ausgekundschaftet. Du weist, daß dein
„ Glück das meinige ist, willst du mich glück-
„ lich sehen, so sey nicht unglücklich, fliehe die
„ Spieler, die dein Unglück schmieden.„ Sagen
sie, Mademoiselle ! hätte nicht diese Freyheit,
diese Offenherzigkeit einem Freunde , den sich
Brimo nennet, recht schön und wohl angestanden ?
Hätte nicht sein freundschaftliches Herz diese un-
gehäuchelte Freyheit von ihm gefordert, wenn er
mit dem Herzen des Glaucus nur ein Herz hatte ?
Brimo schweiget ? O des Untreuen ! Der un-
freundschaftliche Brimo ! Was fürchtet denn der
untreue Häuchler ? Daß Glaucus über seine
treue Warnung sich betrüben, in Zorn und Unge-
duld aufbrennen, den Brimo hassen, und das Band
seiner Freundschaft zertrennen möchte ? Thäte die-
ses Glaucus , ach, Mademoiselle, ich bitte sie,
glauben sie nimmermehr , daß Glaucus jemal ei-
nen freundschaftlichen Blutstropfen in seinen
Adern getragen. Ein Freund, der die Warnung
und das freundschaftliche Zureden seines Freundes
ungütig, ungeduldig, zornig aufnimmt, der ist
ein Barbar, ein Feind und kein Freund ; weil er

nicht ein Herz, nicht eine Seele, nicht einen Sinn und nicht einen Gedanken mit seinem Freunde hat. Und wenn Brimo den Zorn, die Ungeduld, die Betrübniß, und die Traurigkeit mehr als den Schaden und den Untergang seines Freundes Glaucus gefürchtet, o so ist auch Brimo ein Feind, ein grausamer Freund seines Glaucus, und seine ganze Freundschaft besteht in einem schändlichen Eigennutze. Ich lasse es gelten, daß die Leidenschaft, die Heftigkeit des Glaucus die Warnung des Brimo mit ungerechtem Eifer in dem ersten Augenblicke aufnehme: lasset ihn aber zu sich selbsten wieder kommen, lasset die Leidenschaft der Freundschaft und der Liebe den Platz wieder einnehmen: beschämet, reumüthig ungehalten auf sich selbsten wird er die Treue seines Freundes erkennen: dankbar wird er ihm um den Hals fallen: Abbitte wird er ihm thun: seine Thorheit wird er verdammen, und das Band seiner Freundschaft wird sich enger zusammen ziehen; geschieht es nicht, treuer Brimo fliehe den Glaucus, denn er ist niemal dein wahrer Freund gewesen. Es muß demnach der Freund in seinen Warnungen, Erinnerungen und freundschaftlichen Bestrafungen frey und offenherzig seyn, und der bestrafte Freund muß den Mund seines Freundes

küssen, der auf sein Wohl und Bestes bedacht, solche Dinge frey gesprochen, die ihm zwar seine Lust gestöret, aber nur eine Lust, die ihm eine so bittere Reue nachziehen können, und von der ihm sein strafender aber treuer Brimo befreyet hätte.

Meine gnädige Fräule! Ich habe es schon wieder versehen, daß ich zum Beyspiele der Freyheit des Freundes gegen seinen Freund Männer und nicht Frauenzimmer aufgeführet; aber ich werde noch einbringen können, was ich versäumet zu haben ihnen scheinen könnte. Erlauben sie mir demnach, daß ich ihnen was erzähle. Die schöne Selinde hatte einen Umgang mit einem jungen Herrn. Die Nachsicht der Aeltern rechtfertigte selben, weil sie hofften, Selinde werde mit der Zeit dieses jungen Herrn Reichthümer und Ehren und Vortheile der Familie zum Neide eines Duzend viel ansehnlicherer Familien erbeuten. Morine eine Vertraute der Selinde, die weit besser die Welt und in derselben den Character des Tydeus (so nennte sich der junge Herr) kennte, (denn vieleicht hatte er auch bey dieser Schönen seine vergebliche Aufwartung gemacht) sie wußte, daß Tydeus Namen von Lastern geschwärzet, und seine Seele noch von schwärzerer Un-

treue gefärbet war. Klug erwartete sie die Zeit, wo ihr Selinde ihr neues Glück selbsten würde predigen. Denn eine Hoffnung von so großem Glücke machet die verschwiegenste Schönheit beredet. Selinde schüttet wirklich alle Schätze ihres vermeynten Glückes in den Schooß ihrer Freundinn Morine aus. Morine die kluge, die freundschaftliche Morine ließ geflissentlich die Selinde alle ihre Kleinodien auskramen, die sie auf einmal aus der freygebigen Hand des Tydeus zu erbeuten vermeynte. Allerliebste Selinde! fieng endlich Morine mit einem Seufzer die Rede ihrer Freundschaft an, allerliebste Selinde, eine gewisse Leidenschaft, so man mit Unrecht die Liebe zu nennen pflegt, hat dir deine Augen vernebelt, daß du die Kette des Unglückes nicht siehst, in welcher dich der schmäuchlerische Tydeus gefangen schleppet, und in einen Irrgarten von Elend verführet. Tydeus Seele ist so schwarz von Lastern, und sein Namen hat einen so übeln Geruch unter ehrlichen Leuten, daß sein Umgang dir schon den allgemeinen Tadel über den Hals gezogen: und wenn du den Tydeus nicht fliehest, liebste Selinde, so ist deine Ehre verlohren, und du kannst ein Joch dir aufladen, so dir ewige Thränen kann ausdrücken. Tydeus schwärmet wie eine Mücke

von einem Lichte zum andern umher. Wer klug ist, hat gleich seine Absichten ausgelernet: du bist der Welt und der galanten Mode dieser Stutzer nicht erfahren: sie suchen Zeitvertreib, und so boshaft dörfen sie sagen, daß sie eine unbehutsame Schöne mit dem angeblichen geheiligten Bande der Ehe zu fangen ausgehen: Haben sie eine Zeitlang ihr Gespötte mit ihr getrieben, und die Einfältige mit ihrem wohllüstigen Zeitvertreibe aufgenarrt, so suchen sie eine neue Heldinn, und führen die erste an der Kette ihrer Bosheit in dem Triumphe umher. Der gute Namen der Unschuldigen wird ein Gegenstand des allgemeinen Gespräches, und die Welt, die immer das Schlimmere ehender, als das Bessere glaubt, schöpfet ungleiche Gedanken von ihrer Tugend: und die Ehre, auf welche ein kluges Frauenzimmer muß eifersüchtig seyn, geht zu Grund. Zürne nicht meine liebe Freundinn! Tydeus ist deiner Hand nicht würdig. Du würdest eine Sklavinn seiner Untreue seyn, wenn er sich mit dir auf ewig verknüpfen sollte. Unter einem Tyrannen würdest du seufzen, und der bittere Vorwurf, daß er dich zu einer reichen und angesehenen Frau hätte gemacht, würde dich zu seiner Aufwartung als eine Dienstmagd verdammen: und in Kummer

würdest du die Tage deiner unglücklichen Ehe beweinen. Fliehe, fliehe den Tydeus, der deiner Ehre ein so häßliches Fleckgen anklebet, und mit einer giftigen Lockspeise dich zu verführen gedenket. Sagen sie, Mademoiselle! was ist Selinde den freyen Warnungen der Morine schuldig? Was würde sie aber der Morine schuldig seyn, wenn sie geschwiegen, und ihre Freundinn mit ungehinderten Schritten ihrem Unglücke hätte zurennen lassen? Und vielleicht mit ihrer stillschweigenden Gutheißung den gethanen Schritt noch beförderet hätte? Als ihre ärgste Feindinn müßte Selinde die tückische Morine hassen.

Dieses ist also ein geheiligtes Gesetz der Freundschaft, daß man mit einer freyen und offenherzigen Zunge seinen Freund vor den Fehltritten warne: daß man seine Mängel ungehäuchelt freundschaftlich bestrafe: daß man ihm den Schaden und das Unglück, in welches man den unbehutsamen dahin rennen sieht, entdecke; denn, wenn Freunde nur ein Herz seyn müssen, so muß man den Nachtheil seines Freundes als seinen eigenen empfinden, und man muß auf die Unfälle des Freundes, wie auf seine eigene wachen, und wenn man den Freund sieht schlafen, ihn mit Dreistigkeit aufwecken,

und ihm die Augen vor seinem Untergange eröffnen. Man muß aber auch das Wohl seines Freundes als sein eigenes betrachten, man muß mit treuen und aufrichtigen Rathschlägen das Beste seines Freundes zu befördern suchen; weil es ihm, wie sein eigenes, an dem Herzen muß liegen. Clito fragt seinen Freund, warum er nicht bedacht sey, sein unfruchtbares Landgut einträglicher zu bauen, einen geschickten, einen ämsigen, einen treuen Haushalter zu bestellen, weil die Trägheit und die Nachläßigkeit des alten ihm bisshero alle Vortheile verkürzet hätten. Dem Fabius gefiel der Rath seines Freundes sehr wohl, (dieses war der Freund, dem er den guten Gedanken eröffnet; denn Fabius war keiner der besten Hauswirthe) und der Gedanke des Clito blieb nicht bey den Worten stehen: Freund, sagte er, wenn du willst räthlich zu Werke schreiten, siehe, ich will dir Vorschriften geben: du mußt Heerden von Schafen dir anschaffen, die deine müssige Triften können benutzen, und die magere düngen: die unfruchtbare Ellern mußt du umreißen, und mit Holz anfliegen lassen: die köstliche Weinberge, die so unnütz deine Säckel entschöpfen, mußt du ausrotten, und mit Samen anbauen, die steinigte Felder, die dir kaum den

Samen

Samen vergüten, weil sie gegen Mittag und auf Anhöhen liegen, in Weinberge verwandeln: siehe, ich habe einen rechtschaffenen Mann in meinen Diensten, einen Wirth den ich nach meinen Gedanken gebildet, den will ich auf so viele Jahre deinen Diensten überlassen, bis er dir dein Landgut, wie mir das meinige, hat fruchtbar angebauet, nur soll er von Zeiten zu Zeiten auf die meinige eine Aufsicht haben. Mademoiselle! wie gefällt ihnen der freundschaftliche Clito? Sein freundschaftliches Herz, werden sie sagen, entzücket das meinige. Und wie soll ihnen eine so gütige Sorgfalt für seinen Freund befremden können? Ist dieses nicht das Gesetz der Freundschaft, daß man frey seinem Freunde den Vortheil entdecke, den man selben aus Unwissenheit oder Säumniß vernachläßigen sieht? Will Cito ein Freund des Fabius seyn, so muß er den Nutzen und Vortheil des Fabius als seinen eigenen betrachten: und kann er hernach anders handeln, als er gehandelt hat? Vieleicht, wenn sie eine solche Freundinn sehen, wird ihnen diese Pflicht kenntlicher in die Augen fallen.

Dromilla, eine aufrichtige Freundinn der neulich vermittweten Camilla, höret mit Betrübniß,

daß

daß die Feinde ihrer Freundinn schlimme Anschläge schmieden, ihr ein Gut abzuzwingen, weil sie sich vorspiegeln, daß sie nach dem Sterbfalle ihres Ehemannes selbes nicht mehr nützlich könne verwalten. Sie hetzen die Gläubiger auf, auf die ungesäumte Forderungen der von dem Erblaßten gemachten Schulden zu dringen: sie vermeynen hierdurch die Camilla in eine Verlegenheit zu setzen, das Gut zur Unzeit unter der Hälfte des Werthes zu verlassen. Dromilla fliegt zu ihrer Freundinn, sie entdecket der gebeugten Wittwe die feindliche Anschläge, und da sie eine Stunde vergebliche Thränen gewechselt haben, und die trostlose Camilla ängstig geklaget, daß sie sich weder zu helfen noch zu rathen wisse: Sey getrost, mein Kind, sagt die freundschaftliche Dromilla, 6000 Thaler habe ich müssig in meinen Schränken liegen. Die schlaue Bauren haben bey einer ihnen so günstigen Zeit mir diese Kapitalien abgestoßen, ich gebe sie dir ohne Zinse: befriedige die ungestüme Gläubiger. Mir sind die Einkünfte deines einträglichen Gutes bekannt: du kannst mir das Darlehen zu 100, oder 1000 nach deiner Gemächlichkeit abtragen; denn wahre Freunde müssen ihre Güter gemeinschaftlich haben. Camilla ist getröstet, Dromilla hält ihr gegebenes

Wort,

Wort, und die Feinde der Camilla sind beschämet. Mademoiselle! gehöret diese Freyheit und Offenherzigkeit nicht in das Buch der unsterblichen Freunde? Hätte Dromilla die gehörte Anschläge verschwiegen: Hätte sie ihre 6000 Thaler eingesperret gehalten, in welchen Schaden wäre die Unglückliche gesetzet worden? So handelt die schöne Freundschaft, sie ist frey, sie ist offenherzig, sie sieht den Vortheil des Freundes für ihren eigenen an: sie kömmt der Bitte des Bedrängten zuvor, und sie geht recht darauf aus, das Wohl des Freundes aufrecht zu halten.

Noch eine Pflicht forderet die Freyheit und Offenherzigkeit der Freundschaft. Juba und Drusillus hatten auf einer hohen Schule einen unzertrennlichen Bund der Freundschaft aufgerichtet. Der Todesfall des Vaters forderte den Drusillus nach Haus. Drey unmündige Brüder und Schwestern bewogen ihn die Schulbücher in die Rechnungsbücher seines erbleichten Vaters zu verwechseln. Er übernahm die Handelschaft, aber mit widrigem Glücke. Die Unerfahrenheit, das Schicksal, die Nachsicht stürzte ihn in einen kläglichen Bankerott. Er vertauschte seine unglückliche Handelskunst mit einer Schiffahrt nach In-

dien.

dien. Aber auch auf dem Meere verfolgte ihn sein widriges Schicksal. Er fiel in die Hände der Barbarn von Salee. Als ein Leibeigener mußte er zwanzig Jahre die mühsame Ruder ziehen. Ein portugiesisches Schiff erbeutete die feindliche Galere. Die Sklaven wurden aus ihren schimpflichen Eisen erlöset, und in Holland an das Ufer gesetzet. In armen Lumpen bettelt Drusillus zu Leyden auf offenen Strassen. Juba, der indessen die Früchte seines Fleißes schon über 24 Jahre als ein berühmter Lehrer auf der hohen Schule daselbst gesammelt hatte, gieng unerkannt mit einigen vornehmen Standespersonen vor dem armen Drusillus vorbey ; der elende Sklav ersuchte sie um ein mitleidiges Almosen. Er erzählte mit wehmüthigen Thränen sein jammervolles Schicksal. Juba hatte indessen Zeit den Drusillus zu betrachten. Er fand die Züge seines alten Freundes in ihm. Wie nennest du dich, mein Freund! woher bist du gebürtig, fragte er ihn. Drusillus, antwortete der Elende, ist mein Namen, und Hamburg ist meine Geburtsstadt. Er hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, da ihm Juba um den Hals fiel und mit Erstaunung der Begleitenden tausend feurige Küsse auf seine blasse Wangen aufdrückte. Kennst

du

du deinen Juba nicht ? stammelte dem erstarrten Drusillus der gütige Juba zu, und Arme in Arme geschlungen eilte er mit seinem Freunde zu seinem Palaste. Die reicheste Stoffen zu Kleidern wurden ausgenommen und alle Freunde des Juba mußten Theil an der Freude nehmen, daß er seinen unvergeßlichen Drusillus wieder gefunden. Er kannte die Fähigkeit seines Freundes, und er wußte durch sein vermögendes Fürwort ihn zur Stelle eines Rathes des ostindischen Handels zu erhöhen, und also auf einmal dem Schicksale des Drusillus Gränze zu setzen. O eine wirkliche Freundschaft ! Juba in dem Stande des Glückes miskennet seinen Freund nicht in dem Stande des Elendes. Was werden Maulfreunde zu einem so prächtigen Beyspiele der Freundschaft sagen, die ihren Freund nicht mehr kennen, wenn sie nur einen Querfinger über selben von dem Glücke erhöhet werden ? Was werden die stolzen Freunde darzu sagen, die sich ihres alten Freundes schämen, wenn sie nur eine einzige Stufe höher auf dem Rade des blinden Glückes sich geschwungen ? Mörderische Bisse werden ihr schuldiges Gewissen durchnagen ; weil sie sich so weit von den Pflichten der wahren Freundschaft entfernet sehen ; aber wir wollen von ihnen sagen,

daß

daß sie niemalen wahre Freunde gewesen. Ein wahrer Freund schämet sich niemalen seines Freundes, er sey noch so tief von dem widrigen Schicksale erniedriget. Er drücket niemal seinen stolzen Hut in die Augen, um einen Freund zu miskennen, den ein Unfall in die Lumpen eines Bettlers gekleidet. Nein, mit entdecktem Haupte und mit ausgestreckten Armen eilet er dem Elenden entgegen, um vor andern eine Blöße zu decken, die er schmerzlicher als der Unglückliche fühlet. Eine heilige und löbliche Freyheit, auch in dem leuchtenden Reihen der Großen zu bekennen, dieser Bettler, den ihr in meinen Armen sehet, ist mein bester, mein treuester Freund.

Wie entzücket steht das Hausgesind da, wenn die gnädige Frau einer armen Bettlerinn, die mit einem Kinde an der Hand das Almosen flehet, weil ihr erblaßter und in dem Kriege getödteter Gemahl ihr nichts als das Pfand dieser Liebe zurück gelassen, einen Stuhl ihr an die Seite heißt stellen, und sie mit wehemüthigen Thränen ihr Schicksal bemitleidet, und ihren Gemahl bittet, der armen Tröpfinn ein Zimmer in ihrem Palaste einzuräumen, und sie als eine theure aber unglückselige Freundinn zu bewirthen; weil auch diese

die schöne Erfüllung der Pflichten einer wahren Freundschaft empfinden.

Mit Rechte haben demnach die Aegyptier die Freundschaft mit einem entdeckten Haupte vorgestellet, um die Sterbliche die Pflichten der Freundschaft zu lehren, daß ein wahrer und aufrichtiger Freund vor allen frey und offenherzig seinen Freund müsse bekennen; daß er seinen Freund selbsten mit freyem Gemüthe seiner Mängel und Fehler wegen müsse warnen, und die entdeckte Vortheile seinem Freunde müsse offenherzig anrathen, und endlich sich in keinem Falle seines Freundes schämen. Dieses ist also die zweyte Regel einer wahren Freundschaft, daß ein treuer Freund müsse frey und offenherzig seyn.

Mademoiselle! der Brief ist zu lang geworden, aber sie selbsten sind Schuld daran. Sie wollen Beyspiele ihres schönen Geschlechtes haben, und kann ich kurz seyn, wenn ich in zweyen Geschlechtern die Freundschaft muß schildern? Ich will mich befleißen in meinem künftigen Schreiben kürzer zu werden, weil ich noch keine Einwürfe zu beantworten habe, vieleicht hätte ich mehr geschrieben, wenn der Both nicht eilete, und vieleicht

schreibe

schreibe ich nun weniger, weil kein Both auf das künftige Schreiben wird dringen. Ich mag aber kurz oder lang schreiben, so sollen doch alle Briefe das Zeugniß bringen, daß ich mit tiefer Verehrung sey ꝛc.

. . den 12ten Julius 1762.

Der sechste Brief.

Gnädige Fräule!

Schon wieder ein Brief. Doch ich hatte ihnen selben schon gedrohet, vorgesehene Schläge thun nicht wehe. Ich will wetten, sie denken, ich sey so verwegen, und bilde mir ein, meine Briefe seyn Schläge. Legen sie diesen Argwohn ab. Wenn ich schon so stolz bin, mir zu schmäucheln, meine Anmerkungen werden ein so edles Herz, wie das ihrige ist, freundschaftlich bilden, so bin ich doch nicht so vermessen, daß ich glaube, es müsse durch Schläge geschehen. Die Schläge sind sehr verschiedentlich, eine ernsthafte Miene ist oft empfindlicher, als ein derber Schlag; aber ein freundschaftlicher Schlag, wenn er auch herb ist, wird für einen Scherz aufgenommen; kön-

nen meine Schläge herb seyn, da sie freundschaftlich sind? Ich will erwarten, was sie zu diesem Ausdrucke sagen, denn auch sie, Mademoiselle, haben mir in dem letztern geschrieben, sie entdeckten mir nicht sogleich was sie über meinen Brief gedächten. Die Rache ist süß. Die Leute sagen, ich zankete gern. Sie werden mir schon Stoff dazu geben. Bis er ankömmt, will ich in der Erläuterung der Vorstellungen des überschickten Bildes fortfahren. Man muß ja von oben anfangen, also von dem Haupte an wollen wir den Jüngling betrachten. Eine wunderbare Vorstellung! Haare auf einer Seite die mit Blumen durchflochten; kahle und graue Haare auf der andern, die sich für einen Jüngling nicht schicken. Was wollen hierdurch die Aegyptier sagen? Brauchen wir vielleicht erst einen Wahrsager darzu, um die Geheimnisse der Aegyptier zu errathen? Haare von Blumen durchflochten zeigen uns den grünenden Frühling der Jugend an. Haare auf kahlköpfigem Scheitel und darzu noch ergraute Haare, bilden uns den Winter des menschlichen Alters vor, und dieses ist jenes gebeugte Alter, so nicht allzeit nach der Zahl der Jahre, sondern auch öfters nach den Umständen der Zeiten wird ausgerechnet; so wie auch ein betagter Greis die

frohe und angenehme Tage des Frühlings kann zählen, wenn schon der Winter der strengen Natur ihm den grauen Schnee auf das ertrocknete Dach des Hauptes hat gereifet. Ich werde also nicht fehlen, wenn ich unter den mit Blumen besteckten Haaren die fröhliche und unter den kahlen und grauen Haaren des Jünglings die trockne und traurige Tage des Menschen verstehe: und den Gedanken der Aegyptier also erkläre: daß ein wahrer und aufrichtiger Freund wie in den fröhlichen Tagen des lachenden Frühlings, also in den traurigen Nächten des kahlen und grauenden Winters immer ebenderselbe Freund müsse seyn. Schier hätte ich mich geärgeret, daß die Aegyptier diese wichtige Eigenschaft eines treuen Freundes schon auf das Haupt des freundschaftlichen Jünglings gesetzet, und es nicht bis zur Bildung des Herzens versparet. Allein, eben weil dieses die entscheidendeste Eigenschaft eines Freundes ist, weil es auch die seltenste Uebung der Freunde unsrer Zeiten ist, so habe ich endlich erkennet; daß ich dem erfinderischen Maler noch einen herzlichen Dank schuldig sey, daß er mir Anlaß gegeben, gleich in dem Eingange der Abhandlung jenes von der Freundschaft zu berühren, was eine ganze Welt in ihren Freunden wünschet, und minder

als eine halbe in selber erfährt. O Zeiten! O Sitten! Sie werden lachen, und gedenken, als hätte ich vergessen, daß sie es eben sowohl verstanden hätten, wenn ich mit einem hundert heutiger Philosophen geseufzet hätte: O tempora! O mores! Doch nun haben sie auch diesen Seufzer gehöret, und wenn sie denselben noch in mehrern Sprachen zu hören ein Wohlgefallen haben, so kann ich ihnen die Versicherung geben, daß bey dieser bösen Welt die ganze Welt also seufze. Nur wahrhafte, nur aufrichtige Freunde will ich ausnehmen, und ach! verzeihen sie mir einen so tiefen Seufzer, wie klein ist die Zahl derselben. Denn Freunde in dem Frühlinge kann kein Auge eines Argus überschauen, und Freunde in dem Winter kann Diogenes kaum mit seiner Laterne finden. Und soll ich nicht noch einmal seufzen: O Zeiten! O Sitten! Ich vermeynte dieser gehässige alte Knippelreime:

Freunde genug beym Sonnenschein;
Im Trüben bist du doch allein;

wäre nur eine Klage der bleyenen Zeiten, aber die Leute sagen (und wie? sagen sie es nicht mit Wahrheit?) daß auch in unsren eisernen Zeiten dieses ein Klaglied sey, so man fast allen Sterblichen zu Grabe singe.

Die Freunde in dem Frühlinge verdienen wirklich keiner Achtung von uns. Schmarozer und Tellerlecker müssen wir sie nennen. Ich finde nichts Tugendhaftes noch Großes an einem Menschen, der fleißig in dem Besuche, in der Aufwartung, in der Diensterbiethung gegen einen Freund ist, der in dem Schooße des Glückes sitzet. Seine Besuche sind eigennützig, weil er sich bey einer Sonne will wärmen, die gütig gegen ihre Anbether ist. Seine Aufwartung an dem Morgen wird mit einer fetten Mittagsuppe belohnet, und es kostet ihn wenig, aus vollen Bechern auf die Gesundheit seines theuresten, seines besten Freundes sich zu berauschen. Er hat gut an dem ganzen Abende bey seinem Freunde zu sitzen, weil er ihm mit wechselnden Veränderungen die Zeit verkürzet. Es ist ihm leicht seine treue Dienste zur Aschen zu schwören, weil er sieht, daß sein reicher Freund seiner Dienste nicht bedörfe; und er weniger zu dienen nöthig hat, da ihn sein freygebiger Freund so herrlich bedienen läßt. Er kann ihm leicht sein ganzes Vermögen darbiethen, weil er überzeuget, daß seine Bäche in ein Meer fließen, aus dem sie wie große Flüsse zurück kehren. Dem ist gut dienen der keines Dienstes bedarf, und die bloße Beugung reichlich

belohnt. Er kann sich immer rühmen, daß er der unabsonderliche Schatten seines Freundes wolle seyn, weil er weis, daß er seinen Freund nur an Oerter darf begleiten, die mit Rosen gestreut, und mit immer grünenden Myrten besetzet sind. Und geht der Weg auch über Steine und Disteln, so weis er, daß er zur Seite seines Freundes in einem sanften Wagen keine Beschwerniß zu besorgen hat. Er hat gut sich bey andern einen Freund seines Freundes zu nennen, weil das Ansehen seines reichen und erhabenen Freundes ihm den Glanz der Ehre zustralet. Kurz: so lang der Frühling seines Freundes dauret, und selben die gutthätige Sonne anlachet, so lang kann er Rosen pflücken, und der lieblichen Sonnenstraalen sich erfreuen: und ich sehe nicht, welcher Dienste er sich gegen seinen Freund will rühmen, der mit ihm die Hälfte seines Glückes theilet. Aber lasset die Sonne untergehen, die Früchte von den Bäumen fallen, und die gelbe Blätter um den abgedorrten Stammen in dem Staube vermodern: lasset den kalten Schnee die dürre Reißer bedecken, und den frostigen Winter seines Freundes eintreten: ich will sagen, lasset das Glück seinem Freunde den Rücken zeigen, lasset ihn durch Unfälle seiner Güter entblößet in den

Stand

Stand der Armuth verfallen! Wie? werden sich alsdann auch die Freunde einfinden? Werden sie auch mit ihm aus einer hölzernen Schüssel die ungeschmalzenen Bohnen theilen, und aus einem Wasserkruge auf die Gesundheit ihres Freundes Bescheide thun? Wird der Treue seinem Freunde als der Schatten folgen, wenn er mit dem Bettelstabe an der Hand an die Fenster der Nachbarn klopfet, und ein Stück Brod als Almosen flehet? Wird er ihn auch durch die dornichten Wege zu der strohenen Hütte begleiten, die er zu einer armseligen Nachtherberge gewählet? Soll dieses der Unglückliche von seinem Freunde sich können versprechen, der ihm die Thüre seines Hauses vor der Nase zuriegelt, und aus einem halb geöffneten Fenster ihm mit einem kalten Helf die Gott abspeiset? Und wenn er ihm von ohngefähr auf der Strasse begegnet (denn wenn er gewußt hätte, daß ihm sein alter verarmter Freund würde aufstoßen, hätte er gewiß auch mit Umwege eine andere Gasse gewählet) mit eingedrücktem Hute vorüber geht, als hätte er den Fremdling in seinem Leben nicht gesehen? O güldene Freundschaft, wie bist du so jählings verblasset! Was rede ich? Dieser Unmensch hatte niemal einen freundschaftlichen Tropfen Blutes in seinen Adern

getragen. Ein Schmarozer, ein Tellerlecker seines Freundes ist er gewesen. Die Freundschaft, die güldene Tugend muß auch in dem Feuer der Drangsalen die Probe halten, verflieget sie, so ist es ein falsches Metall, ein Flittergold ist es gewesen. In fröhlichen Tagen muß man seine Freunde nicht suchen, in trüben wird man sie kennen lernen. Den, Mademoiselle, den wollen wir einen treuen Freund nennen, der in dem Winter wie in dem Frühlinge der Schatten seines Freundes bleibt, und mit ihm die trüben wie die heitern Tage theilet.

Alcibiades hatte das Unglück in die Ungnade seines Fürsten wegen Rückstand seines verrechneten Dienstes zu fallen, mit dem Verluste seiner Aemter und Würden stopften sich die Quellen seiner Einkünfte. Sein väterliches Erb hatte er in dem Dienste seines Fürsten an Kleidern, Pferden und Wagen verzehret, und da es zu dem täglichen Aufwande nicht hinreichte, hatte er sich in Schulden vertiefet. Ein wohl meublirter Palast, und einige prächtigen Gärten waren noch sein ganzes Vermögen. Die Zinse der geborgten Kapitalien konnte er nicht abtragen, die Gläubiger griffen zu dem Reste seiner Habschaften. Palast und Gärten, Hausgeräthe und Meubeln, ja Kleider und Geräthschaft wollten

zur Tilgung der Schulden nicht genug seyn. Wie brach ihm das Herz, da er seinen wohlerzogenen Sohn unter einer schweren Musqueten sah Schildwacht stehen; denn zu diesem Commißbrod hatte ihn die Noth seines Vaters gezwungen. Eine tugendhafte Tochter nahm eine erbarmende Matron zu einer Kammerjungfer auf. Noch zween unerwachsenen Knaben weinten um Brod zu dem hungerigen Vater. In einem abgetragenen Kittel, den sein ehemaliger Kutscher zur Bedeckung seiner Blöße ihm aus dem Stallfenster seines neuen Herrn zuwarf, elend gekleidet; denn auch den letzten Rock hatte er verkauft, um seinen schmachtenden Kindern Brod zu verschaffen, mit einem elenden Pfahle in der Hand trat er mit seinen armen Knaben eine ungewisse Reise an; und wo gedenket Alcibiades hin? Sogleich will ich es erzählen. Eine Menge seiner Freunde wohnten in der Stadt. Und keiner hat dem bedrängten Alcibiades eine hülfreiche Hand in diesem seinem Jammerfalle gebothen? Gewiß, Mademoiselle, so werden sie mich fragen wollen? Und ich muß ihnen mit Bedaurniß antworten, nicht ein einziger. Brutus, der zuvor alle Tage mit dem Alcibiades in seinem güldenen Wagen nach Hause gefahren, und an vollen Tafeln ihm täglich

lich den Schwur seiner ewigen Freundschaft erneuret: Cassius der alle Abendstunden an einem Spieltische mit Alcibiades getheilet hatte, und allzeit von den Geldern seines Freundes befrachtet nach Hause gieng, aber niemalen ohne ihn einer unzertrennlichen Freundschaft zu versichern: Plautus, dem Alcibiades durch die Gunst seines Fürsten zu einem reichen Dienste hatte verholfen, hatte ihm niemal die dankbare Aufwartung gemacht, daß er sich nicht mit einer tiefen Verbeugung einen ewig schuldigen Diener betheuret hätte. Und viele dergleichen theure Freunde und gehorsamste Diener, denen er entweder zu einem Stücke Brod hatte verholfen, oder mit denen er sein eigenes treulich getheilet hatte, hatten dem guten Alcibiades all ihr Vermögen durch die heiligsten Schwüre auf ewig zu Diensten verpflichtet. Und keiner von allen diesen in der Stadt, werden sie fragen, hat dem verunglückten Alcibiades sein Haus zur Wohnung, und seinen Tisch zur Nahrung angebothen? Nein, Mademoiselle, nicht einer. Er wollte dem Brutus an einem dunkeln Abend seine Noth klagen (denn bey Tage schämte er sich so erniedriget über die Strasse zu gehen, und Brutus sich noch mehr zu der Hütte seines alten Freundes herabzulassen) aber Brutus war

für

für den Alcibiades nicht zu Hause. Er kam an dem andern Abende wieder, und der höfliche Diener des Brutus kam ihm an der Thüre entgegen, und sagte, Brutus ließ ihm entbiethen, er möchte ihn mit seinen Besuchen verschonen, denn wenn es der Fürst erfahren sollte, daß er mit ihm Alcibiades umgienge, so könnte er ungleiche Gedanken schöpfen und ihm ein gleiches Schicksal begegnen. Auch dem Cassius begegnete an einem Abende der betrübte Alcibiades; ich bedaure sie mein theurer Freund! recht sehr bedaure ich sie, sagte Cassius, wären meine Umstände besser, sie sollten sehen, wie ich so genau die Pflichten der Freundschaften zu erfüllen wüßte, aber (und hier zückete er die Achseln recht hoch) was will man machen, man muß dem untreuen Glücke still halten. Ich werde mir einmal die Ehre auf eine Abendsuppe ausbitten. Aber Alcibiades gieng aus der Stadt, und Cassius hatte ihn noch nicht eingeladen, ja da er ihm ein andermal begegnete, kannte er ihn nicht einmal. Plautus, der ehrliche Plautus, drückete dem gebeugten Alcibiades einen Fünfzehner in die Hand, da er ihn zu einem Bürgen für einen seiner Gläubiger ersuchen wollte. Dieß ist alles was ich ihnen Gutes erweisen kann, sagte der mitleidige Plautus. Die übrige alle sahen den

armen

armen Alcibiades nicht mehr an. Sind dieses auch Freunde ? werden sie aufrufen, Mademoiselle ! Ach sie sind nimmermehr Freunde gewesen. Alcibiades reiset also mit seinen zweenen Knaben an den Händen aus der Stadt. Sie werden sagen, er wird in ein anderes Land reisen, wo er unerkannt mit dem Taglohne sein Leben wird kümmerlich hinbringen wollen. Sie irren, Mademoiselle ! Alcibiades reiset 16 Meilen mit seinen Kindern, eines um das andere trägt er auf seinen väterlichen Schultern. Die Städte geht er vorbey, aber in den Dörfern, die er durchpilgeret, sammelt er das Brod für seine Kinder. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß seine Gemahlinn gleich nach seinem Falle vor Kummer gestorben. Alcibiades kömmt endlich zu Sonnenburg an. Es war der Landsitz eines wohlverdienten Generals, der seine Tage allda in Ruhe wollte schliessen. Alcibiades kömmt mit seinen Knaben an das Thor, höflich macht ihm der Thorwärter auf. Wartet guter Freund, sagt der dienstbare Diener, ich will euch eine Schüssel voll Suppen für eure hungerige Kinder aus der Küche, und einen frischen Trunk Bier aus der Spende hohlen. Kommet, setzet euch indessen in die Thorstube. Ich danke euch alter Vater, sagt Alcibiades, und

ihm stiegen einige Thränen in die Augen. Ich möchte nur gern die Gnade haben, ein paar Worte mit dem Herrn General zu sprechen, wenn es ohne Beschwerde seyn kann. Er ist ausgeritten, sagte der Thorwärter, in einer Stunde mag er wohl zurückkommen, hier könnt ihr ihn abwarten, er redet mit allen Leuten, und ihr könnt bey dem Absteigen mit ihm sprechen. Indessen könnt ihr immer eure armen Kinder mit einer Suppe laben. Er nahm den Dienst dankbar an. Noch keine Stunde war verflossen da die ankommende Hunde die Ankunft des Generals verkündeten. Alcibiades mit seinen Knaben, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, stellte sich unter das Thor. Tief beugte er sich vor dem einreitenden General. Woher kommt ihr guter Freund, sagte der General noch zu Pferde. Aber Alcibiades konnte nicht reden, denn ein Seufzer hatte ihm den Mund gestopfet, und die Zunge gelähmet. Er will mit euer Gnaden sprechen, sagte der Thorwärter. Sogleich stieg der General von dem Pferde, und näherte sich dem Alcibiades. Was wollt ihr denn guter Freund, redete er ihn liebreich an. Ströme von Thränen waren die Antwort, und die unwissende Kinder von den Zähern des Vaters gerühret, heulten bitterlich zusammen.

Starr

Starr sah der General den Alcibiades an, denn sein Herz war schon gerühret. Ich meyne, ich soll euch kennen, guter Freund, sagte der General. Wie ist euer Name? Ich heiße Alcibiades, schluchzete der arme Vater, und hieß seine Kinder die Knie des Generals küssen. Alcibiades! rief der General, Alcibiades! Was ist dieses, und er fiel dem Weinenden um den Hals, und die Kinder auf ihren Knien, unter einem kläglichen Heulen, umarmten die Beine des Generals. Komm Freund! Komm in meine Stube, und sage mir, wie du so wunderlich in diesem Aufzuge zu mir kommest. An der Hand führte er den Bettler, die Kinder erfreuet, lachend folgten sie nach, und durch eine lange Reihe der Zimmer kamen sie in das Wohnzimmer des Generals. Stellet meinem Freunde einen Lehnsessel hieher, sagte der General zu den erstaunten Bedienten. Er nahm selbsten einen Stuhl und setzte sich vor dem Alcibiades nieder. Sage mir eilends, mein theurer Alcibiades, was soll dieser Aufzug bedeuten? Hier schüttete Alcibiades sein beklemmtes und kummervolles Herz aus. Jeder Streich des Unglückes, den er nach der Ordnung seiner Fälle erzählete, presste dem General neue Thränen aus den Augen, und da er erstummet und erstaunet

den Alcibiades hatte ausgehöret: Genug, mein liebster Alcibiades, sagte der sich erhohlende General, du bist bey deinem Amyndas, und dieses ist genug. Bringet mein rothes Kleid her, befahl er dem gerufenen Bedienten, und da er ein reich galonirtes Kleid hatte gebracht, führte er den Alcibiades in sein Schlafgemach. Er öffnete einen Schrank, hier, sagte er, sind neue Hemder: hier seidene Strümpfe: hier unten stehen neue Schuhe: hier kleide dich an, und ziehe diese Kleider indessen an, bis mein Schneider dir neue nach deinem Leibe wird verfertiget haben. Und diese Lumpen deines Unglücks laß hier liegen. Hier ist eine Perüke, die setze auf; und wenn du angekleidet, so komm heraus, daß wir zum Essen können gehen. Er führet indessen die Kinder selbsten zu der Haushälterinn: Kleidet in der Geschwinde, so gut ihr könnet, die armen Kinder, und bedienet sie, als wenn sie meine eigene wären. Er geht zurück: er umarmet auf ein neues seinen angekleideten Freund. Du bist bey deinem Amyndas, und dieß sey genug gesagt, denke und thu, als wenn dieses dein eigenes Haus wäre. Und hiermit führet er ihn in den Speisesaal. Vier Wochen leben die treuesten und besten Freunde der Erde vergnüget beysammen. Tägliche Ver-

änderungen wechseln die Freude, und weil der General an dem ersten Abende verbothen, keine Meldung des widrigen Schicksals mehr zu thun, so hatte auch der gehorsame Alcibiades kein Wort mehr gesprochen; und er wußte bis diese Stunde nicht, was aus seinem neuen Stande sollte werden. Der letzte Abend von der vierten Woche war es, da der General seinen Freund also anredete: Theuerester Alcibiades, nun wirst du dich einiger maaßen deines Kummers erhohlet haben. Nun wird es Zeit seyn, dir Proben meiner Freundschaft zu geben. 8000 Thaler, wie ich aus deiner Erzählung verstanden, bist du deinem Fürsten rückständig geblieben. 6000 Thaler waren deine Schulden, so du deinen Gläubigern noch zu zahlen hast: vor 4000 Thaler haben sie dir deinen Palast, Meubeln und Güter angenommen. Hier in diesen Säcken sind die 18000 Thaler, die zum Abtrage aller dieser Schulden bestimmet. Hier sind 20000 Thaler Wechselbriefe zu deiner standesmäßigen Unterhaltung. Es ist aber nicht genug, daß dir deine Glücksgüter ersetzet werden, auch deine Ehre muß gerettet, und deine große Gaben wiederum zu dem Dienste deines Fürsten, und zum Nutzen des Vaterlandes gangbar gemacht werden. Bist du zufrieden,

frieden, so werde ich dich nach drey Tagen zu deinem Fürsten zurück begleiten: und da du weist, daß ich meinen Groschen bey deinem Fürsten gelte, so wirst du auch meiner Fürsprache und meiner aufrichtigen Freundschaft was zutrauen. Willst du aber lieber in der Ruhe und in der Stille bey mir deine Tage zubringen, siehe, so ist mein Haus das deinige, und mein Vermögen wird auch das deinige seyn. Lang schwieg Alcibiades still, und die Thränen vertraten die Stelle der dankbaren Zunge. Endlich sammelte er die Kräfte seines von Wohlthaten unterdrückten Geistes. Bester Freund, der jemalen die Erde bewohnet hat (hier fiel er auf seine Knie, und wollte seines Freundes Füße umarmen) aber Ammyndas hob ihn auf, und sagte: nichts von Ausschweifungen, wo Freunde sind; entdecke mir nur deinen Willen, und alsdann wird der deinige auch der meinige seyn. Bester Freund der Erde, lallete Alcibiades, denn seine Zunge war noch immer gebunden, deine Gnaden (nichts Gnaden, fiel ihm Ammyndas in die Rede, Pflichten der Freundschaften mußt du sagen) deine Wohlthaten, o großer Freund! fährt Alcibiades fort, rühren mich weit empfindlicher als die härteste Streiche meines Unglückes. Meine Seele ist so verwirrt,

gönne mir die Zeit, morgen zu reden, da mir das Uebermaaß deiner Freundschaft heute zu reden verbiethet. Naß von Zähren eilet er in sein Zimmer, und an einem Fenster überdenket er die Großmuth seines Freundes. O der gütige Freund Amyndas, er selbsten trägt die Säckel und Wechselbriefe in das Zimmer des an seinem Fenster unaufmerksamen Alcibiades, und still kehret er zurück. Und da sie hernach Alcibiades erblicket, fließen neue Zähren über die Größe seines Freundes. An dem andern Morgen, da er die Nacht schlaflos von Erstaunung durchdrungen hingebracht hatte, sieht er Amyndas in dem Garten nach seiner Gewohnheit umher gehen: er eilet zu ihm: umarmet ihn, und sagt: Theurester Freund entlaß mich, meine Seele ist zu klein deine Großmuth zu übertragen. Duldete es dein großes Herz, so wollte ich in meinem armen Kittel zurückkehren; nur meine Kinder wollte ich dir zu einem Pfande meiner Liebe überlassen, um auf ewig deine Knechte zu seyn; in einer Höhle wollte ich dankbar für dich meine Hände zu dem Himmel ausstrecken, um dir einen ewigen Segen zu erflehen. Aber ich habe deine große Seele kennen gelernet, du willst daß Alcibiades lebe, und daß er mit Ehren lebe, so sey es, ich küsse deine theure Hand für diese unbegreif-

begreifliche Wohlthat. 8000 Thaler will ich zur Besänftigung meines Fürsten, und zur Vergütung seines Schadens, und 2000 zu einem neuen Anfange meines Glückes von deiner freygebigen Hand annehmen. Mein Fleiß, meine treue Dienste werden mir Brod und Nahrung verschaffen, und das Andenken, daß du mein Freund seyst, wird mich einer ewigen Dankbarkeit erinnern. Uebermorgen sey also der Tag, der betrübteste meines Lebens, der mich von dir auf einige Wochen sondere, und mir zu der Gnade meines Fürsten einen neuen Weg bahne. Freund! sagte der General, deine tugendhafte Entschließung ist mir genug, laß uns diese zween Tage vergnügt als Freunde zubringen. Rede kein Wort mehr von Wohlthaten, übermorgen soll der Anfang deines neuen Glückes seyn. Ein Wagen mit 6 Pferden bespannet erwartete den dritten Tag an dem ersten Morgen den Reisenden. Alcibiades wollte seinen Freund Amyndas noch einmal dankbar umarmen. Aber Amyndas kam selbem reisefertig entgegen. In deiner Stadt werde ich von dir den Beurlaubungskuß annehmen, sagte der General, bis dahin werde ich dich begleiten. Deine Knaben bleiben bey mir, bis du dein Haus in Ordnung gebracht, alsdann werde ich sie dir zurückführen. Alcibiades, dem

die Dankbarkeit neue Zähren ausdrückete, widersetzte sich dem Willen seines Freundes nicht. Er kennte seine Großmuth, die keine Schranken duldete. Sie reisen ab, die theuresten, die besten Freunde der Welt. Sie langten den andern Mittag in der Residenzstadt an. Sie stiegen nicht in einem Gasthofe, sondern in dem ehemaligen Palaste des Alcibiades ab. Wie erstaunte Alcibiades, da er von den Dienern seines Freundes Amyndas empfangen wurde: da ihm seine liebste Tochter in Hauskleidern entgegen kam, und sein bester Sohn ihm die Hand küssete: denn Amyndas hatte indessen den Palast und die Gärten seines Freundes wiederum eingelöset, und selbe dem Sohne und der Tochter einräumen lassen. Ich bin bezauberet, rief der erstaunte Alcibiades auf. Und meine liebsten Kinder finde ich in dem Hause ihres unglücklichen Vaters? Stelle dich zufrieden, sagte Amyndas, es ist dein Haus und bey dir werde ich itzt herbergen. Unter Thränen der Zärtlichkeit brachten sie den Abend zu. Des andern Tages wartete der General dem Fürsten auf, und geflissentlich wollte er, daß sein Freund Alcibiades ihn dahin nicht begleitete. Noch keine Stunde war verflossen; da ein Hofwagen an seine Thüre rollte, und ihm der Befehl des Fürsten

gemeldet wurde, eilends vor ihm zu erscheinen. Gnädigst wurde er aufgenommen, und zu seinen vorigen Aemtern, und Würden beförderet; denn Amyndas, dessen Verdienste ihn dem Fürsten so werth gemacht hatten, daß er seinem Bitten nichts versagen konnte, hatte die ganze Sache seines Freundes beygeleget. Sie speiseten bey Hofe, und kamen erst spat Abends zurück. Morgen, sagte Amyndas, verlasse ich dich Freund, denn du weist, daß ich das Geräusche des Hofes fliehe. Trockne Besuche, unfruchtbare Einladungen würden mich beunruhigen. Ich gehe mit dem Versprechen, dich bäldest wiederum zu sehen, und mich deines alten Glückes zu erfreuen. Alcibiades, der die unveränderliche Entschließungen seines theuresten Freundes kennte, und der jeden Wink gern für einen unverletzlichen Befehl hätte angenommen, antwortete mit Thränen und Seufzern (denn von der Stunde seines Schicksals an waren ihm die Thränen flüssig geworden) unter tausend Umarmungen nahm er selbigen schlaflosen Abend und den andern grausamen Morgen seinen Abschied von seinem theuresten Freunde. Noch den Ort wollte er sehen, um seinem treuen Schmerzen eine Linderung zu geben, wo sein Freund eine einzige Nacht geruhet hatte. Wie erstaunte er, da er alle

zurückgegebene Säckel und die Wechselbriefe seines Amyndas auf dem Tische beysammen fand. Er kennte seinen großmüthigen Freund, und wußte, daß er nicht einmal in einem Dankschreiben solcher Gnaden gedenken dörfte. Er vergütete also in der ersten Rechnung seinem Fürsten den so bitter bestraften Schaden: er zahlete den Rest seiner Schulden, und nach dem unverbesserlichen Beyspiele seines großmüthigen Freundes richtete er seine Haushaltung ein. Briefe auf Briefe, die wochentlich zweymal gewechselt wurden, erneuerten die Proben der Freundschaft unter den besten Freunden. Alle drey Monate wechselten sie ihren Besuch: Itzt rollte Amyndas zu dem Alcibiades in die Stadt: itzt rasselte Alcibiades mit seinem Wagen nach Sonnenburg. Sich freundschaftlich zu umarmen waren die Absichten der treuesten Freunde. Einmal konnte sich Alcibiades zu Sonnenburg seiner alten Thränen nicht enthalten, da er mit Erstaunung sah, daß in dem Kleiderschranke seines Freundes seine zerfetzte Lumpen den Rang der Schönheit und Kostbarkeit hatten. Doch er schwieg, und meldete nicht einmal, daß er die Güte seines Freundes beobachtet hätte, weil er das uneigennützige Herz seines besten Freundes kennete. Sie werden noch wissen

wol

wollen, Mademoiselle, wenn Amyndas seinem Freunde Alcibiades seine lieben Knaben und Geleitsmänner in seinem Unglücke zurückgeführet habe? Ich will es kürzlich sagen, er hat sie nicht mehr zurückgeführet: er hat sie männlich erzogen: er hat sie zu Erben seines Vermögens eingesetzet. Sie werden fragen, ist denn ein so großer Freund auch sterblich gewesen? Ach! meine verehrteste Mademoiselle! er lebt noch der unsterbliche Freund: er hat die beyden Brüder, oder die Söhne seines Freundes an Kindesstatt angenommen: sie haben den Namen Sonnenburg müssen annehmen und sie lieben auch den Vater ihres Vaters als ihren wirklichen Vater. Tausend Dinge hätte ich ihnen noch von den freundschaftlichen Wechslungen dieser Freunde zu erzählen; aber meine Absicht ihnen falsche Freunde in dem Frühlinge, und wahre Freunde in dem Winter des Glückes zu zeigen, habe ich erfüllet. Erlauben sie mir demnach noch drey Worte zur Anmerkung über die Wahrheit treuer Freunde zu schreiben. Sich nur einen Freund zu bekennen, wenn die Glückssonne scheint, halte ich nicht nur für keine wahre Freundschaft, sondern ich achte es wirklich für einen häßlichen Geiz des Eigennutzes; es wäre denn, daß der Freund auch in den trü-

den Tagen des Unglücks ebendasselbe Herz zeigete. Die Freundschaft ist so ein zartes Wesen, und eine so heicklichte Tugend, daß sie allen Schein des Eigennutzes in sich selbsten fliehet und in ihrem Freunde verabscheuet. Sie ist für sich selbsten geneigt, auch zu ihrem eigenen Nachtheile alle Güter, die sie besitzet, mit ihrem Freunde nicht nur gemeinschaftlich zu haben, sondern auch dieselbe ihm eigen zu wiedmen. Ja dieses ist ihre wahre und vorzügliche Lust und Freude, wenn sie sich ihres eigenen Rockes kann entkleiden, um selben ihrem Freunde anzulegen. Wir haben es zwischen zweenen wahren Freunden, dem Jonathas und David, gesehen. Kein Freund kann die Geschichte ohne Rührung lesen, und kein falscher und eigennütziger Freund kann sie ohne Beschämung anhören. Ich halte es demnach für eine wesentliche Eigenschaft eines wahren Freundes, daß er das Seinige nicht nur mit seinem Freunde gemeinschaftlich habe, sondern auch zum Zeugnisse seiner treuen Freundschaft sich nicht allein des Ueberflüssigen, als auch des Nothwendigen entblöße, und dasselbe seinem treuen Freunde als ein Zeugniß seiner Liebe aufdringe. Hat nun der Gegenfreund eine eben so treue und aufrichtige Gesinnung, so wird er nimmermehr zugeben, daß

sich

sich sein Freund des Seinigen, es sey das Ueberflüssige oder Nothwendige, entblöße, es wäre dann, daß ihn die Noth zu einer Erniedrigung zwänge, von einem Freunde das anzunehmen, welches er ihm lieber aus Freundschaft mittheilen, als von ihm fordern oder annehmen wollte. Denn ich habe es gesagt, und ich wiederhohle es, die Freundschaft ist zärtlich, sie ist heicklicht. Dieses kann sie endlich gleichgültig, ja mit Vergnügen ertragen, wenn sie alles mit dem Freunde gemeinschaftlich besitzet. Aber, wenn sie sieht, daß der Freund sich des Seinigen berauben will, so hat sie fleißige Achtung, ob die Beraubung seinem Freunde zum Nachtheile gereiche. Hält sie es dafür, so achtet sie es für einen Mangel der Freundschaft, wenn sie ihren Freund in Noth wollte setzen, um sich aus ihrer eigenen zu retten: und die Freygebigkeit ihres Freundes sieht sie für eine Wohlthat an, die sie nicht anders belohnen zu können glaubt, als wenn sie lieber selbsten ihre Noth will ertragen, als unter derselben ihren Freund will schmachten sehen. Hier entsteht nun der süsseste Streit zwischen zweenen besten Freunden, der erstere will Noth leiden, um seinen Freund aus derselben großmüthig zu retten: der andere will lieber die Noth ertragen,

als in dieselbe seinen Freund setzen. Was thun die treuen Freunde ? Sie theilen ihr Schicksal. Der vermögende Freund giebt seinem verarmten Freunde das Seinige, und theilet es mit ihm: langen seine Güter nicht hin, der Noth seines Freundes zu steuren, so theilet er auch die Noth mit ihm. Und warum dieses alles. Keiner von beyden will eigennützig scheinen. Behielte der Vermögende seine Güter, und wollte der Noth seines Freundes nicht steuren, so wäre er eigennützig, weil er sein, und nicht seines Freundes Wohl suchete: Nähme der verarmete Freund die Güte seines vermögenden Freundes sogleich und ohne Widerrede an, so verriethe er den häßlichen Eigennutz; weil er sein eigenes nicht aber das Wohl seines Freundes suchete. Da nun der eine wie der andere den Eigennutz verabscheuet, so theilen sie beyde ihr Herz, aber der vermögende muß den Anfang machen, und der verarmete wird seinen Fußtapfen folgen, wenn sie beyde wahre Freunde sind.

Mademoiselle ! Was meynen sie, was ich aus diesen Gründen für einen Schluß will ziehen ? Vieleicht erwarten sie jenen nicht, den ich schon mit Rechte wirklich gezogen. Hier ist er: Freun-

de

de müssen in dem Frühlinge des Glückes wie in dem Winter des Unglückes ebendieselben Freunde seyn ; und da sie in dem Frühlinge des Glückes keine, oder nur seltene Proben ihrer Freundschaft können ablegen, so müssen sie vornehmlich in dem Winter des Unglückes die Proben ihrer Freundschaft geben. Und dieses ist eines der heiligsten Gesetze, in dem Winter sich einen Freund, wie in dem Frühlinge zu zeigen ; wenn er sich nicht eines Eigennutzes will schuldig machen, und zugleich der Welt erklären, daß er niemal ein wahrer Freund gewesen. Ich mache ihnen die Probe aus meinen obigen Sätzen. Ich behaupte, daß wahre Freunde den Eigennutz hassen. Dieses war der erste Satz. Ich sage, Freunde können ihre Uneigennützigkeit nicht besser an den Tag legen, als in den trüben Tagen des Winters der Unglücksfälle, oder der dringenden Noth ; denn so lang der eine wie der andere in dem Ueberflusse lebet, so besteht ihre Freundschaft in Neigungen des Herzens, und in treuen Gesinnungen, die sie bereit machen, wenn es der Fall fordern sollte, einander werkthätige Proben der Freundschaft zu geben : Sind nun diese Gesinnungen, diese Wünsche, und unter sich öfters betheuerte Anerbiethungen ihrer bereiten treuen Dienste aufrichtig, so

muß solches die Probe in dem Falle der Nothwendigkeit geben. Der eine fällt in Dürftigkeit, er sucht Hülfe bey seinem Freunde: dieser ist bereit, vermög der freundschaftlichen Pflichten der Noth seines Freundes zu steuren: er verlangt die Art zu wissen, wodurch er ihm helfen könne: der andere schüttet sein Herz aus, und giebt dardurch zu erkennen, worinn der zu leistende Dienst bestehen könnte: weigeret sich der eine seinem Freunde Hülfe zu leisten, um sich auch nicht einmal des Ueberflüssigen zu entblößen, so zeiget er einen häßlichen Eigennutz, und giebt zu erkennen, daß seine Freundschaft in Worten und leeren Anerbietungen bestanden: findet er aber, daß zur Hülfe seines Freundes sein Ueberflüssiges nicht hinreiche, so er nicht nur bereit ist, seinem leidenden Freunde mitzutheilen; sondern selbem es liebreich aufdringt; so kömmt es nun auf den nothleidenden Freund an, seine uneigennützige Liebe auch zu zeigen: Ist sein Freund bereit, sich des Nothwendigen zu berauben, und so weit zu berauben, daß er sich in eine größere Noth, als sein dürftiger Freund, stecket, und der dürftige Freund nimmt es an, so ist er der eigennützige; theilet er aber mit seinem Freunde also das Nothwendige, daß ihre Dürftigkeit gleich wird, so werden wir auf keiner

Seite einen Eigennutz, sondern lauter Liebe und Freundschaft sehen; weil hernach beyde in dem Winter des Unglückes in den Werken und in der That, wie zuvor in dem Frühlinge des Glückes in den Wünschen und treuen Diensterbiethungen, einander gleich sind. Will sich der einige Freund gegen den Dürftigen entschuldigen, vorgebend, er könne sich nicht selbsten in Noth stecken, weil ihm das Hemd näher als der Rock anliege, so ist seine Entschuldigung für eigennützig zu halten, weil er seinem leidenden Freunde zu Liebe den Winter seines Unglückes nicht kosten will: will aber der dürftige Freund das Nothwendige seines Freundes ohne Weigerung annehmen, um seinen Winter in den vorigen Frühling zu verwechseln, ohne Rücksicht, daß sein freygebiger Freund den Winter allein solle ertragen, so ist dieses eine Forderung des Eigennutzes. Theilet aber der erste von seinen nothwendigen Gütern so vieles dem Dürftigen mit, daß er ihm seinen Winter erträglich mache, und läßt der Dürftige seinem hülfreichenden Freunde so vieles, daß demselben die Dürftigkeit nicht beschwerlicher, als ihm selbsten falle, so werden sie beyde ein gleiches Herz und ein gleiches Schicksal theilen. Es folget also, daß die Probe der Freundschaft in dem Winter des Un-

glückes

glückes sich am kenntlichsten zeige, und daß in demselben Freunde einander gleich müssen seyn. Und dieses wollen die Aegyptier in ihrem Bilde ausdrücken, wenn sie die Hälfte der Haare mit Blumen durchflechten, und die andere Hälfte kahl und ergrauet vorstellen. Die Herzen der Freunde müssen in dem Frühlinge des Glückes durch die treue Gesinnungen, und in dem Winter des Unglückes durch That und Werke einander gleich, und folglich nur ein Herz seyn.

Wir wollen diese schöne Probe der Freundschaft noch in einem andern freundschaftlichen Paare bewundern. Flavia und Fausta zwo der vertrautesten Freundinnen lebten in einer Stadt: sie hatten von der Kindheit an einander ihr Herz getheilet. Und wenn schon beyde dasselbe durch ein zärtliches Band der Ehe mit den würdigsten Gemahlen verknüpfet hatten; so bliebe doch das Band ihrer Freundschaft unzertrennlich. Fausta war die erste, die durch den Todesfall ihres besten Gemahls wiederum in die Freyheit gesetzet wurde. Denn sie hatte nicht einmal ein Pfand der Liebe von ihrem besten Gemahle übrig behalten; weil der unbescheidene Tod ihr auch eine einzige Tochter geraubet. Sie war also eine vollkommene Erbinn al-

ler der Glücksgüter, mit denen sie der Himmel durch dieses Band der Ehe gesegnet hatte. Flavia besaß zwar keine so reiche Güter; doch lebte sie mit ihrem Gemahle vergnügt; weil sein einträglicher Dienst sie mit ihren sechs Kindern (denn so reich war der Segen ihrer Ehe) ehrlich ernährete. Er liebte zwar Pracht und Aufwand; doch weil sie dardurch keinen Mangel verspürete, widersetzte sie sich den Neigungen ihres Gemahles nicht. Aber der unversehene Todesfall öffnete ihr eine betrübte Scene. Kaum war der zärtlich Geliebte mit ihren treuen Wittwenthränen zu Grabe begleitet, meldeten sich eine Menge der Schulden: und sie sah sich in wenigen Wochen also alles des Ihrigen entblößet, daß sie mit sechs unerzogenen Kindern weder Brod, noch Wohnung mehr fand, und wohin sollte die Bedrängte ihre Zuflucht nehmen als zu ihrer vertrautesten Freundinn? Sie fand auch offene Thüre und Arme, ihrer reichen Freundinn war es leicht, die Flavia mit ihren sechs Kindern standesmäßig zu nähren, denn sie wußte die Pflichten der Freundschaft, daß Freunde ihr Glück, wie ihr Unglück müßten theilen. Sie räumte der unglücklichen Flavia eines ihrer Häuser ein, und reichte ihr aus ihren Einkünften so vieles, daß sie so vergnügte als ruhige

Bayerische Staatsbibliothek

Tage in ihrem Wittweustande zählete; Fausta kam eines Tages zu ihr, meine Freundinn, sagte sie, du weist, daß ich niemal etwas deinem freundschaftlichen Herzen habe verborgen. Lysias, du kennest ihn wohl, dem habe ich meine Hand versprochen, und ich gedenke den Wittwenstand mit einer neuen Ehe zu vertauschen. Ich fürchte, daß, wenn ich einmal des Lysias geworden, ich nicht mehr so frey dir die Zuflüsse meiner Einkünfte zu deinem Unterhalte könnte reichen, deßwegen bin ich entschlossen mit dir meine Habschaften zu theilen. Du weist, daß mein größtes Vermögen in Kapitalien von 20000 Thalern besteht, 10000 überlasse ich dir, uud hier sind die Kapitalbriefe und Hypotheken, die ich dir hiemit als eigen überlasse. Auch das Haus, wo du wohnest, soll deine eigene Wohnung verbleiben; du weist, daß Lysias reich ist, und meiner Güter nicht bedarf. 10000 Thaler und der Ueberrest meiner Güter, die dir nur beschwerlich könnten fallen, sind ein hinlängliches Heirathgut, so ich dem Lysias zubringe. Nimm also dieses wenige zu einem Pfande der ewigen Freundschaft an; hier küssete sie ihre Freundinn, und flog davon, und ließ der erstaunten Flavia nicht Zeit, ihre dankbare Thränen auf das Angesicht der freygebigen Freundinn

zu drücken. Doch bey einem öftern Besuche, mußten sie allzeit Zeugen der erkenntlichen Flavia seyn. Kaum aber war Fausta mit ihren Gütern des Lysias geworden, so merkte Flavia in dem Herzen ihrer Freundinn eine kaltsinnige Miene, und Lysias sah ihre Besuche mit scheelen und letztlich gehässigen Augen an. Flavia merkte wohl, daß sie ein Dorn in den Augen des Lysias sey, und daß er sie als eine Räuberinn der Hälfte der Güter der Fausta hassete. Sie stellete also ihre Besuche ein, und da auch Fausta den strengen Befehlen ihres Mannes, ihres eigennützigen und zugleich verschwenderischen Mannes mußte gehorsamen, und die Flavia nicht mehr besuchen, ja mit ihr nicht einmal mehr sprechen dorfte, so beweinte die arme bedrängte Flavia ganze Tage das widrige Schicksal ihrer Freundinn: und sie wünschete tausendmal lieber mit ihren Kindern von dem Almosen der Bürger, als von der unglücklichen Freygebigkeit ihrer Freundinn zu leben. Sie sann lang nach, wie sie das harte Schicksal ihrer beklemmten Freundinn möchte mildern. Endlich wird der großmüthige Entschluß gefaßt. 8000 von den Kapitalienbriefen bindet sie in ein Paquet zusammen, sie miethet sich ein armes aber ehrbares Häusgen, und hierauf geht sie zu Lysias.

Freund, sagt sie, hier ist das Geschenke (und hiermit überreichet sie das versiegelte Paquet) so mir Fausta meine gutthätige Freundinn zur Steuer meines unglücklichen Wittwenstandes vergönnet; mit dem zeitherigen Interesse fehlen noch 2000 von der Summe, die ich nach und nach, und auch bey etwa einem bessern Glücke noch auf einmal abzutragen gedenke. Das Haus habe ich auch geräumet, und sie können es nach ihrem Wohlgefallen benutzen, nur bitte ich mir das einzige aus, meiner besten Freundinn ihre Güte nicht zu verargen, sondern fernerhin ihr freundschaftlicher und zärtlicher zu begegnen. Lysias, der unbarmherzige Lysias, nahm das Geschenke an, und ohne eine dankbare Miene zu machen, entließ er die gute Flavia. Mademoiselle! haben sie jemal ein so freundschaftliches Herz als dieses der Flavia gesehen? Doch Geduld! sie werden es noch besser kennen lernen. Fausta wußte indessen nicht, was ihre Freundinn Flavia gethan, nur verwunderte sie sich, daß Flavia aus ihrem Hause gezogen; doch vermeynte sie, es müßten wichtige Ursachen seyn, die ihre Freundinn hierzu bewogen, weil sie ihr tugendhaftes Herz kennete. Lysias treibt indessen ein Kapital nach dem andern ein, auch das Haus der Flavia hatte er verkauft, und in

einem

einem Jahre waren die Güter der Fausta mit jenen der Flavia durch Spielen und Wohlleben verlohren, und nun griff er auch die Meubeln seiner besten Gemahlinn an. Das Haus wurde verkauft, die Kleider versetzet, und da Lysias sah, daß er mit den Gütern seiner Fausta den Credit bey seinen Gläubigern verlohren, rettete er sich mit der Flucht nach Holland, wo er ein ostindisches Schiff bestiegen, und bis diese Stunde nichts mehr von sich sehen und hören lassen. Fausta, die unglückliche Fausta, die er mit einem unmündigen Knaben hatte sitzen lassen, konnte ihr Unglück nicht fassen, und kaum hatte sich ihr Schicksal in der Stadt verbreitet, und war zu den Ohren der einsamen Flavia gedrungen, eilte sie zu ihrer Freundinn, und fand sie in Bächen der Zähren schwimmen. Der Auftritt ist viel zu rührend, daß ich selben mit meiner matten Feder beschreiben könnte. Genug Flavia führte ihre verlassene Freundinn in ihr gemiethetes Häusgen, hier, sagte Flavia, laß uns unser widriges Schicksal theilen: der Rest von deinen mir geschenkten Gütern, der noch in 2000 Thaler besteht, ist dein eigen: nimm denselben hin: behalt ihn für dich und für deinen armen Weysen, vergönne mir nur, daß ich als deine Dienstmagd in diesem

Häusgen dörfe bey dir wohnen, meine drey kleine Kinder sollen ihr Brod von Hause zu Hause sammeln, um sich und ihre arme Mutter zu nähren. Die drey größern können ihr Glück durch Dienen suchen, und im übrigen laß uns den Fügungen des vorsichtigen Gottes unterwerfen. Wer wird beschreiben, was Verwunderung, Zweifel, Sorgen, Bekümmernisse, Liebe und Freundschaft das Herz der unglücklichen Fausta gefolteret. Sie wußte kein Wort, daß Flavia dem Lysias die 8000 Thaler sammt dem Hause zurückgegeben. Sollte sie fragen, wo denn die übrige Kapitalien und das Haus hingekommen? Das erlaubte ihre Zärtlichkeit nicht. Sollte sie glauben, Flavia besäße es noch, und wollte es betrügerisch verschweigen? Dieses konnte sie der bekannten Aufrichtigkeit ihrer Freundinn nicht aufbürden. Sollte sie argwöhnen, Flavia hätte dieses alles verschwendet? Das konnte sie ihrer Tugend nicht aufdringen. Was thut Fausta? Freundinn! saget sie, was ich dir gegeben, ist dein, und deinen Kindern: der Himmel sey davor, daß ich jemal einen Häller als eigen wiederum sollte annehmen: willst du aber mir vergönnen, als eine Dienstmagd in diesem deinem Hause dich und deine Kinder zu bedienen, so will ich es für ein

unvergeltentliches Merkmaal deiner Freundschaft annehmen, wenn du nur mir und meinem unschuldigen Weysen das tägliche Brod zum Liedlohne wirst reichen. Lang daurete der zärtliche Streit der Liebe der zwoen besten Freundinnen, da immer die eine der andern die übrige 2000 Thaler als eigen wollten aufdringen. Bis sie endlich eines geworden, als zwo Schwestern von dem Interesse der 2000 Thaler gemeinschaftlich zu leben, und ihre Kinder zu erziehen, und ihre kümmerliche Nahrung durch vereinte Handarbeiten in ihrer armen Wohnung zu erleichtern. Wie erstarrete die gute Fausta, da sie einstens ohngefähr aus dem Munde ihrer Flavia hörete, daß sie die 8000 Thaler dem Lysias zusammt dem Hause aus den freundschaftlichen Absichten zurückgegeben, auf daß sie nämlich das vermerkte harte Joch ihrer Freundinn erleichtern möchte. Und wie erschrack Flavia, da sie vernahm, daß Lysias solche, ohne ihrer Freundinn ein Wort davon zu melden, verschwenderisch durch Spielen und Wohlleben verschleuderet habe. Denn bis hieher hatte Fausta aus Zärtlichkeit der Freundschaft nicht gefraget, und Flavia aus ebendieser Zärtlichkeit es noch niemal erzählet. Kümmerlich, aber süß, wie in dem Paradiese lebten die zwo Freundinnen lang

beysammen. Zwo Schwestern haben niemal so friedlich und vergnügt beysammen gelebet. Bis endlich der Tod die Fausta der besten und untröstlichen Flavia entrissen, und sie den verweysten jungen Lysias als verbrüdert mit ihren Kindern erzogen, und selbem 1000 Thaler zu einem Vorrechte oder voraus vermacht, die übrige 1000 aber als ein Erbe, unter sich allen zu vertheilen hinterlassen.

Mademoiselle! hier sehen sie in den besten Freundinnen der Erde alle Pflichten der Freundschaft buchstäblich erfüllet. Sie waren zwo gleiche Freundinnen in dem Frühlinge des Glückes; und in dem wechselnden Winter des Unglückes sind sie sich niemal ungleich gewesen! Fausta hat in dem Winter der Flavia das Ihrige mit ihr ohne Eigennutz getheilet. Flavia hat ohne Eigennutz zur Erleichterung des betrübten Schicksals ihrer Freundinn die Wohlthaten zurückgestellet, und beyde haben in die entzückende Wette gestritten, ihr Unglück zu theilen, und ihr sparsames und karges Glück mit gleichem Herzen zu ertragen, und die unsterbliche Flavia hat durch ihren letzten Willen eine starke Probe ihrer uneigennützigen Freundschaft gegeben; und wie viele Proben der

ächten

ächten Freundschaft liegen noch in diesem reizenden Beyspiele verborgen ?

Wie vorsichtig, wie erfinderisch war die Freundschaft der Fausta, sie fürchtete, daß Lysias nach dem geknüpften Bande der Ehe die freundschaftliche Ernährung der Flavia nicht gleichgültig möchte ertragen ; sie theilet also vor der Ehe ihre Güter mit ihrer Freundinn. Güter die ihrer Freundinn nicht zur Beschwerde, noch zur mühsamen Bauung möchten gereichen, und derer Theilung dem Lysias in die Augen könnten fallen. Sie wollte keine Ceremonie der Danksagung von Flavia erwarten, weil die Freundschaft nicht duldet, daß Freunde durch lange Verdankungen die empfangene Wohlthaten zählen ; so wie auch selbe allzeit der Bitte des nothleidenden Freundes bevorkömmt, damit der dürftige Freund nicht erst durch Schamröthe und Verbeugungen die freundschaftliche Hülfe abverdiene. Die Freundschaft hasset das Gepränge der Worte, und die gedemüthigte Bitte des Freundes. Wie freundschaftlich handelte aber auch Flavia, da sie ihre Besuche einstellete, weil sie selbe ihrer besten Freundinn nachtheilig bemerkete : sie entzog sich der süssen Wohllust der freundschaftlichen Umarmungen, weil

sie das Schicksal ihrer Freundinn nicht verbittern wollte. Welches freundschaftliche Herz, so lieber will dürftig schmachten, als mit Verdrusse der Freundinn von ihren Wohlthaten leben. So ist es, Freunde suchen nach allen Kräften das Schicksal ihrer Freunden zu erleichtern, und sie wollen lieber leiden, als leiden sehen. Nur könnte man die Flavia einer Unvorsichtigkeit beschuldigen, weil sie dem untreuen und verschwenderischen Lysias, nicht aber der Fausta ihre Geschenke zurückgegeben. Allein Flavia hatte es wohl überleget, und die Zärtlichkeit ihrer Freundschaft hatte diesen Entschluß gefasset. Sie sah wohl ein, daß Fausta die Zurückgabe ihres Geschenkes nicht würde billigen, noch minder aus ihren Händen annehmen. Sie wußte, daß Lysias ihre Freundinn drückete, weil sie mit ihr die Hälfte ihrer Güter getheilet. Sie wollte das Herz des Lysias besänftigen, und die Ehe ihrer Freundinn erträglicher machen; deßwegen gab sie dem Lysias und nicht ihrer Freundinn die Kapitalienbriefe. Daß aber Flavia diese That nicht einmal der Fausta erzählet, daran war die Zärtlichkeit Schuld, sie wollte die Dankbarkeit ihrer Freundinn fliehen, und sich mit ihrer Wohlthat nicht brüsten; weil die wahre Freundschaft so wenig stolz und prahlerisch, als eigennützig ist.

Und durch diese Verschweigung hat Flavia mehr männliches als weibliches gezeiget. Daß aber Fausta weder ihre Flavia zur Rechenschaft gezogen, wohin sie mit ihren Kapitalien und ihrem Hause gekommen, weder Flavia solches ihrer Freundinn erzählet, war ebendiese Tugend der Freundschaft Schuld daran. Die Freundschaft ist weder argwöhnisch, noch weis sie Vorwürfe zu machen; Fausta wollte von einer so treuen Freundinn keine Rechenschaft von dem Geschenkten fordern, und Flavia wollte nicht durch das Erinnern des Verlohrnen das bedrängte Herz der Fausta noch mehr betrüben. Noch sterbend hat Flavia die letzte Probe der Freundschaft gegeben, da sie dem zurückgelassenen jungen Lysias die Hälfte der übergebliebenen Güter ihrer Freundinn zum Voraus gemacht; übrigens leuchten aus der ganzen Geschichte zwey uneigennützige und aufrichtige Herzen hervor, die sich immer in dem wechselnden Winter des Unglückes gleich gewesen, und von ihrer uneigennützigen Freundschaft Proben zu geben, sich in die Wette beeifert haben. Himmel! Mademoiselle, wie groß ist dieser Brief wiederum angeschwollen, und das ärgste ist, daß ich durch ein langes Schreiben die abgehende Post versäumet habe; nun muß mein Brief schon auf den ankommenden

Bothen

Bothen warten; ich hoffe, eine gütige Zeile von der geehrtesten Hand zu empfangen, die mir neuen Stoff zum Schreiben wird bringen. Aber ich verspreche es, daß ich inskünftige kürzer im Schreiben will seyn. Wären sie mit den Beyspielen der Freunden zufrieden gewesen, und hätten nicht solche auch von Freundinnen geforderet, so wäre ich nicht so weitläufig, und sie dörften nicht so vieles lesen. Nun kann ich nicht helfen. Lange und kurze Briefe sollen Zeugen seyn, daß ich mit ausnehmender Hochachtung sey ꝛc.

. . . den 13ten Julius, 1762.

Der siebente Brief.

Mein Herr!

Sie können die Leute recht bezahlen. Ich will ihnen keine Einwürfe mehr machen. Die Freundschaft soll immer ein Jüngling seyn. Ich will kein Wort mehr darzu sagen. Ich bin brav ausgelacht worden, und alle haben mich ehrlich geplagt. Denn sie wissen, wenn es über mich geht, und der Papa darzustimmet, so fallen alle

über

über mich, und da ist kein Mitleiden und keine Barmherzigkeit mehr. Der ehrliche .... hat sich noch meiner angenommen, er hat mir ein Buch versprochen, in welchem die Freundschaft in weiblicher Gestalt soll vorgestellt seyn. Nehmen sie sich in Acht, wenn es dem so ist, so bekommen sie mich doch wiederum an den Hals. Wie vieles hätte ich noch zu erinnern, zu fragen, auszustellen, einzuwerfen, und Erklärungen zu fordern; aber wenn sie allzeit so mit mir zum Auslachen wollen umgehen, so kann ich ja schweigen. Lang geborgt ist nicht geschenckt. Ich schreibe meine Zweifel alle auf, und wenn wir in die Stadt zurück kommen, so sollen sie mir noch über alle antworten.

Es bleibt doch wahr, daß sie unsrem unschuldigen Geschlechte nicht hold seyn. Sie können es nicht verbergen, ja sie wollen es nicht einmal. Hätten sie es ärger schimpfen können, als mit ihrem einfältigen Weiberlobe. Schier wäre ich wiederum böse geworden. Ich muß es nur gestehen, ich habe mich recht bitterlich über diese Stelle erzürnet, und wenn sie wären zugegen gewesen, hätte ich mit ihnen gezanket. Meine Lohre hat es büßen müssen, die Briefe von der Bussy

sind

sind ihr nachgeflogen. Hätte ich das Glück mich ihre Freundinn zu nennen, ich wollte die erste Probe der vorgeschriebenen Freundschaft an ihnen machen: frey und offenherzig wollte ich ihnen in das Angesicht sagen: Freund! sie sind ein Spötter, ein Verächter unsres Geschlechtes sind sie. Und wenn das ganze Duzend müssiger Frauenzimmer (wie stichelnd haben sie mich darvon ausnehmen wollen) in ihrer Reihe gegen sie murreten, so wollte ich kein Wörtgen zu ihrer Vertheidigung anbringen. Sehen sie, so zornig bin ich über sie, frey und offenherzig habe ich schreiben wollen. Was soll nun das heißen, daß sie über unsre Mode sich aufhalten. Das würde recht schön stehen, wenn wir unsre Köpfe in altväterische Zieghauben, oder in gleißnerische Schleyer der seufzenden Bethschwestern wollten einhüllen? Sind denn unsre Gesichter nicht ehrlich, daß man sie nicht dörfe sehen lassen? Wollten sie vieleicht auch wie der satyrische Prediger (sie wissen doch, wen ich meyne?) unsre entdeckten Gesichter für gefährliche Klippen der scheiterenden Jünglinge halten? so hätte ich schier Lust, ihnen die Lection zu lesen, die ein Frauenzimmer dem heiligen Ephrem vor der Stadtpforte zu Edessa gehalten, da er ihr Angesicht einer Freyheit bestrafete. Schauen sie

hübsch auf ihre Mutter die Erde, die liebe Jünglinge, und lassen uns immer die Augen offen, den Leimen zu sehen, aus welchem wir gebauet sind. Merken sie es meiner Feder nicht an, daß selbe auf die Tadelsucht meines Geschlechtes ist aufgebracht. Ich warne sie, bessern sie sich, sonsten werden sie den Zorn aller Amazonen empfinden müssen; und sie wissen, was der Zorn meines Geschlechtes sey. Und damit sie es wissen, ich nehme kein bißgen Entschuldigung von ihnen an. Sie führen mir zum Trotze Beyspiele meines Geschlechtes an, aber sie malen dieselbe so matt und noch darzu so schalkhaft, daß ich schier glauben soll, sie trauen uns keine wahre und rechtschaffene Freundschaft zu. Wenn ich recht habe, so halten sie dafür, unser Geschlecht sey besser zur Liebe, als zur Freundschaft aufgeleget. Denn recht meisterlich haben sie diese beyde in ihrem Schreiben neulich zu unterscheiden gewußt. Was sagen sie denn dazu, ob zwischen einem Frauenzimmer und einem Herrn eine wahre, reine und nach ihren Freundschaftsregeln eingerichtere Freundschaft, und zwar ohne die Liebe, die sie Leidenschaft nennen, bestehen könne? Die Beantwortung dieser Frage wird mir viel

Licht

Licht von ihrem geheimen und hinterhaltischen Gemüthe geben.

Die Post ist vorbeygeflogen, ich habe keinen Brief empfangen, sie haben mir das Maul umsonst wässerig gemacht. Sie werden doch nicht krank seyn? Der Both soll mir meine Furcht erleichtern. Leben sie fein gesund, Papa und Mama grüssen sie, ich aber bin ꝛc.

. . den 14 Julius 1762.

Der achte Brief.

Gnädige Fräule!

Da haben sie nun zween Briefe, und zugleich die Ursache der Verspätung des ersten. Ist es denn auch möglich, daß sich ein so gütiges Frauenzimmer erzürnen, und noch darzu an eine Unschuldige ihren Zorn ausgießen kann? Sie müssen gegen die arme Lohre kein bißgen Freundschaft haben. Seyn sie nur gut, ich will von ihrem edeln Geschlechte alles gutes denken, schreiben und reden, und ich will ihre freundschaftliche Herzen so

zärt-

zärtlich, so gütig schildern, daß sie eine Freude daran sollen haben. Ich will mich hüten, ihre Mode jemal mehr zu tadeln: ich will heute noch ein Gelübde thun, die gestrenge Amazonen nimmermehr vermessentlich zu beleidigen. Werden sie nun zufrieden seyn? Ich hoffe es. Sie setzen über meine Freundschaftsregeln Zweifel, Einwürfe, Fragen und Gegenbeweise auf, haben sie die Güte und schicken sie mir selbe zur Beantwortung. Die Zeit ist viel zu lang, bis sie zurückkommen; ist es denn möglich, solche Zweifel so lang unbeantwortet liegen zu lassen? Ich erwarte sie nächstens. Sie legen mir die Frage vor, ob zwischen einem Frauenzimmer und einem Herrn eine wahre Freundschaft bestehen könne, die nicht von der Leidenschaft der Liebe entheiliget sey. Die Frage ist schwer zu entscheiden, und noch gefährlicher zu beantworten. Doch sie wissen, Mademoiselle, daß ich mich der Aufrichtigkeit ganz eigen gemacht habe, und diese duldet nicht, ihnen meine Gedanken hierüber nicht frey zu entdecken. Da haben sie also meine Antwort: Es ist möglich, daß zwischen einem Frauenzimmer und einem Herrn eine wahre, ächte und reineste Freundschaft bestehen könne; aber selten, und ich darf sagen, sehr selten bleibt eine vertrauliche

und zärtliche Freundschaft zwischen diesem zerschiedenen Geschlechte in den gehörigen Gränzen. Die Liebe, die ich Leidenschaft nenne, ist eine solche Heimtückerinn, daß sie sich unvermerkt in solche Freundschaft einzuschleichen, und sich hernach unter der Larve der Freundschaft mit in alle Werke der Freundschaft einzumengen weis. Die vorgebliche Freunde und Freundinn merken den Possen nicht, den diese geheime Diebinn ihnen spielet; aber fremde Augen wissen sie leicht zu entdecken, und wohl öfters, auch wo sie keinen Theil hat, selbe zu argwohnen, und die Werke der Freundschaft dieser Leidenschaft Schuld zu geben. Es ist also gefährlich, wenn ein Herr mit einem Frauenzimmer Freundschaft will aufrichten. Erstens, weil die Liebe gern sich einmenget, und zweytens, weil die Leute sehr leicht Liebe argwohnen, wo Freundschaft ist, und ich will wetten, unter tausend Freundschaften zwischen Frauenzimmer und Herren ist nicht eine, die lieblos ist, und unter tausend würde kaum einer glauben, daß sie lieblos sey, wenn sie es auch wirklich wäre. Möglich ist diese Freundschaft zwischen zweyen tugendhaften Herzen, wenn der Herr an dem Frauenzimmer nichts als die Tugend hoch schätzet, und das Frauenzimmer an dem Herrn nichts als die Tugend

gend verehret, so kann nicht nur zwischen beyden eine wahre Freundschaft bestehen, sondern sie wird auch zärtlicher und standhafter seyn, als zwischen zweyen von einerley Geschlechte. Die Sache ist ganz natürlich, das Herz des Weibes ist von Natur aus zärtlicher, mitleidiger und gütiger, als das Herz des Mannes, es wird sanfter gerühret von dem Glücke des Freundes, und es wird empfindlicher getroffen von dem Unglücke des Freundes; es sind aber die Zärtlichkeiten der Freude und des Mitleidens die Quelle der freundschaftlichen Handlungen. Es ist also von Seiten des weiblichen Herzens eine größere Zubereitung zu der freundschaftlichen Liebe. Ja der Naturkündige will wissen, das Herz des Weibes sey zum Lieben gebauet. Ist nun diese Liebe rein und tugendhaft, so muß dem weiblichen Herzen die freundschaftliche Liebe natürlich eigen seyn. Belangend nun das Herz des Mannes, so hat auch selbem die Natur mehr Zärtlichkeit und Achtung für das andere Geschlecht eingepräget; weil sein Herz eine Frucht des Weibes ist, und selbes aus dem Blute des Weibes wird gebildet. Wenn er nun an dem Frauenzimmer nichts als die Tugend ehret, so empfängt sein Herz einen zweyfachen Trieb, gegen selbes eine freundschaftliche Liebe zu tragen.

Erstlich reizet ihn die Tugend, die für sich was männliches ist, und die er an einem Frauenzimmer höher achtet, wie er den Diamant in Gold gefaßt höher schätzet; diese Tugend verbindet sein Herz zu einer größern Liebe. Zweytens, da er die Freundschaft in dem weiblichen Herzen aus angegebenen Ursachen wirksamer findet, so kann sein freundschaftliches Herz nicht widerstehen, Freundschaft mit Freundschaft zu vergelten, denn seine Tugend duldet keine Undankbarkeit, und sie will dem freundschaftlichen Herzen der Freundinn gleich seyn, dieser Wechsel verbindet sie beyde zärtlicher und standhafter.

Sie sagen, sie wollten aus meiner Antwort mein geheimes und hinterhaltisches Gemüth auslernen; vieleicht wollen sie dardurch sagen, sie wollen daraus abnehmen, ob ich keine Freundinn in dieser Welt habe. Sie brauchen solches nicht aus meiner Antwort abzunehmen sich die Mühe zu geben; mich dünket, ich hätte ihnen schon das Bekenntniß abgeleget, daß ich wirklich eine wahre Freundinn habe; und ich kann ihnen sagen, daß ich recht stolz darauf bin, daß ich eine habe. Nur eine, werden sie fragen, und ungescheuet antworte ich ihnen, ja, nur eine, und eine ist mir genug, ich möchte sonst stolzer werden,

den, wenn ich noch eine hätte. Ich habe noch eine gehabt, aber der unbescheidene Tod hat sie mir entrissen, und ich gedenke niemal an dieselbige; und sehr oft denke ich an sie, daß mein Herz ihrer tugendhaften Aschen nicht noch eine Zähre der Freundschaft zolle. Sie war eine wahre Freundinn, weil sie noch sterbend mir abwesend ein tugendhaftes Zeugniß der Freundschaft gegeben. Meine andere Freundinn lebet noch, aber nicht in diesen Gegenden, zwey Jahre und sechs Monden habe ich sie nicht gesehen, aber unsre Freundschaft blühet noch immer so frisch, als sähen wir uns alle Tage. Unsre Federn sind die Dollmetschen, die uns unsre freundschaftliche Gesinnungen zutragen, und den Frühling des Glückes, wie den Winter des Unglückes wochentlich zutheilen. Sie hat Vernunft, sie besitzet Tugend, diese haben mir den Weg zu ihrer Freundschaft gebahnet. Wir wünschten zehn Jahre lang alle beyde Freunde zu seyn, aber auch die Tugend war es, die dieses Bündniß der Freundschaft verhinderte. Wir wohneten in einer Stadt, wir sahen einander öfters, und jedes scheuete sich das andere anzureden. Ein glückliches Ohngefähr verursachte eine Unterredung, wir sahen hernach und sprachen einander öfters; aber es wurde noch nichts

von Freundschaft gedacht. Vieleicht wollte erst jedes das andere prüfen, ob es des andern Freundschaft fähig und würdig wäre. Es äußerten sich von beyden Theilen Proben der Freundschaft, weil jedes an des andern Schicksal geheimen Theil nahm, und da sie nicht konnten verborgen bleiben, so merkten wir, daß wir Freunde wären, Freunde die reine Absichten verknüpfet. Das Bündniß der ewigen Freundschaft wurde aufgerichtet, und nichts als der Tod wird selbes trennen. Es waren zwar noch mehrere, die sich einer Freundschaft gegen mich rühmeten, aber die Entdeckung, daß es Gassenfreundschaften seyn, hat sie indessen bey der Gleichgültigkeit gelassen, so wie jeder Mensch sich eines andern Freund zu nennen pflegt. Da haben sie nun mein hinterhaltisches Gemüth entschleyert. Seyn sie mit meinem offenherzigen Geständnisse zufrieden, und erlauben, daß ich zu der Erklärung des Bildes vorschreite, damit mein Schreiben nicht wiederum so entsetzlich lang werde.

Das Angesicht des Jünglings ist lächelnd, und doch ernsthaft; das lebendige Gesicht eines wahren Freundes! Ein Freund muß gegen seinen Freund allzeit freundlich seyn, und wem steht

diese Miene besser und natürlicher an ? Die Freundlichkeit ist der Verräther eines liebenden Gemüthes, und gutmeynenden Herzens, und wen kleidet dieses besser, als einen Freund ? Freundlich und freundschaftlich seyn, sind zwey Worte, die in wenigen Buchstaben unterschieden, in der That aber wirklich nur eine Bedeutung haben; weil sie in dem Werke nur in so weit voneinander unterschieden, weil die Freundschaft ihren Sitz in dem Herzen, die Freundlichkeit aber derselben in dem Angesichte und in dem äußern Betragen des Freundes hat. Ist die Sprache die Dollmetscherinn des Herzens und der innern Gedanken, und muß diese mit selben genau übereinstimmen, wenn sie keine Lügnerinn will seyn, so kann ich sagen, das Angesicht und die Miene sind in dem Menschen die Dollmetscher der Sprache und zugleich der Abdruck des Herzens. Es giebt Menschen die streng und rauh reden, ist aber das Angesicht freundlich, und die Miene ungezwungen, so wird man die Ungestüme der Reden für eine angenommene, obgleich nicht zum lobwürdigsten angenommene, Gewohnheit aufnehmen; reden aber die Menschen sanft und lieblich, und machen eine finstere Miene darzu, und runzeln die Stirne, so kann man mit Rechte

fürchten, die Stimme sey gezwungen, und die Zunge rede anders, als das Herz denkt. Denn das Herz ist mit dem Angesichte so genau verbunden, daß man selbes in den Zügen des Gesichts sehen und lesen kann. Es trifft selten zu, daß der Freund ein Jakob an dem Gemüthe sey, der die Hände des harichten Esaus und die glatte Stimme des Jakobs hat. Wenn ich demnach aufrichtig von dem Gesichte eines Freundes urtheilen soll, so behaupte ich, daß selbes allzeit gegen seinen Freund lieblich und freundlich seyn soll, und wenn es anders ist, so wird mir niemand verdenken, wenn ich das Urtheil fälle, der finstere Mensch sey ein größerer Freund in Worten, als in dem Herzen.

Erlauben sie mir, Mademoiselle! daß ich einigen Besuchen gerühmter Freunden beywohnen dörfe, wollen sie mir die Ehre thun, mich dahin zu begleiten, so will ich ihnen bey einem jeden Auftritte meine Meynung entdecken, was ich von ihrer Freundschaft halte.

Serapion liegt schon acht Tage zu Bette, und auch in diesen acht Tagen hat weder sein geduldiges Weib, noch seine mitleidige Kinder, noch

seine dienstbare Aufwärter ein gutes Gesicht bekommen. Schier sollte ich es dem armen Serapion verzeihen, denn eine schlimme und quälende Krankheit, man nennet sie in meinem Lande das Zipperlein, hat ihm Hände und Füße in Fetschen und Umschläge gewickelt. Man meldet ihm, Spiridion sein Freund wollte ihn besuchen. Spiridion? rufet er auf, und nun werden schon alle Runzeln glatt, und die ganze finstere Stirne heitert sich auf. Lasset ihn herauf kommen, spricht er hastig, den guten Spiridion, denn er kömmt doch nur seinen armen Serapion zu trösten. Der geschäfftige Serapion! noch vor einigen Minuten konnte er weder Hände noch Füße bewegen. Nun ziehen sich die gefetschten Füße in die Ordnung: nun schütteln die gebundenen Stumpen der Hände die Decke zurecht: nun streket er die gelähmte Arme aus, den eintretenden Freund zu umarmen: lächelnd freundlich empfängt er ihn, als wenn er nicht mehr der kranke Serapion wäre: ja mit so heiterm und aufgeklärtem Angesichte erzählt er dem mitleidigen Spiridion seine quälende Schmerzen, als hätte er sie auf ewig verbannet, oder als hätte er doch vergessen, jemal einen Schmerzen gefühlet zu haben. Spiridion kann zufrieden das Bett des Kranken verlassen,

denn sein freundliches Gesicht hat ihn überzeuget, daß er noch der alte Freund Serapion sey, und kaum ist auch Spiridion aus dem Zimmer getreten, so ist schon mit ihm die freundliche Sonne untergegangen. Serapion ist ungeduldiger als zuvor, finsterer und unfreundlicher als zuvor.

Gestern Abends (ich erzähle von einem andern Besuche) hatte Polyhistor dem Nicasias bey einem Glas Weine mit taumelndem Vergnügen die alte Freundschaft auf ewig geschworen; Nicasias war nicht so undankbar, daß er nicht gleich den andern Tag seinem treuen Polyhistor den erkenntlichen Besuch sollte abstatten. Eben sitzet Polyhistor mit einigen neuen Sauffreunden in dem Gartenhause vergnügt, da man den Nicasias meldet. Sollte Nicasias hören, was Polyhistor zu seinen Gästen von ihm spricht, noch an der Gartenthüre hätte er umgekehrt; aber unwissend eilet er seinem Freunde Polyhistor entgegen (denn er war aufgestanden, und ihm entgegen gegangen, war dieses nicht freundschaftlich?) Seyn sie mir willkomm! mein theuerster Nicasias! war die Anrede, und da ich eben an der Gartenthüre stand, und unvermerkt das Angesicht des Polyhistors konnte sehen (Nicasias hätte es auch gesehen, wenn er

sich nicht mehr als freundschaftlich gebücket hätte) so mußte ich mich wundern, wie höhnisch der Polyhistor sein Angesicht verzerrete, er nahm ihn bey der Hand, und führete ihn zu der Gesellschaft. Freundschaftlich waren die Ausdrücke der Worte, hätte aber Nicasias, wie ich, auf die Mienen seines Sauffreundes Achtung gehabt, aus einer jeden hätte er deutlich verstehen können, daß er unzeitig gekommen, und in der Gesellschaft überflüssig wäre. Ich konnte die unfreundliche und finstere Gesichter nicht mehr ertragen, ich zog den überflüssigen Nicasias auf die Seite, ich führte ihn in dem Garten spazieren, und ich wußte ihm die verstellte Freundschaft des Polyhistors so lebhaft zu schildern, daß er unbeurlaubet mit mir aus dem Garten nach Hause gieng. Einer meiner Freunde, der eben zugegen war, hat mir des andern Tages erzählet, Polyhistor hätte weder nach dem Nicasias, noch nach mir mehr gefragt. Diesen lasse ich mir einen recht häßlichen Freund seyn.

Camertes war recht wichtig beschäfftiget, denn er hatte einen Rechtshandel mit einem schlauen Advocaten abzuthun. Sie waren zu einem Vergleiche zusammen getreten, die Sache war vortrefflich eingefädelt, und es fehlte nichts mehr, als

daß

daß sie noch in einem heicklichten und verworrenen Rechnungspuncte einig würden, sie haben eben die Hände an das Werk gelegt, da man dem Camertes den Lucillus meldete. (Wenn ich dem Lucillus rathen sollte, so sollte er sich nicht einmal melden lassen, denn wenn sein Freund recht gütig seyn will, so läßt er ihn wenigstens mit dem Complimente abspeisen, er sey ausgegangen, wenn er schon in 24 Stunden keinen Fuß aus dem Hause gesetzet; denn dieses heißt man heute zu Tage Grand-Mode, wenn man seinen Freund an der Thüre mit der Nachricht abspeiset: der Herr ist ausgegangen. Ich rede aber von Freunden, die nichts wenigers als dieses sind) wie habe ich mich aber betrogen, Camertes eilet seinem Freunde Lucillus fliegend über die Stiege entgegen, an der Hand führet er ihn in das Zimmer, und mit der zärtlichsten Umarmung betheuret er dem Advocaten, daß Lucillus sein bester Freund sey, dessen Bewirthung den wichtigsten und ernsthaftesten Geschäfften vorgehe. Ein Freund, sagt er, ist nur allein ein wahrer Schatz, und ich wollte lieber alle Vortheile als meines Freundes Gunst missen. Und ich, sagte Lucillus, werde kein Wort reden, bis Camertes sein vorliegendes Geschäfft geendiget. Hier setzte sich Lucillus nieder, stumm saß er da,

und

und zwang den Camertes, seinen Rechnungspuncten mit dem Advocaten abzuthun. Das Geschäfft forderte den ganzen Camertes, und dennoch gestattete ihm sein freundschaftliches Herz nicht, ernsthafter zu werden, alle Augenblicke lächelte er freundlich dem Lucillus zu, und der höfliche Lucillus bath immer den Camertes in seinem Geschäffte versammelt zu bleiben. Können sie läugnen, Mademoiselle, daß aus dem Angesichte des Camertes die wahre Freundschaft gelachet?

Ich muß sie doch auch zu dem Besuche eines Frauenzimmers führen. Die Melinda ist es, die wir besuchen wollen. Sie ist darzu allein in ihrem Gartenhause, wie ihre Bedienten sagen. Es ist heute kein gutes Wetter, sagt ihre Kammerjungfer. Birron ihr Gemahl hat gräulich mit ihr gezanket, aus Ungeduld ist er ausgegangen, und Melinda hat vor Verdruß sich in das Gartenhaus eingeschlossen. Das thut nichts, melden sie nur der Melinda, Antoniette ihre Freundinn wolle sie besuchen. Was schadet es, wenn sie uns mit rothen Augen empfängt, und uns eine Stunde lang mit den Untugenden ihres Gemahls unterhält. Aber ich sah mich schon wiederum in meinem Vorurtheile betrogen. Die freundliche, die heitere Melinda, so heiter, als wenn ihr ihr

Gemahl tausend Schönheiten in das Angesicht gesagt hätte, kömmt sie uns entgegen, wir müssen uns in ihr Gartenhaus niedersetzen, sie erkundiget sich um das Befinden ihrer Freundinn, und unterhält uns mit den angenehmsten Gesprächen. Die schlaue Antoniette (sie können doch nicht bös werden, wenn ich Antoniette schlau nenne?) Sie fragt nach dem Gemahle der Melinda, dieses Register wird sie doch auf einen andern Ton bringen? Nichts minder, der gute Mann ist ausgegangen, sein von Geschäfften ermüdetes Gemüth ein wenig aufzuräumen: er muß die Augenblicke nur stehlen, sich eine Veränderung zu machen. Sie werden mich fragen, Mademoiselle, ist dieses die Melinda, ist dieses der Gemahl, der ihr erst Stunden lang die bittersten Vorwürfe gemacht? Es ist nicht anders. Aber sagen sie, wäre es denn freundschaftlich von der Melinda gewesen, wenn sie auf die Frage von ihrem Gemahle die Stirne hätte gerunzelt, und mit einer langen Klage den Besuch ihrer Freundinn hätte versalzen. So unbescheiden müssen sie die Freundschaft nicht ansehen, sie ist allzeit heiter und lieblich, sie verbannet alles Verdrüssige aus Herzen und Angesichte, und sie hütet sich, daß ihr kein Klagwort entfalle, so den Freund betrüben, oder

sein Gemüth mit Unruhe und Schwermuth kann füllen. Kurz: ein wahrer Freund zeiget allzeit eine freundliche Miene, und lächelt seinem Freunde sein gutes Herz entgegen. Verwelket sein Angesicht ein pressender Kummer, so erleichteret die Gegenwart des Freundes die drückende Last, und das erleichterte Herz verbreitet zufrieden den Trost in dem Antlitze aus. Verfinsteret die Augen ein heftiger Schmerz, so kläret solchen der Freund auf, und unfühlbar desselben scherzet die entbundene Seele aus Mund und Augen. Machen die wichtigen Geschäffte den Freund ernsthaft, so versetzet der Freund das Gemüth in eine Art von innerer Ruhe, die ihm seine Last erträglicher macht. Hat ein Unfall das Herz des Freundes mit Betrübniß niedergeschlagen, und die Traurigkeit umschleyert das Angesicht; so schöpfet der Bedrängte in der Gegenwart seines Freundes Athem, und die mitleidige Thränen seines Freundes waschen die Traurigkeit ab, er vergißt den Kummer, und wird fröhlich. Die Gegenwart des Freundes ist demnach ein allgemeiner heilsamer Balsam, und wo er keine Wirkung hat, kann man allzeit folgern, daß nicht viel Freundschaftliches in der Seele wohne. Finstere Gesichter, murrisches Aussehen, traurige Mienen, sind allzeit Zeugen eines

schwar-

schwarzen dicken Geblütes. Wie kann man nun sagen, daß die Seele des einen mit jener des andern nur eine einzige sey, wenn sie auf selbige nicht wirket? Wie kann man aber glauben, daß sie wirke, wenn sie unbeweglich in ihrem schweren und finstern Wesen verbleibet? Wenn sich die festen Theile nicht trennen, und die aufgeweckte Lebensgeister die flüchtigen Theile des Geblütes nicht bewegen, und das Bittere versüssen? Die Natur lehret uns, daß das menschliche Herz in der Gegenwart seines geliebten Gegenstandes munterer und fröhlicher werde, es ist aber allzeit die Freundlichkeit eine Folge der Fröhlichkeit, so wie bey der Entfernung des Geliebten allzeit das Herz in eine Schwermuth und Traurigkeit, und diese in ein finsteres und düsteres Wesen versinkt; weil es den Menschen unzufrieden macht. Der Freund muß demnach allzeit gegen seinen Freund freundlich und liebreich seyn.

Doch muß diese Freundlichkeit weder läppisch noch kindisch seyn, deßwegen haben die Aegyptier das freundliche Angesicht des Jünglings mit einer Ernsthaftigkeit gemäßiget, sie wollen uns belehren, daß der Freund nicht trotzig ernsthaft, aber auch nicht kindisch freundlich seyn soll. Thysbe

begeg:

begegnet niemal dem Priamus, daß sie nicht tausend freundliches Lächeln verschwende, und daß nicht ihre ganze Seele aus ihren Augen, Wangen und Lippen dem Priamus scherzend entgegen eile. Priamus beantwortet trefflich die Freundlichkeit der Thysbe: er lachet, er scherzet, bis zum Aberwitze ist er fröhlich: sein Herz schwimmet wie jenes der Thysbe in einem Meere der Wollust, wenn sie zusammen kommen. Mademoiselle, halten sie diese Freundlichkeit keck mit mir für eine verdächtige Liebe. Könnten wir in diese freundliche Herzen sehen, wie viele Flecken würden wir wahrnehmen, so eine kindische Liebe ihren Herzen anklebet. Thysbe ist verblendet, und Priamus bezauberet, ihre Absichten sind nicht die reineste, weil nichts gesetztes aus ihren Angesichtern leuchtet, kurz: weil ihre Freundlichkeit nicht von der löblichen Ernsthaftigkeit ist gebunden. Die wahre Freundschaft liebet nicht nur den Freund, sondern sie verehret ihn auch, die Verehrung ist eine Tugend, die was Furchtsames bey sich führet, und eine billige Furcht macht allzeit ernsthaft. Die Verehrung ist eine Mutter der Eingezogenheit, und diese duldet nichts Niederträchtiges noch Kindisches; wenn auch das Uebermaaß der Fröhlichkeit in Ausschweifungen verfällt, so setzet die Ein-

gezogenheit der Ermünterung sogleich die Gränzen, und der Freund fürchtet, er möchte seinen Freund mit dem Uebermaaße beleidigen, oder in ihm einen Argwohn erregen, er verehre und schätze ihn nicht so hoch, als es die Gesetze der Freundschaft fordern. Conon liebet freundschaftlich die Thamyris; sein Herz schwillt ihm auf, wenn er sie in den Gesellschaften antrifft. Er setzet sich zur Seite, freundlich fragt er, wie sich seine Freundinn befinde: freundlich antwortet dem Conon die Thamyris durch eine Gegenfrage, ob er annoch sich wohl befinde? Sie reden Stunden lang mit wechselnder Höflichkeit: aus beyder Angesichte sieht man die Zufriedenheit lachen. Hier ist Herz und Seele zusammen gekommen, sagen die Umstehende; doch höret man aus ihrem Munde weder kindische Ausdrücke, noch bemerket man in ihren Mienen niederträchtige Ausschweifungen. Und warum? Die Eingezogenheit der Thamyris hält sie in einer annehmlichen Ernsthaftigkeit, und die Ehrfurcht des Conon erlaubet ihm keine Miene, so die Schaamhaftigkeit der Thamyris beleidigen könnte. Ich halte diese beyde für wahre Freunde, weil sie so ernsthaft als freundlich einander begegnen. Würde Conon lächerlich, und Thamyris überwitzig fröhlich seyn, ich würde von dem ersten

argwöhnen, er verehre seine Freundinn nicht, und von der andern würde ich sagen, ihre Liebe sey nicht tugendhaft, weil sie nicht eingezogen ist.

Sind aber zween Freunde oder zwo Freundinnen ausschweifend freundlich unter sich, nennen sie ihre Freundschaft läppisch, und urtheilen kecklich, daß ihre Freundschaft keinen Bestand werde haben. Denn die wahre Freundschaft muß von der Vernunft beherrschet werden, deßwegen forderet der Weltweise, daß die Freundschaft vernünftig soll seyn. Kennet man nun aus einem übermäßigen Lachen und aus einer ausschweifenden Fröhlichkeit den Narren, wie der Weise lehret, so darf man schließen, die Vernunft beherrsche die Herzen der Freunde nicht, die so ungezäumt in ihrer Zusammenkunft sich erfreuen, daß sie die wahre Wollust der Freundschaft nicht kosten können. Ich argwohne billig, dieser Freundschaft fehle die schönste Eigenschaft, die Beständigkeit. Ich will die Probe geben. Parmenides kann sich für Freude nicht fassen, da sein Freund Sophron ihn besuchet. Sophron, der sonst in dem Umgange so fröhliche, so scherzende Sophron, thut keinen Lacher, mit einem Seufzer fängt er eine Klagrede an, in welcher er dem Parmenides sein

Unglück erzählet. Gähnend und verdrüssig höret ihn Parmenides an, und da Sophron mit Zähren seine Klagrede zu Ende gebracht, so hohlet auch Parmenides einen gezwungenen Seufzer, und du daurest mich, mein Sophron, ist der trockene und frostige Trost, mit dem er seinen Freund Sophron abfertiget. Von dieser Stunde an fliehet Parmenides den Sophron; der Mensch ist unerträglich, heißt es, wer wird sein ewiges Klagen können anhören? Wäre ihre Freundschaft etwas ernsthafter gewesen, so hätte es dem Parmenides nicht schwer gefallen, den Kummer mit seinem Freunde zu theilen, und mit einem gesetzten Mitleiden und vernünftigen Troste seinen Schmerzen zu lindern, weil er aber nur an seinem Sophron der Fröhlichkeit gewohnt war, so ist Sophron nun der alte Freund Sophron nicht mehr, weil er nicht mehr munter und scherzhaft ist. Deßwegen fliehet, deßwegen hasset er ihn nun. Sehen sie, so unbeständig ist die Freundlichkeit, wenn sie mit keiner Ernsthaftigkeit verbunden.

Thesea kann nicht leben, wenn sie nicht täglich ihre Freundinn die Nerinde sieht. Und warum? Nerinde ist so aufgeräumt, so scherzhaft, so munter, daß sie eine ganze Gesellschaft

mit

mit ihren lustigen Einfällen beseelen kann. Kömmt Nerinde nicht zur Thesea, so kömmt doch Thesea gewißlich täglich zur Nerinde: nun hat man mir aber gesagt, es seyn zehn Monate verflossen, daß beyde Freundinnen einander nicht mehr besuchen. Das ist nicht möglich? Wer hat auf so lange Zeit die beste Freundinnen können trennen? Nerinde, hat man mir erzählet, habe eine unglückliche Heirath getroffen, das Scherzen sey ihr vergangen, sie habe immer rothe Augen, und wer ihr nur begegnet, den unterhalte sie Stunden lang mit ihren kläglichen Erzählungen. Nur einmal habe sie der Thesea ihre Noth geklaget, von dieser Stunde an sey Thesea nicht zu Hause, wenn Nerinde komme, und sie sage es allen Leuten, sie könne die Weinerinn nicht hören. Ich will wetten, die Thesea hat den Scherz der Nerinde, aber niemal die Nerinde selbsten geliebet. Herzen, die nur an das Fröliche gewöhnet, sind die alten Herzen nicht mehr, wenn ihnen betrübte Auftritte erscheinen; wäre aber ein wenig Ernsthaftigkeit in ihrer Freundschaft gewesen, so würde sie die klagende Nerinde eben so gelassen und mitleidig in ihren traurigen Tagen haben können anhören, als ergetzlich ihr war, ihren lustigen Einfällen aufzumerken.

Mademoiselle! verzeihen sie, daß ich sie mit solchen Kleinigkeiten aufhalte, sie wollen zwar an sich nicht vieles bedeuten, doch geben sie uns aus dem Angesichte und den Mienen das Herz der Freundschaft zu erkennen. Trotzige und finstere Gesichter kleiden einen Freund nicht, aber auch kindisch freundliche Augen verrathen, daß die Freundschaft auf sandigten Grund gebaut sey. Es haben demnach die Aegyptier recht wohl den Jüngling mit einem freundlichen und zugleich etwas ernsthaften Angesichte gemalet, weil er die Freundschaft uns bilden soll. Mich dünket, sie haben diesen Gedanken von der Aeltern liebe geborget. Freylich halte ich die Aeltern liebe für ein ächtes Muster einer rechtschaffenen Liebe. Denn von wem kann man eine reinere und minder von dem häßlichen Eigennutze befleckte Liebe fordern als von Aeltern gegen ihre Kinder? Von welcher Liebe muß man aber mehr fordern, daß sie freundlich und ernsthaft sey, als von der Aeltern liebe? Gar zu freundliche Mienen verziehen die Kinder, weil sie selbe der Ehrfurcht entblößen. Aber auch gar zu ernsthafte und strenge Gesichter erziehen nichts Gutes an ihren Kindern, weil sie aus selben das Vertrauen verbannen. Es muß also die Freundlichkeit mit einer Ernsthaftigkeit gemäßi-

gemäßiget, und die Ernsthaftigkeit von der Freundlichkeit gemilderet seyn. Und so wird die Freundschaftsliebe der Aelternliebe gleichen, der mit Recht unter den Sterblichen keine andere kann und darf vorgezogen werden. Und ist nicht dieses der Ruhm, nach welchem die Freundschaft geizet, wenn ein Freund oder eine Freundinn dem Freunde nachrühmet, daß er von selbem als wie von einem Vater geliebet werde? Mademoiselle! lassen sie sich demnach dieses zu einer neuen Regel der Freundschaft seyn, die sie von andern fordern, oder mit der sie andere beglücken wollen, daß sie sich Freunde und Freundinnen wählen, die in allen Fällen wissen freundlich und doch ernsthaft zu seyn, und so müssen auch sie seyn, ich aber werde mit Ehrfurcht unabläßlich seyn ꝛc.

. . . den 16 Julius 1766.

Der neunte Brief.

Gnädige Fräule!

Die reizende Begierde einen Freund zu schildern zwinget mir schon wiederum die Feder in die Hand. Vieleicht biethet sich eine Gelegenheit an,

noch vor der Zurückkunft des Bothens diesen Brief dero geehrten Händen zu überliefern, eräuget sich keine, so ist doch bey der Ankunft des Bothens schon ein Brief fertig, und kann ich mit größerer Muße das verhoffte Schreiben von ihnen beantworten. Denn ich fürchte nicht geringe Ausstellungen und Einwürfe, Fragen und Zweifel über meine bisherige Briefe von ihnen zu erhalten, und also werde ich überflüssigen Stoff haben, ein neues Schreiben darmit anzufüllen.

Das Kleid des Jünglings soll meine heutige Betrachtung und Auslegung seyn. Das Kleid ist weiß, schlecht oder arm und aufgestülpet. Eine dreyfache Erinnerung, wie eine wahre und ächte Freundschaft muß beschaffen seyn. Das weiße Kleid forderet von der Freundschaft die Reinigkeit: der gemeine und grobe Zeug desselben, die Gleichförmigkeit des Freundes gegen den Freund: und die Aufstülpung die Fertigkeit des dienstbaren Freundes. Wir wollen einen Gedanken nach dem andern in das Licht setzen.

Die weiße Farbe war allzeit das Sinnbild der Aufrichtigkeit, die man die Weiße des Gemüthes, *candorem animi* nennet. Diese Aufrichtigkeit has-

set ein zweyfaches Laster als den geschwornen Feind der Freundschaft, nämlich die Häucheley und den Eigennutz. Ist ein Herz von einem aus beyden beflecket, so ist es der wahren Freundschaft unfähig. Ein häuchlerischer Mensch, der die Maske der Freundschaft vorleget, ist ein Lügner, ein Betrüger, ein Verräther. Die schwärzeste Laster, die man einem menschlichen Herzen aufdringen kann. Was ist der Reinigkeit des Gemüths oder der Aufrichtigkeit mehr entgegen, als die Lüge, der Betrug und die Verrätherey? Ein eigennütziger Mensch liebet nichts als seinen Nutzen: wo er diesen nicht weis, ist er kalt, gleichgültig, und vieleicht auch ungerecht. Wahre Freundschaft hasset die Frostigkeit, die Gleichgültigkeit und die Ungerechtigkeit. Was für schändlichen Niederträchtigkeiten ist ein eigennütziges Gemüth nicht fähig? Und wie verstellet und beflecket eine niederträchtige Seele die Reinigkeit des Gemüthes? Wir wollen zuerst der Häucheley die Maske abreißen, alsdann auch dem Eigennutze in die Augen schauen.

Wer anders in seinem Herzen denket, als er mit seiner Zunge spricht, der ist ein Häuchler. Wer anders redet, und anders handelt, ist eben-

derselbe. Wer also einen Freund will wählen, muß nicht nur auf die prahlerischen Worte der Zunge, sondern auf die Werke des Herzens schauen. Die Zunge verläugnet öfters die Gedanken des Herzens; aber die Werke sind allzeit gute Dollmetschen des Gemüthes; und sollten sie jemal betrügerisch seyn, so darf man doch von einem solchen Menschen hoffen, daß er ehender ein Freund als ein Feind desjenigen werden könne, dem er seine Reden mit Werken bestättiget. Es sey fern, daß ich läugnen wollte, daß nicht allzeit die Werke treue Zeugen des Herzens seyn; die Welt ist heute zu Tage so schlimm, verschraubet, und ich darf auch wohl sagen, so boshaft, daß man nicht allzeit den Werken selbsten trauen kann; denn auch der Häuchler verrichtet Werke, die mit seinem Herzen keine Bindniß haben. Aber es geschieht selten, oder wenn es geschieht, so haben sie keine Dauer, und ehe man es glaubet, so erfährt man, daß die Werke Eitelkeit, das ist häuchlerisch waren. Sie haben einen Stolz oder Hochmuth zum Grunde, der sich so wenig als der Rauch in einem Hause verbergen kann, durch den engesten Spalt findet er eine weite Thüre. Sind aber seine Werke eigennützig, so verdorren sie mit der Verstopfung der Quelle. Wer also

Werke der Freundschaft thut, und kein Freund ist, den halte ich zwar boshafter als einen gemeinen Häuchler, doch traue ich ihm noch etwas zu, so ich Maulfreunden nicht einräumen kann. Vielleicht erkläre ich diesen meinen Gedanken in den folgenden Anmerkungen.

Einen Menschen, der alle Augenblicke den gehorsamen Diener, den unterthänigen Knecht, den aufrichtigen treuesten Freund in dem Munde führet, und ewig bey den Worten stillsteht, und weder Hände noch Füße zu dem Dienste seines Freundes beweget, den lasse ich mir den abenteuerlichsten Freund seyn. Ich muß ihn einen Freund nennen, weil ihn vieleicht einige Betrogene noch dafür halten. Aber wir wollen die Probe sehen, wie aufrichtig seine Freundschaft sey.

Der geschwätzige Adoleschor sah niemal den treuherzigen Kunechis, daß er ihn nicht mit Platzregen von treuesten Dienern und ergebensten Freunden überschüttete: er forderte ihn allzeit bey dem zehnten Worte aus, seine Freundschaft auf die Capelle zu setzen; ja er beklagte sich, daß der stolze Kunechis niemal ein Vertrauen auf seine

treue

treue Anerbiethungen setzen, und keine Proben von seinen allzeit bereiteten Diensten wolle nehmen. Es kam endlich die Zeit, wo der treuherzige Kunechis der Freundschaft des Adoleschor bedorfte. Der Sohn des Kunechis war mannbar geworden: er hatte mit der Genehmhaltung seines besten Vaters seine Hand einer würdigen Braut versprochen. Die instehende Vermählung forderte von dem Kunechis eine standesgemäße Ausstattung seines rechtschaffenen Sohnes. Kunechis besaß zwar ansehnliche Güter; doch hatte er keine Baarschaften in seinen Schränken, und mit der bloßen Abtretung einiger seiner Güter würde er seine Habschaften unschätzig vermindert, und darbey seinem Sohne wenig zu der Errichtung seiner Haushaltung genutzet haben. Es fiel ihm in diesen Umständen sein freundschaftlicher Adoleschor bey, und er machte seine Rechnung auf seine so oft verschwenderisch angebothenen Dienste. Er wußte, daß ermüssige Schätze in seinen Kisten gehäufet liegen hatte. Gebeuget kam er zu ihm, und er wurde mit hundert bereitwilligen, gehorsamsten Dienern empfangen. Er erzählete die getroffene Wahl seines Sohnes, und seine bevorstehende Heirath. Tausend freudige Glückwünsche, tausend Segnungen flossen dem Adoleschor von den freundschaftlichen

Lippen.

Lippen. Ein einziger wenig bedeutender Punct, sagte Kunechis von einer furchtsamen Schaamröthe überzogen (eben als wenn ihm sein Herz die abgeschmackte Antwort des Adoleschor weißagete) steht diesem glücklichen Heirathe noch in dem Wege, und sie, bester Freund, sind der einzige, der selben zu heben vermag. Zwey tausend Thaler baares Geldes (hier fiel dem Adoleschor ein Stein auf das Herz, und nicht anders, als wenn sie ihm Kunechis schon geraubet hätte, sah er ihn mit einer ernsthaften Miene an) zwey tausend Thaler baares Geldes, fuhr der zaghafte Kunechis fort, habe ich meinem Sohne zur Mitgabe versprochen; nun wissen sie mein theurester Adoleschor, daß ich meinem Sohne diese Summe in liegenden Gütern wohl drey und viermal zur Aussteurung mitgeben könnte; aber dieselbe bey diesen Zeiten in der Geschwinde bey Fremden zu baarem Gelde zu machen, würde weder thunlich, noch rathsam seyn (hier erhohlete sich Adoleschor, vieleicht glaubte er, Kunechis würde sie ihm um die Hälfte verkaufen, und auch Kunechis wurde beherzter) da mir nun ihr freundschaftliches gütiges Gemüth bekannt, und mir nicht unbewußt, daß sie müssige Gelder liegen haben, so habe ich sie demüthig ersuchen wollen, 2000 Thaler auf ein jährliches

Inter:

Interesse. : : Hier fiel Adoleschor dem Kunechis in die Rede: zwey tausend Thaler? Allerliebster Freund! keine 2000 Groschen habe ich baares Geld im Vermögen. Wenn es 2000 Thaler wären, und sie wären in meinen Händen, ohne Interesse, ohne Handschrift wollte ich sie ihnen darstrecken. Freunde müssen einander helfen, ohne Eigennutz müssen sie helfen, mit Vergnügen wollte ich sie ihnen hier auf den Tisch zählen, auf 10, auf 20 Jahre sollten sie selbe unverzinset gebrauchen; aber! ich bin recht unglücklich, daß ich keine Baarschaften in Händen habe, ihnen Proben meines redlichen Gemüthes zu geben. Fordern sie von mir was sie wollen, und wenn es die Hälfte meines Vermögens wäre, so steht es alles zu Diensten, aber baares Geld ist eine bloße Unmöglichkeit für mich. So verzeihen sie mir meine Freyheit, und halten mich in ihrer Gewogenheit empfohlen, sagte der beschämte Kunechis, und nahm die Thüre in die Hand. Mit einem paar Duzend der gehorsamsten Diener, der ergebensten Knechte begleitete ihn Adoleschor auf die Gasse, und rief dem bestürzten Kunechis noch nach: haben sie es gehöret, theuerester Freund! befehlen sie in allen Stücken, nur in diesem entschuldigen sie meine Unvermögenheit. In dem Zurückgehen

hen soll er gesagt haben: Der ist ein verwegener Mann, der seine Freundschaft durch zwey tausend Thaler will bezahlet haben.

Mademoiselle, was halten sie von dem freundschaftlichen Herzen des treuesten Adoleschor? Ich halte ihn für einen Lügner und für einen Betrüger; denn er hatte mehr als 50000 Thaler müssige Gelder in seinen Kisten schlafen. Redet er nicht der Wahrheit zuwider, wenn er betheuret, er habe keine 2000 Groschen vorräthiges Geld? Steht aber die Lüge keinem ehrlichen Manne zu, welcher Schandflecken muß sie an dem Herzen eines vorgeblichen Freundes seyn, dessen Gedanken nicht nur mit seinen Worten, sondern mit den Gedanken seines Freundes müssen eines seyn? Sind nun die Gedanken so weit von dem prahlerischen Wortgepränge eines solchen Häuchlers entfernet, wie kann er sich rühmen, daß er mit seinem Freunde ein Herz, einen Gedanken und einen Sinn habe? Die Worte sagen es, aber das Herz weis nichts davon, er ist also nicht nur ein Lügner, sondern auch ein Betrüger. Hätte der prahlerische Adoleschor den armen Kunechis schändlicher betrügen können? Er hat durch seine theure Freundschaftsversicherungen, durch seine heilige

Ver-

Verheißungen den armen Kunechis gereizet, ja er hat ihm nicht nur den Muth, sondern die Gedanken selbsten eingeflößet, seine Hoffnung und sein Vertrauen auf die Versprechungen seines Freundes zu setzen, und da er sich nun so häßlich betrogen findet, wer hat ihn betrogen, als Adoleschor? Ja er ist nicht nur ein Lügner und Betrüger, sondern er ist ein Verräther seines Freundes. Den halte ich für einen Verräther, der das Innere seines Freundes ausforschet, der ihn veranlasset, seine geheime Umstände offenherzig zu entdecken, und der unter der Maske der Freundschaft das Herz des andern auskundschaftet, nicht um selbem Gutes zu erweisen: nicht um seiner Noth zu steuren, und in den Erfordernissen der entdeckten Umstände hülfreiche Hände zu biethen, sondern noch der Noth seines Freundes zu spotten, und ihn hülflos zu lassen. So hat es Adoleschor gemacht; niemalen würde ihm Kunechis seine Angelegenheiten entdecket, seine geheime Noth geklaget, und seine Bedürfnisse mit Schaamröthe erzählet haben, wenn ihn nicht die häuchlerische Anerbiethungen des Adoleschor gereizet, und sein Herz auf die Zunge gezogen hätte, um auch das innerste offenherzig zu entdecken. Sehen sie, mit welchen häßlichen Lastern ein häuchlerischer Freund seine

Seele

Seele beflecke. Laster, welche Feinde nicht aber Freunde kleiden. Die Aegyptier haben also sehr wohl der Freundschaft ein reines und weißes Kleid angeleget, weil die Aufrichtigkeit wo nicht der erste, doch gewißlich einer der wesentlichen Charactere der Freundschaft ist; die Worte müssen mit den Gedanken, und die Verheißungen mit den Werken übereinstimmen.

Wir wollen also einen aufrichtigen Freund suchen. Sie können auf meine Freundschaft zählen, sagte Merandes zu dem Cneon, kann ich oder das Meinige zu ihren Diensten stehen, so beschwöre ich sie, daß sie weder mir noch dem Meinigen schonen. Cneon ließ sich diese gütige Verheißungen seines Freundes gesagt seyn. Die Noth kam an den Mann, er bedorfte Hülfe und Rath; ein Jud, der ihm 600 Thaler vorgestrecket hatte, verlangte nicht nur sein Geld unversehens zurück, sondern er forderte anstatt 600, 6000 und überdas die Zahlung eines Zinses, der ihn nothwendig um all das Seinige bringen, und noch darzu vor der ehrbaren Welt in Schande und Spott stürzen mußte. Er klagt dem Merandes sein Anliegen. Er begehrte Rath und Hülfe. Die Sache verhielt sich also. Cneon hatte dem

Juden eine Handschrift über 600 Thaler ausgestellet, und in selbiger aus Unvorsichtigkeit oder aus unbemerkter Arglist des Juden die Umstände eingerücket, worzu er des Geldes bedorfte, die dem Eneon nicht die löblichste waren; denn mit diesen 600 hatte er eine Person abgekauft, die ihn mit einem fremden Kinde um seine Ehre bringen wollte. Er hatte zugleich versprochen, und schriftlich sich verpflichtet, die 600 Thaler in lauter französischen Louisd'or, jedes Stück zu 5 Thaler gerechnet, zurück zu geben, und einen jährlichen Zins à 6 vom 100 auszuzahlen, mit dem Bedingnisse, daß wenn er die Zinse nicht richtig zahlen würde, er auch die rückständige Zinse verinteressiren wollte. Der Jud hatte geflissentlich die Zinse nicht geforderet, und Eneon in der Hoffnung eines bessern Glückes 6 ganze Jahre lang Zinse und Kapitalien abzutragen versäumet. Indessen waren die Louisd'or auf einen hohen Preis gestiegen, also daß sie nun 12 Thaler kosteten, die zuvor 5 gekostet hatten. Der Jud vermeynte, nun sey es Zeit seine Schuld zu fordern. Er forderte demnach von dem Eneon ein vorgestrecktes Kapital von 6000 Thaler, die Interesse von selben auf 6 Jahre, und noch darzu die Zinse des 6 Jahre lang unbezahlten Interesse, und

dieses zwar alles in französischen Louisd'or, das Stück à 5 Thaler gerechnet. Wie entsetzte sich Eneon über die erstaunliche Forderung des Juden? Wie aber noch weit mehr, da er ihm in seiner eigenen Handschrift nicht 600, sondern 6000 vorgestreckte Thaler empfangen zu haben, vorzeigete? Es machte demnach nach dem couranten Preise die Forderung eine Summe von 72000 Thaler ohne den Interessen aus, welches sich auf 3900 Thaler in Louisd'or belief, mithin eine Summe von 75900 Thaler ausmachete. Das ganze Vermögen des Eneons war nicht der vierte Theil der Schuldforderung. Er merkte wohl, daß der Jud aus 600, 6000 durch Zusetzung einer Nulle gemacht hatte, allein er konnte es ihm nicht erweisen; er rückte dem Juden die Bosheit vor, aber dieser drohete mit der Klage. Eneon, der auf seine Ehre hielt, wußte wohl, daß er wegen den Buchstaben der Handschrift vor Gerichte wenig gegen den Juden ausrichten würde: und nur zum höchsten von dem Judenzinse, und von dem in Louisd'or zu bezahlenden Interesse würde freygesprochen werden. Indessen, daß er sich durch die in der Schrift ausgedrückte Umstände sollte zu Schanden machen lassen, schmerzete ihn mehr, als die Schuldforderung selbsten. Ich

will zur Erläuterung der Sache eine Abschrift von der Handschrift des Cneons beysetzen:

Ich Endesgesetzter bescheinige hierdurch, daß mir heute Dato 600 (anstatt deren stunden 6000) Thaler der Jud Moses Schimmel baar in französischen Louisd'or vorgestrecket, und auf mein Verlangen der Jungfer Etairis zur Befriedigung wegen einer angeblichen Schwächung ausgezahlet habe. Ich verspreche dieselbe ehestens in französischen Louisd'or das Stück zu 5 Thaler zurückzustellen, und in dem Falle des Verlaufes eines, oder mehrern Jahre diese Summe mit 6 pro Cento in Louisd'or im besagten Werthe zu verzinsen, und in dem Falle des ausbleibenden Zinses, den jährlichen Zins mit 6 zu verinteressiren. . . . . den 12 Octob. 1755.

Cneon.

Cneon klagete dieses sein Anliegen dem Merandes, Merandes bemitleidete die Umstände seines Freundes, und versprach ihm Hülfe und Rath. Die 600 Thaler, sagte er, stehen zu deinem Befehle, bester Freund. Den Betrug des Juden zu entdecken;

decken ; und seine Forderung zu zernichten, überlaß meiner freundschaftlichen Liebe; du weist, die Liebe ist erfinderisch. Die Sache liegt dir zu nahe an dem Herzen, als daß du auf die Art, den Betrug des Juden zu entdecken, sinnen könnest. Beruhige also dein Gemüth, und überlaß mir, den Juden abzufertigen.

Merandes ließ den Moses Schimmel zu sich fordern. Eneon, wie ich vernehme (war die Anrede des Merandes an den Juden) ist dir ein vorgestrecktes Kapital und die darauf haftende Zinse schuldig. Es wird dir nichts darangelegen seyn, wenn ich diese Schuld des Eneons auf mich nehme, und dir selbe in gewissen Fristen abtrage, worvon ich heute den Anfang zu machen gesonnen bin. Der Jud antwortete, es läge ihm wenig daran, wenn er nur bezahlet würde. Merandes setzte einen Obligationsschein von folgendem Inhalte auf :

Ich zu Endegesetzter bekenne hierdurch, daß ich heute Dato eine dem Eneon vom Juden Moses Schimmel im Jahre 1755, den 12 October dargestreckte und der Jungfer Etairis zur Befriedigung einer von dem Eneon zu for-

dernden Schuld ausgezahlte Summe zusammt einem von diesem Jahre 1755 anlaufenden jährlichen Intereſſe auf mich genommen, und ſelbe friſtenweiſe in zweenen Terminen zu zahlen mich verpflichtet habe; alſo zwar daß ich heute 600 Thaler, den übrigen Reſt aber binnen ſechs Wochen abzutragen Kraft dieſes Obligationsſcheines verbunden ſey.

.... den 16 Auguſt, 1761.

Merandes.

Merandes übergab dem Juden den Obligationsſchein, und forderte die Handſchrift des Eneons dargegen zurück. Moſes entgegen verlangte, Merandes ſollte in dem Obligationsſcheine die 6000 Thaler und die ſtipulirte 6 Thaler vom 100 Intereſſe ausdrücken, ſonſten könnte er die Obligation des Eneons nicht aus den Händen geben. Merandes, der dieſe Forderung des Juden wohl vorausgeſehen hatte, war wohl zufrieden, daß der Jud die Handſchrift des Eneons zurück behielte. Sie wurden alſo einig, und Merandes zahlete dem Juden 600 Thaler, mit dem Verſprechen, daß er das übrige binnen ſechs Wochen zuſammt dem Intereſſe baar auszahlen wollte. Er verlangte aber von dem Juden ein Recepiſſe über die

ausgezahlte 600 Thaler, welche der Jud auf folgende Art auf Begehren des Merandes ausstellete.

Ich bekenne Kraft diesem, daß mir Merandes an einer von 6000 Thaler dem Eneon im Jahre 1755, den 12ten October vorgestreckten, und der Jungfer Etairis ausgezahlten, von ihm Merandes aber übernommenen Schuld 600 Thaler baar ausgezahlet habe, worvon der übrige Rest der vorgestreckten 6000 Thaler nebst dem jährlichen Interesse zu 6 pro Cento, und das Interesse ingleichen zu 6 pro Cento von 1755 an bis heute Dato binnen sechs Wochen von ihm Merandes mir zu zahlen übrig bleibe . . . den 16 August, 1761.

Moses Schimmel.

Merandes ließ indessen die Jungfer Etairis zu sich kommen, er befragte sie, ob ihr Eneon jemals etwas schuldig gewesen? Ob, und wie sie sey von dem Eneon befriediget worden? Etairis trug kein Bedenken, dem Merandes den ganzen Verlauf zu erzählen, und zu bekennen, daß ihr Eneon die an ihm zu fordernde Schuld durch 600 Thaler abtragen, und durch den Juden Moses

Schimmel baar auszahlen lassen. Merandes fragte, ob sie weiter nichts von dem Eneon zu fordern, und auch nicht mehr von ihm oder dem Juden empfangen habe. Etairis beantwortete beydes mit Nein. Wollten sie nicht die Güte haben, sagte Mirandes, mir dieses gegen eine Erkenntlichkeit schriftlich zu geben ? Etairis, deren Umstände die Erkenntlichkeit nicht ausschlugen, erboth sich, nach dem Belieben des Merandes ihre gethane Aussage schriftlich aufzusetzen, und zu dem sagte sie, habe ich dem Juden Moses über den Empfang schon eine Schrift ausgestellet, die Moses oder Eneon in Händen haben muß. Der Inhalt der Schrift der Etairis war folgender :

Ich zu Ende unterschriebene bezeuge hiermit, daß ich laut der dem Juden Moses Schimmel eigenhändig ausgestellten Handschrift de Dato 1755, den 13 October eine von Eneon zu fordernde Schuld von 600, sage sechs hundert Reichsthaler durch erstgenennten Juden Moses richtig empfangen habe, auch nicht mehr noch weniger von gemeltem Encon jemal zu fordern, noch auch von ihm oder dem Juden mehr oder weniger empfangen habe.

.... den 16 August 1761.

Etairis.

Nach-

Nachdem Etairis diese Handschrift dem Meranders übergeben, sagte dieser, meine wertheste Etairis, nun habe ich noch eine Bitte an sie, gewähren sie mir solche, denn sie kann ihnen nicht in dem mindesten zum Nachtheile, wohl aber dem Eneon zum Vortheile und ihnen zur Ehre gereichen. Sie haben selbsten bekennet und auch eben itzt schriftlich bestättiget, daß ihnen Eneon nicht mehr als 600 Thaler schuldig gewesen, und er dieselbe ihnen durch den Juden Moses baar auszahlen lassen. Der schalkhafte Jud giebt durch den Betrug einer Schrift vor, daß er ihnen nicht 600, sondern 6000 Thaler in dem Namen des Eneons ausgezahlet habe, und er ist so frech noch 5400, als den Rest von den schuldigen und ihnen ausgezahlten 6000 von dem Eneon zu fordern. In sechs Wochen verlanget er die Zahlung; wollten sie nicht die Gütigkeit aus der alten Freundschaft des Eneons mir und diesem meinem Freunde erzeigen, und binnen sechs Wochen hier bey mir erscheinen, und den Juden wegen seiner Vermessenheit in Beyseyn meiner überzeugen und beschämen? Sollte der Jud auf seiner Vermessenheit beharren, werden sie die Güte haben, mit mir zur Beschämung des Juden andere Maaßregeln, aber allzeit ohne ihren Nachtheil, zu ergreifen.

Merandes drückte der Etairis ein Goldstück in die Hand, und sie versprach nach seinem Begehren zu erscheinen.

Da nun die sechs Wochen verflossen, berufet Merandes die Etairis, und unterrichtet sie, was ferner zu thun, sofern der Jud auf seiner boshaften Forderung verbleiben sollte. Er hatte auch den Juden berufen, und da selbiger erschien, in Hoffnung die völlige Zahlung zu empfangen, mußte sich Etairis in einem Nebenzimmer verbergen, um den Vorgang mit dem Juden zu vernehmen, und zu rechter Zeit in der Gesellschaft zu erscheinen.

Merandes fragte den Juden, wie viel der Rest von der Schuld des Cneons noch ausmache? Das wissen sie ja wohl selbsten, erwiederte der Jud; 6000 war er mir laut seiner eigenen Handschrift schuldig: 600 haben sie mir gezahlet: bleiben also noch 5400 ohne dem Interesse zu bezahlen übrig. Worzu, sagte Merandes, hat Cneon diese 6000 von dir geborget? Es steht ja in der Schrift, antwortete der Jud, daß ich sie der Etairis auszahlen müssen. So hast du der Etairis 6000 in dem Namen des Creons ausgezahlet?

let ? Nicht anders, sagte der Jud, das giebt die Handschrift. Kommen sie, Etairis, sagte Merandes, und öffnete die Thüre des Nebenzimmers, kommen sie, und geben sie Zeugniß der Wahrheit, haben sie von diesem Juden im Namen des Eneons 6000 Thaler empfangen? Keinesweges, antwortete Etairis, 600 Thaler hat er mir ausgezahlet, und keinen Häller mehr. Dieses muß die Handschrift und Quittung ausweisen, die ich darüber ausgestellet. Der Jud, der voller Schrecken und Verwirrung war, da er die Etairis sah und also reden hörete: ich will mein Geld schon bekommen, sagte er, und wollte den Reißaus nehmen. Merandes, der ihn bey dem Arme ergriff, sagte zornig: Halt Jud, deine Bosheit muß bestrafet seyn. Wo ist die Quittung, so dir die Etairis ausgestellet? Das weis ich nicht mehr, erwiederte der Jud, die wird verlohren gegangen seyn. Jud, sagte Merandes, es braucht weiter keiner Ausschweifungen: hier sind 180 Thaler Interesse von 600 Thaler auf 6 Jahre, so lang dir nämlich Eneon 600 Thaler schuldig gewesen, entweder nimm dieselbe gutwillig an, gieb mir des Eneons verfälschte Handschrift zurück, und trolle dich in der Stille deines Weges, oder ich lasse dich gefänglich abführen, und werde

dich gerichtlich deine Falschheit, daß du aus 600, mit Zusetzung einer 0, 6000 gemacht, überzeugen, bestrafen, und zum Schelmen fortjagen lassen: wo du also weder Geld noch Interesse mehr empfangen wirst. Der Jud sagte aus Verstockung, es wäre ganz recht, er wolle sich selbsten dem Richter darstellen, und seine Sache gerichtlich gegen dem Eneon ausfechten. Und eben dieses war, so der freundschaftliche Merandes wegen der Ehre des Eneons verhüten wollte. Sieh Jud, sazte Merandes, gesetzt, es wäre dem also, daß du dem Eneon 6000 Thaler vorgestrecket, und solche der Etairis auszahlen sollen, da du sie aber nicht ausgezahlt, sondern nicht mehr als 600 Thaler laut des Scheines, den ich in Händen habe, ausgezahlet hast, so gehöret der Rest nicht dir, sondern der Etairis, mit welcher ich mich werde abzufinden wissen, weil ich die Schuldzahlung des Eneons auf mich genommen habe. Etairis bejahete den Vortrag des Merandes, und schalt den Juden mit der geschliffensten Zunge eines bösen Weibes. Der Jud sah sich in einer großen Verlegenheit, er sah, daß er bey Gerichte auf einer oder der andern Seite würde seiner Forderung verlustiget werden, und noch darzu Gefahr laufen, überzeuget, beschimpfet, bestrafet und aller

Zahlung entäußeret zu werden. Er fieng an beſſere Worte zu geben, und ſich zu einem Vergleiche anzubieten. Aber Merandes blieb auf ſeinem erſten Anerbiethen, und wich keinen Schritt von ſeinem Vorſatze. Der Jud zählte die 180 Thaler, und ſagte: Herr Merandes, ich nehme die Louisd'or nicht höher als ſie damal gegolten, zudem müſſen 6, und nicht 5 pro Cento gezahlet werden. Jud, antwortete Merandes, mache keine Umſtände, du weiſt, daß du bey Gerichte nicht nur dein ganzes Intereſſe verliereſt, weil du den Judenzins 6 pro Cento von dem Cneon geforderet, ſondern noch darzu für jeden Thaler 100 Thaler Strafe erlegen mußt; aus Gütigkeit zahle ich dir noch die 180 Thaler Intereſſe, thu demnach, was du willſt. O ſie haben mich recht daran bekommen Herr Mirandes, ſagte der Jud, ſteckte die 180 Thaler ein, und gab dem Merandes den verfälſchten Schein des Cneons zurück, und aus Furcht einer verdienten Beſtrafung, nahm er ſeinen Abſchied.

Merandes drückte der Etairis noch ein Goldſtück in die Hand, dankete für das Ehrenwort, ſo ſie erfüllet, und bath, von dem ganzen Verlaufe niemand etwas zu ſagen. Sie verſprach es,

ob sie es gehalten, oder ob sie es ihrer Nachbarinn, und diese weiter erzählet, kann ich nicht wissen, doch muß es verrathen seyn worden, weil ich die Geschichte in einer Gesellschaft erzählen hören.

Merandes gieng noch selbigen Abend zu seinem Freunde dem Eneon, überreichte ihm den cassirten Schein, und sagte: Freund, deine Sache ist abgethan, du bist dem Juden nichts schuldig, und er wird auch von dir nichts fordern. Die ganze Sache soll von nun an vergessen und vergraben seyn. Eneon wollte sich bedanken, und den Verlauf der Sache sich ausbitten. Seyn sie zufrieden mein werther Eneon, sagte Merandes, der Betrug ist entdeckt, und die Schuld cassiret, mehr bedörfen sie nicht zu wissen.

Verehrteste Mademoiselle! Haben sie ein freundschaftlicheres Herz als das theure des Merandes jemal gesehen? Wie genau haben seine Worte mit dem Herzen, und diese beyde mit den Werken übereingestimmt! In allen Schritten leuchtet die Aufrichtigkeit hervor, und keine Handlung ist von der Häucheley entheiliget. Trocken, aber doch aufrichtig hat er seinem Freunde dem Eneon seine

Dienste

Dienste angebothen: und ehrlich hat er sein Wort gehalten. Wir wollen eine jede Handlung durchforschen, um aus selben die schönsten Lehren einer aufrichtigen Freundschaft zu ziehen. Kaum hatte er das Anliegen seines Freundes vernommen, ohne Bedenken, ohne Achselzücken hat er ihm Rath und Hülfe versprochen, und seinem Versprechen hat er gleich werkthätige Hände angeleget. Die 600 Thaler, sagte er, stehen zu deinen Diensten; hätte er häuchlerisch und prahlerisch sprechen wollen, hätte er sagen können: die Schulden sind stark, doch will ich dich aus selben zu reißen mich befleißen; diese Rede würde noch freundschaftlich und gutthätig geschienen haben; aber sie wäre nicht aufrichtig gewesen; Merandes sah schon vor, daß er mit 600 Thalern den Juden könnte abfertigen, deßwegen wollte er seine Gutthat nicht höher steigern; denn dieses ist eine Regel der aufrichtigen Freundschaft, daß sie die Gutthat mindere, aber nicht vergrößere. Den Betrug, sagt Merandes, überlaß mir zu entdecken, deiner Verwirrung mangeln die Augen; aber die Liebe ist hundertäugig; wie schön ist dieses gesprochen? Nicht seiner Klugheit, nein der Schuld der Liebe rechnet er dieses Meisterstück an. Eine andere Regel für Freunde, auch die

größten

gröſsten Dienste, die sie leisten, halten sie für Pflichten, und niemal wollen sie selbe für Werke eines Miedlings belohnet haben.

Wie vorsichtig, wie bescheiden, wie klug geht Merandes zu Werke. Eneon verlanget, daß seine Ehre nicht geschwärzet werde, und Merandes suchet nicht nur die Ehre seines Freundes zu schonen, sondern auch ohne Nachtheil seine Schulden zu tilgen. Wie würde sich mancher Freund mit seiner Wohlthat brüsten, wenn er seinem Freunde mit dem Verluste seiner Güter die schiffbrüchige Ehre sollte retten. Aber diese Freundschaft würde noch eine Häucheley beschmützen. Aufrichtige Freunde sind auch zu unerbethenen Diensten bereit, wenn sie zum Vortheile des Freundes sind. Merandes kauft dem Juden die Schuld des Eneons ab; hier leget er den ersten Stein zum Gebäude der Ehrenrettung seines Freundes; denn nun soll er nicht mehr mit Eneon, sondern mit ihm bey den Richterstülen rechten. Er setzet dem Juden einen zweyfachen Termin, um ihn nicht scheu in einer so heicklichten Sache zu machen; wie vernünftig verschweiget er seine Absichten? So behutsam geht die Freundschaft, wenn sie die Sache des Freundes behandelt, weil sie

mehr als seine eigene geworden. Merandes verlanget nichts anders zu erfahren, und aus der Feder des Juden zu vernehmen, als daß die Schuld der Etairis ausgezahlet worden. Schriftlich zeuget es Moses, und dieses war dem Merandes genug. Sehet wie eine aufrichtige Freundschaft wandelt, wenn sie zum Besten des Freundes ausgeht. Wie geschickt weis Merandes aus der Etairis zu locken, daß ihr Eneon nicht mehr als 600 Thaler schuldig, und Moses ihr nicht mehr als 600 gezahlet habe. Er reizet sie, einen falschen Juden zu beschämen; was kann ein gereizter Stolz eines Weibes nicht, wenn sie Goldstücke in der Hand eines Rathgebers sieht, er verschweiget die Art, wie sie den Juden soll zu Schanden machen, vieleicht hat er ihrer Verschwiegenheit nicht mehr zugetrauet? Kurz: die Freundschaft weis kluge Maaßregeln zu nehmen. Merandes hat sie angewendet. Wie artig weis er den Juden zu verwirren, zu überraschen, und zu betäuben? Wie geschickt weis er selben in Furcht, wie meisterlich seinen Geiz und Heißhunger in Schranken zu setzen? Wie vernünftig ihm das Klagen bey Gerichten auszuschwätzen, und die Ehre seines Freundes zu retten; weil er die ganze Sache zwischen dreyen nur abzuthun sich bemühet, die allein

nig von dem Unfalle des Eneons Kenntniß hatten ? Wie schlau (denn die Freundschaft ist auch schlau, wenn es das Wohl des Freundes erheischet) weis er die Schuldforderung des Juden auf die Etairis zu spielen, die sich durch eine Handschrift schon verrathen hatte, daß ihr Eneon nicht mehr als 600 Thaler schuldig gewesen. Aber in dem verräth sich das aufrichtige freundschaftliche Herz des Merandes, er zahlet dem Geizhalse und Betrüger 180 Thaler Interesse, da er ihm keinen Pfenning hätte zahlen sollen, wenn er die Ehre seines Freundes hätte wollen Gefahr laufen lassen. Ist aber einem aufrichtigen Freunde die Ehre seines Freundes um 180 Thaler feil ? Welche niederträchtige Frage ! Froh ist der Jud, ein Interesse zu empfangen, so er mit einem sechsfachen Kapital kaum hätte auslösen können : aber noch froher ist Merandes, daß er mit 780 Thalern die auf der Spitze stehende Ehre seines Freundes konnte retten. So hat die Aufrichtigkeit des Freundes die Falschheit und den schändlichen Betrug des Feindes zernichtet ! So hat er seinem Freunde ohne Häucheley und Schminke aus der Noth geholfen. Eneon sollte von den ausgelegten 180 Thalern nicht mehr reden, minder bekümmeret seyn, um selbe mit Wu-

cher nach dem Gewichte der erwiesenen Wohlthat zurückzustellen. So handelt die aufrichtige Freundschaft, sie will nicht nur unbelohnet seyn, sondern sie will auch das Ihrige auslegen, ohne einen Schuldbrief zu kennen, und sie wird schaamroth, wenn man der Schuld gedenket, weil sie glaubt, sie verliere den Verdienst der Freundschaft, wenn sie den Namen einer Gläubigerinn trage. Sie will des Freundes Schuldnerinn seyn, aber mit der Bedingung, ohne Danksagung zu zahlen, und sie will eine Gläubigerinn heißen, mit der zweyten Bedingung, daß der schuldige Freund niemal an das Zahlen gedenke. Denn sie hasset den **Eigennutz.**

Der das zweyte Laster, so das weiße Kleid der Freundschaft besudelt. Ich habe es gesagt, und ich trage kein Bedenken, es zu wiederhohlen; Freundschaft die eigennützig ist, entheiliget diesen Namen, und mit Unrecht maßet sie sich solchen an. Meines Gefallens kann man sie eine Liebe nennen; denn der Namen Liebe ist bey dem verkehrten Willen des Menschen eine so allgemeine Leidenschaft, und ihr Verstand oder Ausdruck ist so weitschichtig, daß man fast eine jede Begierde eine Liebe zu nennen keinen Anstand nimmt. Wie

von vielen unreinen Begierden aber wird nicht das menschliche Herz entflammet; und wie unruhig wird es von selben umhergetrieben? Einen zweyfachen Gegenstand hat die Liebe, nämlich das Nützliche und das Schöne. Die Liebe suchet den Besitz von beyden, in diesem Besitze setzet sie ihre Glückseligkeit und ihr Wohl, so der Endzweck der menschlichen Begierden ist. Es mag aber der menschliche Wille, das Schöne oder das Nützliche suchen, und in dessen Besitze sein Wohl oder seine Glückseligkeit ausstecken, so werden wir doch allzeit wahrnehmen, daß ein solcher Mensch nicht seinen Freund, sondern sich selbsten liebe; weil er nicht das Wohl und die Glückseligkeit seines Freundes, sondern seiner selbsten suchet. Es ist also nothwendig diese Liebe mit dem Eigennutzen verknüpfet, wenn ich nun sage und behaupte, daß die Freundschaft, ich meyne die ächte und wahre, ohne Eigennutz müsse seyn, so darf sich die eigennützige Liebe keinesweges mit dem schönen Namen der Freundschaft brüsten.

Ich weis es gar zu wohl, was ich von der Freundschaft in meiner Philosophie der Sitten gesprochen: ich weis, daß ich ihr eingestanden, daß sie selten, oder gar nicht in dem Herzen der

Menschen ganz ohne Eigennutz sey: ich weis, daß ich sie eine edle und erlaubte Handelschaft genennet, deren Gewinn, Interesse und Eigennutz eine löbliche und nicht in dem mindesten strafwürdige Absicht sey. Vieleicht denken einige, ich widerspreche mir nun hier selbsten, und es sey die Freundschaft so genau mit dem Eigennutzen verknüpfet, daß sie nur in der Phantasie und in dem fruchtbaren Verstande eines denkenden Dichters, niemalen aber in der That selbsten von einander könnten getrennet und abgesonderet werden.

Allein, sie geben sich bloß, daß sie meine Anmerkungen nur nach dem Buchstaben, nicht aber nach meinen Gedanken verstanden haben. Sie müssen erwägen, was ich von einer ächten und wahren Freundschaft überhaupt fordere, und was ich hier, und was ich in meiner Sittenphilosophie von einer oder der andern Freundschaft in dem besondern erheische.

Gnädige Fräule! Ist dieses nicht der Zweifel, den sie in ihrem ersten geehrtesten an mich erlassenen Schreiben schon geahndet haben? da sie sagten: ich müßte ihnen deutlichere Begriffe von der Freundschaft geben. War nicht dieses das

Merandes drückte der Etairis ein Goldstück in die Hand, und sie versprach nach seinem Begehren zu erscheinen.

Da nun die sechs Wochen verflossen, berufet Merandes die Etairis, und unterrichtet sie, was ferner zu thun, sofern der Jud auf seiner boshaften Forderung verbleiben sollte. Er hatte auch den Juden berufen, und da selbiger erschien, in Hoffnung die völlige Zahlung zu empfangen, mußte sich Etairis in einem Nebenzimmer verbergen, um den Vorgang mit dem Juden zu vernehmen, und zu rechter Zeit in der Gesellschaft zu erscheinen.

Merandes fragte den Juden, wie viel der Rest von der Schuld des Cneons noch ausmache? Das wissen sie ja wohl selbsten, erwiederte der Jud; 6000 war er mir laut seiner eigenen Handschrift schuldig: 600 haben sie mir gezahlet: bleiben also noch 5400 ohne dem Interesse zu bezahlen übrig. Worzu, sagte Merandes, hat Cneon diese 6000 von dir geborget? Es steht ja in der Schrift, antwortete der Jud, daß ich sie der Etairis auszahlen müssen. So hast du der Etairis 6000 in dem Namen des Creons ausgezahlet?

let ? Nicht anders, sagte der Jud, das giebt die Handschrift. Kommen sie, Etairis, sagte Merandes, und öffnete die Thüre des Nebenzimmers, kommen sie, und geben sie Zeugniß der Wahrheit, haben sie von diesem Juden im Namen des Eneons 6000 Thaler empfangen? Keinesweges, antwortete Etairis, 600 Thaler hat er mir ausgezahlet, und keinen Häller mehr. Dieses muß die Handschrift und Quittung ausweisen, die ich darüber ausgestellet. Der Jud, der voller Schrecken und Verwirrung war, da er die Etairis sah und also reden hörete: ich will mein Geld schon bekommen, sagte er, und wollte den Reißaus nehmen. Merandes, der ihn bey dem Arme ergriff, sagte zornig: Halt Jud, deine Bosheit muß bestrafet seyn. Wo ist die Quittung, so dir die Etairis ausgestellet? Das weis ich nicht mehr, erwiederte der Jud, die wird verlohren gegangen seyn. Jud, sagte Merandes, es braucht weiter keiner Ausschweifungen: hier sind 180 Thaler Interesse von 600 Thaler auf 6 Jahre, so lang dir nämlich Eneon 600 Thaler schuldig gewesen, entweder nimm dieselbe gutwillig an, gieb mir des Eneons verfälschte Handschrift zurück, und trolle dich in der Stille deines Weges, oder ich lasse dich gefänglich abführen, und werde

dich gerichtlich deine Falschheit, daß du aus 600, mit Zusetzung einer 0, 6000 gemacht, überzeugen, bestrafen, und zum Schelmen fortjagen lassen: wo du also weder Geld noch Interesse mehr empfangen wirst. Der Jud sagte aus Verstockung, es wäre ganz recht, er wolle sich selbsten dem Richter darstellen, und seine Sache gerichtlich gegen dem Eneon ausfechten. Und eben dieses war, so der freundschaftliche Merandes wegen der Ehre des Eneons verhüten wollte. Sieh Jud, sazte Merandes, gesetzt, es wäre dem also, daß du dem Eneon 6000 Thaler vorgestrecket, und solche der Etairis auszahlen sollen, da du sie aber nicht ausgezahlt, sondern nicht mehr als 600 Thaler laut des Scheines, den ich in Händen habe, ausgezahlet hast, so gehöret der Rest nicht dir, sondern der Etairis, mit welcher ich mich werde abzufinden wissen, weil ich die Schuldzahlung des Eneons auf mich genommen habe. Etairis bejahete den Vortrag des Merandes, und schalt den Juden mit der geschliffensten Zunge eines bösen Weibes. Der Jud sah sich in einer großen Verlegenheit, er sah, daß er bey Gerichte auf einer oder der andern Seite würde seiner Forderung verlustiget werden, und noch darzu Gefahr laufen, überzeuget, beschimpfet, bestrafet und aller

Zahlung entäußeret zu werden. Er fieng an beſſere Worte zu geben, und ſich zu einem Vergleiche anzubieten. Aber Merandes blieb auf ſeinem erſten Anerbiethen, und wich keinen Schritt von ſeinem Vorſatze. Der Jud zählte die 180 Thaler, und ſagte: Herr Merandes, ich nehme die Louisd'or nicht höher als ſie damal gegolten, zudem müſſen 6, und nicht 5 pro Cento gezahlet werden. Jud, antwortete Merandes, mache keine Umſtände, du weiſt, daß du bey Gerichte nicht nur dein ganzes Intereſſe verliereſt, weil du den Judenzins 6 pro Cento von dem Cneon geforderet, ſondern noch darzu für jeden Thaler 100 Thaler Strafe erlegen mußt; aus Gütigkeit zahle ich dir noch die 180 Thaler Intereſſe, thu demnach, was du willſt. O ſie haben mich recht daran bekommen Herr Mirandes, ſagte der Jud, ſteckte die 180 Thaler ein, und gab dem Merandes den verfälſchten Schein des Cneons zurück, und aus Furcht einer verdienten Beſtrafung, nahm er ſeinen Abſchied.

Merandes drückte der Etairis noch ein Goldſtück in die Hand, dankete für das Ehrenwort, ſo ſie erfüllet, und bath, von dem ganzen Verlaufe niemand etwas zu ſagen. Sie verſprach es,

ob

Räthsel, so ihnen in meinen Schriften so dunkel geschienen, daß ich in der Freundschaft wie in der Handelschaft einen erlaubten und löblichen Gewinn oder Eigennutz billigte, hernach aber zu einem nothwendigen Gesetze der Freundschaft machete: ganz ohne Eigennutz zu seyn? Sie mögen sich nun an diesen oder an andern meinen Ausdrücken gestoßen haben; genug, ich finde mich verpflichtet, hierüber meine Gedanken in ein helleres Licht zu setzen, entweder sie, oder doch andere meine Gegner, die sie vieleicht hierinn könnten irr machen, einer Wahrheit zu überzeugen, die der ächte und rechte Grund einer heiligen Freundschaft ist. Heilig nenne ich sie, weil ich sie unveränderlich eine Geburt des Himmels, und wohl eine Schwester der Engel, ja eine Tochter der Gottheit nenne.

Der letztere Ausdruck wird ihnen zu hochmüthig dünken; aber ich weis, ein so erleuchter Verstand wird mir Beyfall geben, wenn er hierüber meine Gründe wird einsehen. Wir nennen den Himmel ein Vaterland der Liebe, wir halten die Engel, oder wir können sie doch halten für Geister der Liebe, und Gott will von uns selbsten nicht anders als ein Gott der Liebe genenntt und angebethet seyn. Unsre Vernunft, wenn wir auch

weder Schrift, noch Väter, noch Gottesgelehrte zu Lehrern und Auslegern hätten, wird uns überreden, daß wir der Liebe des Himmels, der Engel und unsres Gottes den höchsten Grad der Vollkommenheit zugestehen, und keinen Schatten der Unvollkommenheiten in ihrer Liebe träumen dörfen. Was müssen wir uns demnach für einen Begriff von ihrer Liebe machen? Wir haben den Eigennutz für eine Unvollkommenheit, ja für einen Flecken der Liebe gehalten; lassen sie uns sehen, ob wir in den Engeln, oder in unsrem Gotte den Schatten eines Eigennutzes bey ihrer Liebe gegen uns Sterbliche können antreffen. Wir suchen denselben umsonst, denn dieses wäre noch der reineste Eigennutz, wenn die Liebe eine Glückseligkeit zum Gegenstande hätte. Allein der Himmel, wo die wesentliche Glückseligkeit selbsten herrschet, die Engel, die in ihrer ewigen Glückseligkeit also befestiget sind, daß selbe außer ihrem Gotte nichts vergrößern noch vermindern kann, und Gott, der sich nur allein seine wesentliche Glückseligkeit selbsten ist, wie können sie bey ihrer Liebe gegen uns Sterbliche den mindesten Eigennutz, oder die mindeste Absicht einer Glückseligkeit hegen? Jedem vernünftigen Auge wird die Unmöglichkeit desselben einleuchten. Es ist dem-

demnach die Liebe des Himmels, der Engel und unsres Gottes die vollkommenste und reineste Liebe, und eben deßwegen ist sie es, weil sie eine freundschaftliche Liebe, d. i. eine Liebe ohne Eigennutz ist. Vielleicht wird auch dieser Ausdruck ihnen zu niederträchtig dünken, daß ich von Gott, den Engeln und dem Himmel eine freundschaftliche Liebe gegen uns Sterbliche fordere; allein die Schrift und unsre gemeine Redensart wird meinen Ausdruck rechtfertigen. Gott nennet in der Schrift seine Apostel und Heiligen seine Freunde: und warum dieses? Wenn ich nicht irre, weil sie Gott ohne Eigennutz, das ist, vollkommen lieben. Wenn die Apostel und Heiligen sich aus Liebe Gottes alles Zeitlichen entblößen, auf Richt- und Marterplätzen ihr Blut und Leben dargeben, wie können wir diese Liebe eigennützig nennen? Man wird mir antworten, sie hoffen zu ihrem Lohne den Himmel, die ewige Freuden und Glorie derselben; ich lasse es gelten, daß sie selbigen hoffen, wir müssen aber einen Unterscheid zwischen Hoffnung und Liebe machen. Die Hoffnung hat zum Gegenstande die ewige Belohnungen, hätte auch die Liebe Gottes zu ihrem Gegenstande nichts als die Belohnungen, ich würde sie für eine unvollkommene und eigennützige Liebe halten. Der Ge-

genstand ihrer Liebe sind also nicht die Belohnungen, nicht die Güter des Himmels, sondern Gott und seine Vollkommenheiten, so dem Willen und dem Herzen des Heiligen unsren Gott als das höchste, beste und vollkommenste Gut vorstellen, und da sie es als solches erkennen, so wird ihr Herz von den Flammen der Liebe gegen dieses Gut entzündet, und sie brennen von den heißesten Begierden, selbes zu besitzen und ewig zu umarmen. Man wird mir sagen, eben dieser Gott, eben dieses Gut, eben der Besitz desselben machen die ewige Güter, die Glückseligkeit des Heiligen aus, es ist also unmöglich und unzertrennlich, daß ein Heiliger Gott liebe, ohne daß er ihn wegen den ewigen Gütern, wegen dem Besitze derselben, und wegen seiner eigenen Glückseligkeit liebe. Man verzeihe mir, wenn ich sage, dieses sey ein Schulbetrug. Ich lasse es zu, daß der Besitz dieses Gutes und die dardurch entstehende Glückseligkeit ein Gegenstand der Hoffnung des Heiligen sey, die auf dieser Erde unzertrennlich mit dem Glauben und der Liebe in einem Heiligen vereiniget ist; ich läugne aber, daß dieses Gut, diese Glückseligkeit der Gegenstand der Liebe sey. Gott ist der Gegenstand der Liebe, der Heilige liebet Gott, wegen Gott, wegen seiner unendlichen Güte

und Schönheit, aber nicht wegen sich selbsten; der Heilige verlanget Gott durch die Hoffnung, er verlanget zwar Gott wegen Gott, aber wegen einer andern Vollkommenheit als die Schönheit oder wesentliche Güte, nämlich wegen der Güte und Freygebigkeit, folglich ist diese Liebe eigennützig, weil sie Gott wegen uns liebet, in so weit er nämlich uns zur Belohnung die ewige Güter versprochen hat, und als ein freygebiger und wahrer Gott selbe dem liebenden Freunde unfehlbar mittheilen wird. Es ist also das Räthsel aufgelöset; die freundschaftliche Liebe Gottes ist uneigennützig, sie ist aber mit einer Hoffnung begleitet, so die Belohnung und die Glückseligkeit zu ihrem Gegenstande hat, und diese Hoffnung ist nicht strafwürdig, weil das Herz des Menschen, so lang es nicht die Wesenheit Gottes einsieht, zur Liebe durch Hoffnung, durch Versprechungen der ewigen Güter muß gereizet werden, wir wollen also auch zulassen, daß in dem Herzen eines Freundes gegen den andern nebst der Liebe eine Hoffnung des von seinem Freunde zu erreichenden Gutes und durch ihn zu erlangenden Glückseligkeit sey; aber die Liebe darf diese Güter, diese durch den Freund zu erhaltende Glückseligkeit nicht zu ihrem Gegenstande haben, sonst ist sie eigennützig

zig und folglich keine freundschaftliche Liebe. Wir können diesen Unterscheid zwischen Liebe und Hoffnung in der Liebe Gottes und des Himmels deutlicher ersehen. Wir verlangen, daß Gott und der Himmel unser Freund soll seyn, was wollen wir dardurch sagen? Wir verlangen, daß uns Gott lieben solle; wie liebet uns aber Gott? In dem Himmel hat keine Hoffnung Platz, in Gott findet sie selben noch weniger, denn was sollte Gott durch seine oder unsre Liebe von uns hoffen? Da also Gott und auch der Heilige durch seine Liebe von uns nichts hoffet, so ist und muß sie uneigennützig seyn, und weil sie uneigennützig ist, so ist sie eine freundschaftliche Liebe; sind wir nun nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen; sollen wir seinen Vollkommenheiten nachahmen, so muß auch unsre Liebe uneigennützig seyn, wir müssen Gott ohne Eigennutz, das ist, wegen ihm, aber nicht wegen uns lieben, und folglich hat auch der eine wahre freundschaftliche Liebe gegen seinen Nächsten, der ihn nicht wegen sich, sondern den Freund wegen dem Freunde, das ist, ohne Eigennutz liebet. Fragen wir einen vollkommenen Heiligen, ob er Gott lieben würde, sofern diese seine Liebe ihm nicht sollte ewig belohnet werden? Ich zweifle nicht, er wird antworten, ich liebe ihn nicht we-

gen der Belohnung, sondern wegen seiner selbsten, wegen seiner unendlichen Vollkommenheit, Schönheit und Güte; wenn ich nur mit meinem Gotte vereiniget bin, wird er sagen, es mag mir ergehen, wie es wolle. Du wirst antworten, das ist ein Uebermaaß einer eingebildeten aber in Wahrheit nicht bestehenden Liebe, denn keiner würde Gott lieben, wenn er wüßte durch diese Liebe ewig bestrafet zu werden. Aber ich antworte, man soll die Liebe und Hoffnung nicht verwirren; er liebet Gott mit ihm ewig vereiniget zu werden, hoffet er nun wegen seinen Verheißungen durch diese Liebe ewig glückselig zu werden, so ist diese Belohnung und Glückseligkeit ein Gegenstand der Hoffnung, nicht aber der Liebe. Ich kann also etwas von meinem Freunde hoffen, weil ich ihn liebe: ich darf aber ihn nicht deßwegen lieben, weil ich etwas hoffe, denn sonst würde ich ihn und das Seinige, nicht aber ihn lieben; und in diesem besteht der Eigennutz. Einige lieben, um Gutes zu empfangen: ist diese Liebe nicht eigennützig? Andere thun Gutes, um geliebet zu werden, soll diese Freundschaft uneigennützig seyn? Sie wird es seyn, wenn sie eine reine, eine uneigennützige Liebe suchen. Unser Herz ist fast aus lauter Leidenschaften und Begierden zusammen ge-

setzet, sie können alle gut seyn, wenn sie wohl geordnet werden, denn die Liebe selbsten forderet eine Ordnung, wie wir vieleicht noch sehen werden; sind nun die Leidenschaften ordentlich, sind die Begierden rein und in ihren Schranken, so werden sie immer der freundschaftlichen Liebe können zur Seite gehen, ohne sie aus ihrem Gleichgewichte zu bringen.

Mademoiselle! wir wollen uns einen wahren, einen uneigennützigen Freund vorstellen; er liebet vollkommen seinen Freund: er liebet ihn bloß wegen seinen Vollkommenheiten. Wir wollen setzen, er bedarf Hülfe und Rath; er hoffet, er wünschet, er verlanget sie von selbem, nicht weil er ihn liebet, sondern weil er weis, daß sein Freund auch die Vollkommenheit der gutthätigen Liebe, der Freygebigkeit, der Gütigkeit besitzet. Lassen sie nun diesen gutthätigen Freund dem bedrängten Freunde Hülfe und Rath ertheilen: hier melden sich neue Leidenschaften in dem Herzen des Freundes, Dankbarkeit, Zärtlichkeit, Unterwerfung, Verwunderung u. d. g. Lassen sie denselben die empfangenen Wohlthaten beyfallen, und sich derselben erinnern: lassen sie selbe von dem Freunde oder einem andern ihm vorrücken, mit Mienen,

Worten oder andern Aeußerungen in sein Gedächtniß zurückrufen, Schaamröthe, Schmerzen, Trauren, Erkenntlichkeit u. d. g. werden sein Herz bestürmen; alle diese Leidenschaften sind Zeugen seiner uneigennützigen freundschaftlichen Liebe, denn wäre seine Liebe eigennützig, liebete er nur wegen diesem Rathe, wegen dieser Hülfe, so würde er keine von allen diesen Leidenschaften spüren, und nur zum Scheine und aus Häucheley würde er dieselbige äußern, weil er in der That selbsten, so wie er nichts anderes als diesen Rath und diese Hülfe geliebet hätte, also würde auch, nachdem er seine Absichten erlanget, zugleich seine Liebe gesättiget, und so lang würde sein gutthätiger Freund gleichgültig seyn, bis er auf ein neues einen Rath, eine Hülfe, oder eine andere Gutthat seines gutthätigen Freundes bedörfte. Aus dieser einzigen Anmerkung wird erhellen, daß ein anderes sey, seinen Freund lieben, und ein anderes sich selbsten in seinem Freunde oder dessen Gutthaten lieben. Liebet er seinen Freund, hoffe er immer von ihm Wirkungen seiner Freundschaft, er darf ihn aber nicht deswegen lieben; liebet er aber nur seine Wohlthaten, so hoffet er selbe nicht, sondern er liebet und suchet sie, und dieses ist die eigennützige Liebe.

Verzeihen sie mir, Mademoiselle! daß ich bishero so weitläufig ausgeschweifet. Ich mußte einen Irrthum aus dem Wege räumen, der so viele verführet, die niemal den wahren Grund der heiligen Freundschaft eingesehen, und vielleicht nichts minder als wahre Freunde waren, da sie sich doch eines so edeln, eines so schönen und selbsten von dem heiligen Geiste so gerühmten Namens angemaßet. Sie wollten Freunde seyn, da sie doch sich mehr, und die Wohlthaten der Freundes, als den Freund selbsten geliebet, und also ohne es einmal zu merken auf das Register der eigennützigen Freunde gehörten. Ich mußte zugleich einem andern allzustrengen Irrthume steuren, dem diejenigen anhangen, welche vermeynen, es sey sogleich das weiße Kleid der Freundschaft durch Eigennutz beflecket, und man habe die geheiligten Gesetze der Freundschaft überschritten, wenn man von seinem Freunde ein Gut hoffe, so ihn vergnügen, schützen oder glückselig machen kann. Menschen, die sich Freunde nennen, und nur deßwegen ihren Freund lieben und hochschätzen, weil er ihnen Gutes erweiset, oder solches von ihm noch hoffen kann, es sey hernach das Gute von was Gattung es wolle, die maßen sich unrechtmäßig den Namen eines Freundes an, weil sie das Kleid

mit

mit dem Eigennutzen besudeln. Freunde, die ihren Freund wegen seinen Vollkommenheiten lieben und ehren, lasset sie immer Gutes und Wohlthätiges von ihren Freunden hoffen, versprechen und fordern, wird dieses Gute kein Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Freundschaft seyn, sie werden ihr Kleid der Freundschaft nicht besudeln, nein sie werden es mit den Gutthaten ihres Freundes und mit ihrer eigenen Hoffnung und ihrem Zutrauen, wie mit Blumen durchwirken und ausschmücken. Wir dörfen nur den Gesinnungen des Freundes aufmerken, so werden wir die Wahrheit unsres Satzes bestättiget finden. Sieht er, daß man nur seine Güter und Wohlthaten liebe, und ehre: er findet sein freundschaftliches Herz beleidiget. Merket er aber, daß man auf sein freundschaftliches Herz sein Vertrauen und seine Hoffnung in erforderlichem Falle setze, sein ganzes Herz lebt vor Vergnügen auf.

Nun wird es also Zeit seyn, den Unterscheid zu berühren, warum ich in meiner Sittenphilosophie der Freundschaft einen erlaubten Handel, Interesse und Wucher gestattet, und nur selben aus dem Herzen eines Freundes will verbannet wissen. Dort redete ich von der Freundschaft insgemein,

die

die ganz wohl die Hoffnung eines Guten von seinem Freunde an der Seite duldet, weil dieses die Wirkung der Freundschaft ist, die ich nicht abtrennen wollte; aber hier rede ich insbesondere von der Freundschaft, und bestimme ihren eigentlichen Gegenstand, für den ich nichts anders als das freundschaftliche Herz selbsten und seine Vollkommenheiten erkenne. Wir sind Menschen, und das Menschliche läßt sich von uns nicht trennen: die Leidenschaften umgeben das freundschaftliche Herz: so lang sie in ihren gehörigen Schranken verbleiben, lasset sie immer wünschen, hoffen und verlangen, was sie wollen, dieses gehöret zu dem erlaubten Handel der Freundschaft. Sobald aber das freundschaftliche Herz die Güter vertheilen, und der Freund dieselbe zu einem Gegenstande seines freundschaftlichen Herzens machen wird: so sagen wir ihm: sein Handel sey unerlaubt, weil er eigennützig ist, So werde ich deutlich genug erkläret haben, worinn ich das schändliche Laster des Eigennutzens bey den Freunden setze. Doch wir wollen zur Erklärung dieser Lehren Beyspiele des Eigennutzes und der Uneigennützigkeit unter Freunden aufführen.

Paracrenos ein wohlgesitteter Jüngling sieht bey seiner Baase, die er wegen dem Wohlstande

öfters besuchet, die junge Wittwe Calis, welcher der unbescheidene Tod erst unlängst ihren besten Gemahl aus den Armen gerissen hatte, er hörete sie zum öftern seufzen: er sah mehrmal bey der bloßen Benennung ihres verstorbenen Gemahls einige Zähren aus ihren Augen rollen; die sie aber allzeit mit behutsamer Hand abzuwischen suchete: denn Calis glaubte, man würde ihre Thränen in Gegenwart der andern für gleißnerisch halten, wenn es schon wahre Thränen der Liebe waren, von denen zu Hause fast niemal ihre Augen trocken wurden. Paracrenos wurde anfänglich von Mitleiden gerühret, und er suchte Gelegenheit, bey seiner Baase sich der Umstände der Calis und der Ursache ihrer geheimen Zähren zu erkundigen.

„ Vetter, „ antwortete die Baase, „ Calis ist die „ gekränkte Unschuld, und die verfolgte Tugend. „ Sie und ihr Gemahl lebten drey Jahre wie „ Engel zusammen. Ihre Liebe war zärtlich, „ und sie liebten einander mehr als Eheleute zu „ lieben sich pflegen. Calis bewies ihre Liebe, da „ sie wie eine Dienstmagd zwey ganze Jahre ih„ rem siechen und auf dem Krankenbette gehefteten „ Otalos gewartet. Und auch Otalos, der treue „ Otalos, gab seiner besten Gemahlinn die stärk„ ste Probe seiner Liebe. Er setzte sie zu einer

„ Erbinn

„ Erbinn aller seiner reichen Güter ein. Es
„ war aber Schade, daß Otalos diesen seinen letz-
„ ten Willen erst mit dem letzten Athem erklärete;
„ doch nicht die Liebe des Otalos sowohl, als die
„ Tugend der Calis war Schuld daran. Ota-
„ los sagte es zum öftern auf seinem Krankenbette,
„ er wollte alle seine Güter seiner treuesten Calis
„ erblich vermachen. Calis beantwortete allzeit
„ dieses großmüthige Anerbiethen mit einem
„ Strome der Thränen. So willst du mich vor
„ dir tödten, schluchzete die einfältige und betrübte
„ Taube die Calis. Otalos wollte seine ohnedem
„ vor Liebe und Trauer abzehrende Calis nicht in
„ ein tieferes Meer der Betrübniß durch neue
„ Anerbiethungen versenken; denn Calis glaubete,
„ daß durch die Verzeichniß des letzten Willens ih-
„ res Otalos das unwiederrufliche Urtheil des
„ Todes ihres Gemahls und ihrer selbsten unter-
„ schrieben würde. Otalos ließ die Erklärung
„ seines letzten Willens bis auf die letzte Stunde
„ seines Todes ankommen. Aber sie überfiel ihn
„ jählings, zwo Ohnmachten, deren jede eine halbe
„ Stunde daurete, machten ihn so schwach, daß
„ er kaum mehr zu sich selbsten kam. Man hatte
„ den Geistlichen gerufen, und auch seinen ver-
„ trauten Freund den Girard. Otalos kam in-

„ dessen zu sich, er sah beweglich beyde an. Mit
„ schwacher Stimme sagte er zu dem Geistlichen:
„ Ehrwürdiger Vater, mit ihnen muß ich zuerst
„ allein sprechen, alsdann Girard werde ich auch
„ ein vertrautes Wort mit dir reden. Der Geist-
„ liche erfüllte seine Pflichten, und bereitete seine
„ Seele zu dem Wege der Ewigkeit, denn die
„ fromme Calis ließ keine acht Tage verstreichen,
„ ohne ihren kranken Gemahl nach den heiligen
„ Gebräuchen der Kirche, mit dem Brode der En-
„ gel speisen zu lassen. Otalos wurde schwächer:
„ mein Herr, haben sie noch ein nothwendiges
„ Wort mit ihrem Freunde zu sprechen, sagte
„ der Geistliche zum Girard, so muß es bald
„ seyn, denn ich befürchte . . . Der Geistliche
„ stand auf, und gieng in das Nebenzimmer,
„ dieses war das Unglück für Calis, der Geistli-
„ che war gewissenhaft, und er glaubte, es würde
„ wegen der Verordnung des letzten Willens seyn,
„ was Otalos mit Girard reden wollte, und hier
„ wollte er kein Mitwissen haben. Freund, sagte
„ der sterbende Otalos, meine Stunde ist gekom-
„ men, nimm Feder und Papier und schreibe, was
„ ich dir sagen werde; Girard merkete, daß die
„ abnehmende Stimme seines Freundes das Ende
„ dessen Lebens verkünde: sage mir nur mit we-

„ nigen Worten, sprach Girard, was ich schrei-
„ ben soll; ich werde es schon selbsten in Ordnung
„ setzen; denn das Reden fällt dir viel zu schwer.
„ Wo ist meine treue Calis, sagte Otalos, hier
„ an dem Fuße deines Bettes liegt sie in Thrä-
„ nen, antwortete Girard. Calis! rief Otalos
„ ganz heftig; Calis wie aus einem Schlafe der
„ tiefen Trauer erwecket, eilte zu dem Bette ih-
„ res Gemahls, in der Meynung, er verlange
„ ihre gewöhnliche Krankenwartung. Otalos
„ ergriff die Hand seiner Calis, streichelte sie an
„ seine von Thränen der Liebe und dem Todes-
„ schweiße nasse Wangen. Girard! sagte er mit
„ sterbender Stimme, schreibe meinen letzten Wil-
„ len: Gott soll meine Seele, der Erde mein
„ Leib, und meiner getreuesten Calis alles mein
„ Hab und Gut (keine Stecknadel ausgenommen)
„ verschrieben seyn. Die stummen Thränen der
„ Calis, und die gerührte Bedrängniß des Ota-
„ los mögen was beygetragen haben, daß, da
„ Girard kaum die Worte geschrieben, in dem
„ Namen der allerheiligsten.... Otalos in Zügen
„ griff. Er schrieb also diese wenige Worte:
„ Ich verschreibe meinem Gotte meine Seele, der
„ Erde meinen Leib, und meiner treuesten Ge-
„ mahlinn Calis, wegen dem mir zwey Jahre

„ lang auf dem Krankenbette geleisteten Beystan-
„ de, alle meine liegende und fahrende Güter,
„ keinen Häller werth ausgenommen, dieses ver-
„ ordne ich bey gesundem und reifem Verstande
„ als meinen letzten Willen; Girard soll ihn
„ erfüllen. Er las es dem in Zügen liegenden
„ Otalos vor, er verlangte zum Zeugnisse, daß
„ er es verstehe, was er ihm vorlese, ihm die
„ Hand zu drücken: er drückte mit der einen
„ die Hand der ohnmächtigen Calis, mit der andern
„ die Hand des Girard, und Girard ergriff die Fe-
„ der, legte sie in die sterbende Hand seines Freun-
„ des, führete die erstarrte Finger, und schriebe
„ den Namen Otalos. Girard rief den Geist-
„ lichen, und nach sechs Minuten hauchete der
„ beste Gemahl seine Seele aus. Die untröstli-
„ che Calis ließ ihn standesmäßig begraben;
„ und kaum waren die dreyßig Sterbetage ver-
„ flossen, kamen die Brüder und Schwestern des
„ verblichenen Otalos, und verlangten von der
„ trostlosen Calis Rechenschaft, und die Abtre-
„ tung der Güter ihres verstorbenen Gemahls.
„ Der Himmel schickete Girard zum Besuche der
„ armen Gemahlinn seines verstorbenen Freundes.
„ Er vernahm das ungestüme Begehren der Ge-
„ schwister seines Freundes; zu nichts, sagte er,

„ sind sie, meine Freunde weniger, als zu dieser
„ unzeitigen Forderung berechtiget: Otalos hat
„ ein Testament gemacht, und ich werde es an
„ gehörigem Orte eröffnen lassen. Es geschah
„ auch, Girard ließ die Geschwister vor Gerichte
„ laden, er erschien allein, denn Calis war nicht
„ in dem Stande vor Betrübniß in zween Mona-
„ ten einen Fuß aus dem Hause zu setzen. Er
„ übergab dem Richter den mit dem Pettschaft
„ des Otalos versiegelten letzten Willen, er bath
„ um die Erbrechung und Vorlesung, und da es
„ geschehen, überreichte der Richter den erstaun-
„ ten und murrenden Freunden die Schrift. Das
„ ist die Hand meines Bruders Otalos nicht,
„ sagte der ältere; das hat Girard geschrieben,
„ sagte der jüngere, das hat die arglistige und
„ gleißnerische Calis angestellt, schrien die Schwe-
„ stern zetterlich zusammen. Wir verwerfen das
„ Testament und fordern den Besitz der uns erb-
„ lich zugefallenen Güter unsres Bruders, sagten
„ sie alle. Noch selbigen Tag wurde alles versie-
„ gelt, Girard behauptete für die Calis den Besitz,
„ es kam zum Processe, und wie ich höre, so ist
„ es an dem, daß die Erbschaft der Calis ab, und
„ den Geschwistern soll zugesprochen werden. Sie
„ wollen aus Barmherzigkeit der armen Calis

„ einen dreyjährigen Liedlohn als einer Dienstmagd
„ auswerfen. Geschieht es, so muß die fromme
„ und tugendhafte Calis mit den armen Lumpen,
„ in welchen sie als eine arme Tochter eines ver-
„ rechneten Amtsvogts in das Haus des Otalos
„ gekommen, wiederum abziehen; und da indes-
„ sen ihr armer Vater gestorben, so wird sie ihr
„ Brod als eine Dienstmagd suchen müssen. „
Bis hieher hatte Paracrenos aufmerksam seiner Baase zugehöret, es schlich ihm eine mitleidige Thräne aus den Augen, er stand auf, sagte: das sind betrübte Umstände: das Frauenzimmer dauret mich: er küßte seiner Baase die Hand, und flog darvon. Von dieser Zeit an suchte Paracrenos alle Gelegenheit, die Calis in den Gesellschaften anzutreffen: er war anfänglich gegen sie höflich, hernach freundlich, und endlich verträulich. An einem Abende nahm er die Calis in dem Hause seiner Baase an das Fenster: Madame, sagte er, ich weis und beherzige alle ihre Umstände, sagen sie mir, wie weit ist es mit ihrem Processe gekommen? Die schaamrothe Calis antwortete demüthig: Mein Herr, Herr Girard hat mir sagen lassen, der Ausspruch sey verschoben, es habe sich ein guter Freund gefunden, der der Sache einen guten Ausschlag ver-

schaffen könne. Der Freund bin ich, fiel ihr Paracrenos in die Rede, drückte ihr die Hand, und sagte, seyn sie getröstet, Madame, keinen Pfennig sollen sie von der Erbschaft verlieren; haben sie das Vertrauen auf mich, und gönnen mir zur Belohnung ihre Freundschaft. Calis verbeugte sich sehr tief, dankete auf das verbindlichste und empfahl sich seiner Gnade. Nichts Gnade, sagte Paracrenos, ihre Tugend forderet meine Freundschaft als ein Recht; und hiermit führte er sie wiederum zur Gesellschaft. Indessen besuchte Paracrenos die Calis zum öftesten, und er wurde als der verehrenswürdigste Freund von der Calis allzeit aufgenommen. Er versicherte sie von Tage zu Tage, daß die Sache besser stehe, und durch ihn werde glücklich zu Ende kommen. Die tugendhafte Calis bemerkte aus der freyen Verträulichkeit des Paracrenos, daß die Dienstbemühung desselben etwas mehr als eine Freundschaft sey; sie war aber allzeit eingezogen und tugendhaft, und strafete zu Zeiten mit einer ernsthaften Miene und auch strengen Worten die Freyheit ihres Freundes; selbsten die Benachbarte urtheileten von dem öftern Besuche dieses Herrn nicht gleichgültig. Mademoiselle! sie werden gedenken, ich halte selbsten dafür, aus der Calis und dem Pa-

racrenos wird zuletzt ein Ehepaar werden ; aber sie irren sich, Paracrenos war von einem stift-mäßigen Adel, er war der Stammherr seines Hauses, seine Freunde werden es nicht zugeben, außer Stande zu heirathen, denn Calis war eines Beamten und zwar eines abgesetzten Beamten Toch-ter ; Otalos, der zwar vom Adel, aber nicht stiftmäßig war, hatte sie wegen ihrer Schönheit und Tugend geheirathet. So muß es also bey Paracrenos lauter Freundschaft seyn, werden sie sagen. Vernehmen sie die Geschichte ferner.

Paracrenos kam an einem Morgen in das Haus der Calis, ehe sie noch angekleidet war, die vorgeschützte Nothwendigkeit mit der Calis zu re-den, verstattete ihm einen Zutritt. Hier, Mada-me, sagte er, haben sie das Urtheil, die Geschwi-ster des Otalos sind durch den Korb gefallen, sie, Madame, sind für die rechtmäßige Erbinn erkennt, kommen sie, lassen sie uns die gehäßigen Siegel von den Thüren reißen. Er nahm die erstaunte Calis bey der Hand, aber mit Worten und Mie-nen, so die Calis beleidigten. Wie, Madame ? sagte Paracrenos etwas trotzig, und sie versagen mir ihre Freundschaft ? Freundschaft ! ach Para-crenos, ewige Freundschaft schwöre ich ihnen auf

den

den Knien (hier fiel Calis vor ihm nieder, und er hob sie auf) können sie meinem gerührten Herzen eine Undankbarkeit zutrauen? Aber es muß bey der Freundschaft verbleiben. Undankbare, erwiederte Paracrenos, ich habe wegen ihnen meine Seele verschworen: ich habe sie zu einer reichen Frau gemacht: ich habe sie und ihre Erbschaft aus den Klauen der Wölfe gerissen, und sie stoßen mich von sich? Was, mein Herr? Sie haben wegen mir ihre Seele verschworen? rief Calis auf. Nicht anders, antwortete Paracrenos, ich mußte vor Gerichte eidlich betheuren, daß ich aus dem Munde des Otalos, den ich doch Zeit seiner zweyjährigen Krankheit, wie sie wohl wissen, nicht gesehen habe, gehöret hätte, daß sie die einzige Erbinn aller seiner Güter sollten seyn.... Und das haben sie geschworen? und haben es fälschlich geschworen? ... Ja, aus Liebe zu ihnen habe ich es geschworen, und dardurch dieses Urtheil für sie ausgewirket, und sie verachten mich, und belohnen meine Freundschaft mit Undankbarkeit! Ach ich bin verlohren, schrie Calis, und warf sich in einen Lehnsessel. Paracrenos wollte sie trösten, finden sie sich, Madame, sagte er, es ist aus Liebe geschehen. Gehen sie fort von mir, stieß ihn Calis von sich, nehmen sie ihr Urtheil

hin.

hin, ich will lieber mein Brod von Thüren zu Thüren betteln, als durch ihre Sünde und mit meiner Schande reich werden. Sie warf die noch ungelesene Schrift zu seinen Füßen, eilte in ihre Kammer, und schloß sie hinter sich zu. Paracrenos klopfte zum öftern, itzt schmäuchelte, itzt drohete er; aber die in Thränen zerfließende Calis gab keine Antwort. Besinnen sie sich, Madame, eines bessern, sagte endlich der zornige Paracrenos, denken sie, daß ich sie glückselig und unglückselig machen kann. Und hierauf gieng er beschämet fort. Er kam noch viele Tage nacheinander, und wohl auch an einem Tage mehrmalen; aber Calis war niemalen zu Hause, weil sie den gefährlichen Paracrenos floh, und sich allzeit in ihrer Kammer verschlossen hielt. Denn noch den ersten Tag hatte sie den ganzen Vorgang der Sache erfahren. Girard, ihr wahrer Freund, war um die Mittageszeit gekommen, der Calis wegen dem glücklich geendigten Rechtshandel und der erhaltenen reichen Erbschaft Glück zu wünschen; er fand sie in Thränen, da er sie in Freuden zu setzen verhofete. Sie hörete den Glückwunsch betrübt an, und fragte, wie es mit dem Rechtshandel wäre zugegangen? Sie wissen, Madame, sagte Girard, daß die Geschwistere das Testament ihres

seligen Gemahles als ungültig und als von mir unterschoben verworfen haben. Es war also nach unsren Landesrechten vonnöthen, daß die letzte Willensmeynung durch zween Zeugen könnte eidlich erhärtet werden. Sie wissen, daß ich sie mehrmalen gefraget, ob sie nicht wüßten, daß der gute Otalos seine Meynung, sie zu seiner Erbinn einzusetzen, jemand anderm geoffenbaret habe? Sie gaben mir allzeit zur Antwort, sie könnten es nicht wissen, weil sie diese Verordnung allzeit verbethen, und er in ihrer Gegenwart darvon eine Meldung zu thun sich gescheuet. Ich verzweifelte schon an dem guten Erfolge unsres Rechtshandels: da an einem Morgen Paracrenos zu mir kam, die Umstände des Processes sich von mir ausbath, und da ich ihm sagte, es fehle nur noch an einem Zeugen, der die Willensmeynung des Otalos eidlich bestättigen könnte. Was braucht es, sagte er, ich habe es mehrmalen aus dem Munde des Otalos gehöret, und ich erbiethe mich es eidlich zu bezeugen. Ich mußte den Advocaten rufen lassen, er beschenkte denselben, befahl, sich auf sein Zeugniß zu berufen, und in seinem Namen bey Gerichte den Eid anzubiethen. Paracrenos erlaubte mir, ihnen zu melden, daß ein Freund da sey, der der Sache einen guten Ausschlag geben könne,

aber

aber er verboth mir ihnen seinen Namen zu sagen, weil er sich ihnen selbsten offenbaren wollte. Er hat es zu meinem Unglücke gethan, lieber Girard! seufzete die Calis, aber erzählen sie weiter fort. Gestern war also der Tag, wo ich und Paracrenos bey Gerichte erschienen, wir haben beyde den Eid abgeleget, das Urtheil wurde abgefaßt, sie wurden als die einzige Erbinn erkläret, Paracrenos steckte das Urtheil zu sich, und sagte mir, er wolle ihnen selbsten die Freude darmit machen. Ich zweifle nicht, er wird es gethan haben, und nun bin ich hier, ihnen meine Glückwünsche abzulegen, und ich finde sie in Thränen, was soll ich gedenken? Ach treuester Girard, sagte Calis nach einem kurzen Stillschweigen: ich bin verlohren, Paracrenos hat falsch geschworen, er hat meinen Herrn in zweyen Jahren nicht gesehen, wie konnte er schwören? O der böse Mensch! aus einer häßlichen und schändlichen Liebe hat er geschworen: er hat es mir diesen Morgen entdecket, und da ich seine wilde Leidenschaft verabscheuet, und seinen sündigen Zettel ihm zu Füßen geworfen, ist er zornig mit selbem darvon gegangen, und hat mir gedrohet, er könne mich die Glückseligste und Unglückseligste machen. Dieses ist die Quelle meiner Zähren.

ren. Geben sie sich zufrieden, Madame, sagte Girard, die Erbschaft gehöret ihnen vor Gott und der Welt, Paracrenos wird sich hüten seinen Eid zu seiner eigenen Schande zu widerrufen: hat er falsch geschworen, so ist es seine Sache, wir haben hievon keinen Antheil, weil wir unwissend waren, und wir es von ihm nicht verlanget hatten. Sein Eid ist nur ein Suppletorium wegen den zänkischen und ungerecht zänkischen Geschwistern, sie können mit gutem Gewissen in dem ruhigen Besitze der Erbschaft verbleiben. Ach Girard, sagte die betrübte Calis, lieber Hunger sterben, als durch Sünde und Meyneid ein Gut besitzen. Sie besitzen es nicht meyneidig, erwiederte Girard, sie haben ihm ja den Eid nicht aufgetragen. Haben sie es denn gewußt, daß er schwören und falsch schwören wolle? Behüte Gott, sagte Calis, er hat mir niemalen was von seinem Zeugnisse, vielweniger von seinem Eide gesagt: er hat mir immer von einem andern guten Freunde gesprochen; sie haben mir auch nichts darvon gemeldet, wie konnte ich es wissen, da sie die Güte gehabt, den ganzen Rechtshandel auf sich zu nehmen. Mir war es verbothen, Madame! sagte Girard, und ich glaubte, er hätte schon mit ihnen darüber geredet. Stellen sie sich demnach

nach zur Ruhe, ihr Gewissen ist frey. Heute, sagte Calis, kann ich mich unmöglich finden, ich will der Sache nachdenken, und ihnen meine Entschließung sagen. Girard gieng voll der Verwunderung nach Hause, und erwartete mit Ungeduld, was Paracrenos thun würde. Fast ein Monat war verlaufen, daß Calis ruhig aber immer furchtsam und zweifelhaft in dem Besitze ihrer Güter war. Girard glaubte, Paracrenos würde mit der Leidenschaft seinen Zorn verrauchet haben, da eben der Advocat des Girards kam, und erzählte, das Urtheil wäre zurück berufen und zernichtet worden, der Richter verlange einen andern Zeugen, oder er müsse die Erbschaft den Freunden zusprechen. Girard verboth es dem Advocaten, der Calis den neuen Vorfall zu entdecken, sie entschlossen nach einer kurzen Berathschlagung, die Acten des Processes mit dem Hergange der Sache auf eine auswärtige hohe Schule zu schicken. Das Urtheil kam für die Calis wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit gesprochen; die Acten wurden mit dem Urtheile noch auf drey andere Gerichtshöfe versendet, und das Urtheil für die Calis wurde von allen dreyen bestättiget. Girard entdeckete den ganzen Verlauf dem Fürsten und Landesherrn, in dessen Dienste er stand. Der Fürst befahl aus

seinem Cabinete ebendieses Urtheil für die Calis abzufassen, die Geschwister des Otalos wurden zum Stillschweigen verwiesen, und ihnen Appellation und Revisorium abgesprochen. Girard überbrachte diese freudige Post der Calis. Sie übernahm die Erbschaft, verschiedene Große des Hofes hatten ihr Auge auf sie wegen ihrer gerühmten Tugend und ausnehmenden Schönheit, einer trug sie als Braut davon, und sie leben als Muster zärtlicher Eheleute.

Mademoiselle! was sagen sie zu dieser Geschichte? Was halten sie von der Freundschaft des Paracrenos? Sie werden wohl denken (wenn sie selbige mit mir für eine häßliche Liebe unter dem von Eigennutze und Lastern besudeltem Kleide der Freundschaft ansehen) die Schönheit und nicht die Tugend hatte die Augen und das Herz des Paracrenos gerühret. Seine Freundschaft war eigennützig, weil er nicht das Wohl und die Glückseligkeit der Calis, sondern die seinen zügellosen Leidenschaften schmäuchelnde Schönheit liebete. Wäre seine Freundschaft uneigennützig, wäre sein Herz rein gewesen, hätte er die Tugend geliebet, würde er seine Seele mit so häufigen Lastern haben beschmitzen können? Hätte er sich als ein

wahrer Freund erfrechen können, die Tugend der Calis zu versuchen, und so gröblich zu beleidigen? Sehen sie, wie seine Freundschaft, da er seine häßliche Liebe so vereitelt gesehen, sich in eine Rache und in einen schändlichen ja niederträchtigen Haß verwandelt, daß er ohne Rücksicht auf seine Ehre seinen Eid treulos erklären, und widerrufen können! Wäre seine Freundschaft tugendhaft gewesen, würde er sich zu einem falschen und boshaften Eide so niederträchtig haben herablassen können? Sehen sie, zu was für Thorheiten, Sünden und Lastern eine blinde, wilde und ungezäumte Leidenschaft das menschliche Herz verleiten kann, vor welcher sich eine wahre und ächte Freundschaft auch nur in der Ferne entsetzet. Glauben sie, daß Paracrenos jemalen die Calis ohne den wütigsten Bissen seines schuldigen Gewissens habe ansehen können? Und er mußte sie doch zum öftern wegen ihrem Range bey Hofe und in den Gesellschaften sehen. Wie oft wird die Schaamröthe Zeugniß abgelegt haben, daß er niemal einen Funken der Freundschaft in seinem Herzen getragen. Und wie bittere Vorwürfe seiner Untreue, seines Meyneides, seiner Verrätherey, seiner Rache und ungezäumten Leidenschaften wird ihm die strenge Tugend der Calis

gemacht

gemacht haben? Er hat zwar gerichtlich seinen Eid nicht zurück genommen, aber er hat doch rachgierig gegen die Calis gehandelt. Denn er hatte einem der Brüder des Otalos entdecket, daß er zwar geschworen, aber in seinem Herzen keinen Gedanken gehabt zu schwören, und daß er aus Mitleiden gegen die Calis den Eid abgeleget: er hat dieses Bekenntniß den Geschwistern des Otalos schriftlich gegeben, unter dem Vorwande, er fühlete einen Scrupel wegen seinem Eide. Aber da fühlete er keinen Scrupel, aus einem häßlichen Eigennutzen sich zu einem Meyneide zu entschließen, ja noch nach seiner rachgierigen Untreue der Tugend der Calis das schwärzeste Laster aufzudichten. Seine Baase merkete, daß Paracrenos weder von der Calis mehr Gutes spreche, weder ihr Schicksal bemitleide. Sie setzet ihren Vetter zur Rede, woher eine so gewaltige Veränderung komme? Ich habe die Calis nicht so tugendhaft gefunden, als sie mir euer Gnaden geschilderet, war die Antwort. Atalia, so nennte sich die Baase des Paracrenos, wurde in dem aus den verleumderischen Reden ihres Vetters geschöpften Argwohne gestärket; weil Calis ihr Haus nicht mehr betrat, und sie betrat es nicht mehr, weil sie den frechen Paracrenos floh. War diese

Verleumdung vieleicht eine Wirkung der Freundschaft? Mademoiselle! hassen sie mit mir solche eigennützige Freundschaft, solche sündige Liebe. Atalia kam endlich durch den Girard hinter das Geheimniß, und so sehr sie den Unsinn des Paracrenos verdammete, so sehr liebte sie die Tugend der Calis hernach. Haben sie es betrachtet, Mademoiselle, wie häßlich der Eigennutz eines wollüstigen Gutes, einer zu bestürmenden Schönheit das weiße Kleid der Unschuld verunreinige. Wie viele Freundschaften sind unter jungen Leuten mit diesem Laster beflecket! Wie oft geht die eigennützige, ich meyne die wollüstige Liebe, unter dem weißen Mantel der Freundschaft verlarvet aus, und kömmt naß von Thränen der späten Reue zurück! Wie viele betrogene Töchter beweinen mit blutigen Zähren die Untreue der falschen Freunde, die zwar die Treue, Liebe und Freundschaft auf ewig geschworen, aber nach der abgewelkten Rose der Schönheit ihre Verächter, Spötter, Feinde und Verräther geworden! Wie viele Jünglinge beklagen den Verlust ihrer Güter, Gesundheit und Ehre, welche sie an eine untreue Freundinn verschwendet; die hernach in den Armen eines Fremden ihrer Armuth gespottet, da sie zuvor eine unsterbliche Freundschaft mit ihrem falschen

schen durch Stecknadeln ausgegrabenem Blute unterschrieben! Der traurigen, aber allzeit unglücklichen Beyspiele solcher auf Schönheit und Wollust eigennützigen Freundschaften sind so häufig, daß ich die Worte würde verlieren, deren ich in ihrem Gemälde würde gebrauchen: und ihr betrübtes Ende ist so bekannt, daß ich vergeblich würde neue anführen, da man fast zweifeln, oder doch wundern kann, ob der alten mehrere als der neuern seyn können. Tugendhafte Herzen, die wie jenes der Calis sind, können zwar eine Zeitlang aufgenarret, aber selten, so lang sie die Tugend lieben, von dieser verlarvten Freundschaft betrogen werden.

Wir wollen von der eigennützigen zu der uneigennützigen Freundschaft schreiten, und diese in ihrem weißen und unbefleckten Kleide betrachten, wie reizend wird sie unsre Augen entzücken?

Agados ein nach seinem Adel und nach dem Stande seines Vaters (denn er war der vertrauteste seines Fürsten, und begleitete die erste Stellen an dem Hofe) erzogener junger Herr kam nach einer sechsjährigen Reise in sein väterliches Haus zurück. Er hatte das sechs und zwanzigste

Jahr seines Alters zurückgelegt, da er seinen Herrn Vater wiederum umarmete; denn seine Frau Mutter hatte indessen das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt. Er hatte eine einzige Schwester, die eine wahre Krone des adelichen Frauenzimmers kounte genennt werden; denn sie war das Ebenbild ihrer verblichenen Mama. Agados wußte zu leben, und er erschien mit einer besondern Artigkeit und Höflichkeit in allen Gesellschaften, welche seine Fräule Schwester von dem Frauenzimmer der Stadt wechselweise annahm. Denn sie wurde wegen dem Ansehen und den Vorzügen ihres Herrn Vaters von ebendiesem Frauenzimmer, wie ihre Mama in dem Leben, besuchet und geehret. Agados sah sich zum öftern in den Gesellschaften seiner Fräule Schwester nach einer gewissen Dame um, so ehemals die vertrauteste Freundinn seiner Mama war, und da er auch selbe nicht in andern auswärtigen Gesellschaften, ja nicht einmal an dem Hofe, noch in andern öffentlichen Zusammenkünften wahrnahm, fragte er einsmal seine Fräule Schwester, wo Arpäsia hingekommen, von der er weder was mehr höre, noch sehe? Ach Bruder! antwortete die Schwester mit einem tiefen Seufzer, wie ändern sich doch die Zeiten! Arpäsia, die sonsten das Kleinod des

Adels war, die liegt itzt in dem Staube des Elendes. Du wirst wissen, daß ihr Gemahl der freygebigste und prächtigste des Hofes war: die ganze Stadt glaubte, seine Güter wären unerschöpflich, aber kaum hatte er die Augen zugeschlossen (drey Jahre werden es seyn, daß ihn ein Schlagfluß der Welt geraubt) so wurden seine prächtigen Güter und Schlösser ein Raub der Gläubiger, und da selbe zur Tilgung seiner Schulden nicht mehr reichten, so wurde auch zum eingebrachten Vermögen der unglücklichen Arpäsia gegriffen, ihre Unterschrift in den Schuldbriefen war ihr Unglück, sie hat von allem dem ihrigen (denn die Güter des Herrn reichten nicht zu) kaum so viel davongetragen, daß sie jährlich fünfzig Gulden Einnahme behalten. Einen einzigen Baurenhof, der dir wohl bekannt ist, wo ihr seliger Herr in der Grummetzeit den Adel zu unterhalten gewohnet war, haben ihr die Gläubiger aus Mitleiden und Barmherzigkeit gelassen, diesen hat sie noch erst vor einem Jahre ihrem Sohne abgetreten, der ihn zu Geld gemacht, und mit selbem sich eine Hauptmannsstelle erkaufet, er hat seiner Mama und Schwester jährlich fünfzig Gulden von seinem Solde zu zahlen versprochen, da er nun aber mit den Truppen an den Nieder-Rhein gegangen, so

ist es ein Ungewisses, ob er die versprochene fünfzig Gulden ihr jährlich werde schicken; du kennst sein flüchtiges Wesen, ich glaube, er wird Mama und Schwester vergessen. Die Fräule dauret mich, sie ist das beste und schönste Kind, es haben selbe verschiedene Damen zu sich nehmen wollen, aber die Läppinn sagt, sie könne ihre Mama nicht verlassen. Nun wohnen sie beysammen, in einem armen Miethhause. Die Mama hat der Hunger und Kummer abgezehret, daß du sie nicht mehr kennen wirst. Die Fräule sieht bey ihrem Unglücke noch gut aus, da sie aber keine Kleider hat, als was ihr einige Damen schenken, so sieht sie sich kaum mehr gleich. Man sieht sie und ihre Mama nicht, als an Sonn- und Feyertagen in dem Frühegottesdienste. Ich höre, die Mama spinnet, und die Fräule nähet um das Geld, und davon leben sie. Agados schwieg eine geraume Zeit, da seine Schwester mit der Erzählung schon fertig war. Endlich sagte er: Schwester, weist du dich noch zu erinnern, was Arpäsia zu mir an dem Abende vor meiner Abreise sagte, da ich ihr bey dem Hinweggehen die Hand küssete? Nein, Bruder, antwortete die Schwester, es fällt mir nicht mehr bey. So will ich dir es sagen, erwiederte Agados: Gehen sie hin, Agados, wa-

ren ihre Worte, fürchten sie Gott, lieben sie kein Frauenzimmer, als jenes, so sie heirathen wollen, und vertrauen sich keinem Mannsbilde, als der ihr Vater und Bruder kann seyn, so werden sie glücklich wieder zu uns zurückkommen. Ja, ja, sagte die Schwester, ich erinnere mich, du wolltest ja eine Auslegung ihrer Worte haben, und sie sagte, die Erfahrung würde ihren Rath dir auslegen. Ganz recht, Schwester, sprach der Bruder hierauf, und die Erfahrung hat es mich gelehrt, daß mir Arpásia nicht nur als eine Freundinn unsres Hauses, sondern als eine Mutter gerathen. Diese Unterredung wurde durch einen Besuch unterbrochen. Agados erkundigte sich hernach bey einer Frau (die ehemals seine Säugamme war, und die in dem Hause seines Vaters das Gnadenbrod hatte) ob sie wüßte, wo Arpásia wohnete? Sie bejahete es, weil sie zuzeiten Almosen von dem Herrn Papa dahin trug. Gehet hin, sagte Agados, und meldet mich bey der Dame, daß ich diesen Abend um die achte Stunde, wo die Comödie angeht, ihr einen Besuch wollte abstatten; aber saget niemand was hiervon. Werdet ihr mir vertraut seyn, so werde ich euren Dienst reichlich belohnen, und er drückte ihr dabey ein Goldstück in die Hand.

Arpäsia ließ sich zwar entschuldigen, doch darbey versichern, daß ihr eine ausnehmende Gnade geschehe, einen Sohn, den die ganze Stadt rühme, von ihrer besten Freundinn zu sehen. Agados war um die bestimmte Stundi bey der Arpäsia; sie empfieng ihn schaamroth und mit Thränen in den Augen. Seyn sie ungestört Madame, sagte Agados, ich verehre sie als eine Freundinn meiner seligen Mama, und auch als die meinige. Sie mögen mich nun als einen Sohn, oder als einen Freund ansehen, so muß ich ihnen sagen, daß ich sie als eine Mutter liebe, und als eine wahre Freundinn verehre; denn sie sind die Ursache, daß ich nach meiner sechsjährigen Reise so glücklich nach Haus gekommen, wie sie sehen. Ich beweine ihr Schicksal, weder sie, weder ich wollen desselben mit einem Worte gedenken. Tragen sie es mit Geduld, ich will es suchen ihnen zu erleichtern. Erlauben sie es mir, so werde ich sie so oft als Opera und Comödien sind, um diese Stunde besuchen. Unsre Unterredungen sollen von nichts handeln, als worinn ich ihnen dienen, und sie mir Lehren geben können: Lehren, welche denen gleich, die sie mir an dem Vorabende meiner Abreise mit auf den Weg gegeben. Er legte nach diesen Worten ein Papier auf den Tisch, und

unter

unter den Worten : Ich empfehle mich ihnen, Madame, ruhen sie wohl, übermorgen um diese Zeit sehe ich sie wieder, eilte er davon.

Verwunderung, Zärtlichkeit, Dankbarkeit und Schaam verwirrten die gute Arpäsia, sie stand lang, und wußte nicht, was sie denken oder sagen sollte: sie eröffnete das Papier und fand hundert Ducaten in selbem, und diese Worte: Madame, dieses gehöret ihnen. Gott du bist unendlich gütig, rief sie auf, komm Aretis, rief sie ihrer Tochter, die indessen in ihre Schlafkammer sich verborgen hatte, Gott hat uns einen Engel gesendet, der uns Gutes gethan, komm, laß uns bethen und dem Herrn danken.

Mademoiselle ! Sie werden mich fragen : und die Fräule Aretis war bey der Mutter nicht zugegen, da dieser junge Herr sie besuchte ? Und Agados ist wieder fortgegangen, ohne sie zu sehen, und ohne nach ihr zu fragen ? Nicht anders, meine gnädige Fräule, Agados ist ein ganzes halbes Jahr alle Wochen dreymal, da nämlich Comödien und Opera war, anstatt in das Opernhaus zu gehen, zu Arpäsia in das Haus gekommen, ohne daß er nach der Fräule Aretis gefraget, ohne daß er sie

gesehen, und ohne daß ihre Mutter ein Wort zu ihm von der Fräule, noch Aretis eine Nachfrage von dem Agados, oder wer der Gutthäter sey, an ihre Mutter gethan. Sie werden sagen, das kann ich nicht glauben; und ich muß ihnen gestehen, niemand von der Stadt hat es geglaubet, wie sie sogleich hören werden. Dieser öftere Besuch, der mit der beständigen Abwesenheit des Agados von den Comödien und Opern verknüpfet war, konnte in die Länge nicht verschwiegen bleiben. Der Vorwitz einiger Damen und jungen Herren hatte ihn ausgekundschaftet, und auch die Nachbarn fiengen an, darvon zu schwatzen; wenn sie schon nicht wußten, wer der junge Herr wäre, so aus dem Hause der Arpásia so oft aus und eingieng. Die Schwester war die erste, die es dem Bruder vorwarf: Bruder, sagte sie an einem Abende zu dem Agados: wie gefällt dir die Fräule Aretis? Agados, ohne daß ihm eine Röthe in das Angesicht wäre gestiegen, ja ohne betreten zu seyn und nachzusinnen, antwortete: was ich noch nicht gesehen, wie kann es mir gefallen? Wenn sie meine Schwägerinn wird seyn, werde ich es wohl erfahren, erwiederte die Schwester. Agados schwieg still darzu. Er gieng deswegen ungestöret zu seiner bestimmten Zeit zu Arpásia,

und wenn er vermeynte, sein Geschenk wäre aufgezehret, erneuerte er selbes. Er sah wohl, daß er durch seine Geschenke die Noth und Armuth aus dem Hause verbannet hatte, er sah aber weder Ueberfluß, weder Veränderung der Einsamkeit und des einmal angefangenen verborgenen Lebens der Arpásia; viel weniger hörete er, daß man seit der Zeit seines Besuches von ihrem Hause, und ihrer Tochter ein Wort mehr sprach, als daß er zuzeiten unter dem Frauenzimmer sagen hörete, Aretis erscheine nun alle Tage in dem Frühegottesdienste, sie sey ehrlicher, aber nicht üppiger gekleidet. Der öftere Besuch kam endlich zu den Ohren des Papa, er schwieg von Anfang darzu still; weil er Proben von der Tugend seines Sohnes hatte. Da es ihm aber gar zu oft vorgehalten wurde, sann er eine Zeitlang nach, und forderte endlich an einem Morgen seinen Sohn zu sich. Agados, sagte er, du siehst, daß meine Scheitel mit grauen Haaren überdecket; meine mehresten Jahre habe ich erlebet. Die deinige wachsen an. Es wird Zeit seyn, daß du auf die Fortpflanzung unsres Geschlechtes denkest. Dein Stand, dein Alter, unser Haus erfordern, daß du dein Auge auf ein Frauenzimmer richtest, so die Gesellinn deines zukünftigen Lebens seyn

soll.

soll. Hast du dir noch keine ausgewählet, so stelle deine Wahl an. Hast du aber schon eine, der du deine Hand verschenken willst, so entdecke es mir, deinem Vater, und wenn sie keinen Pfennig werthes hätte, besitzet sie Tugend und deinem Stande gemäßen Adel, so gebe ich dir hiermit Erlaubniß, sie in deines Vaters Haus zu führen, und ich werde deine Wahl segnen. Herr Papa, antwortete Agados, sie wissen, daß ihr väterlicher Wille allzeit der meinige war; und er wird es besonders in einem Werke seyn, von dem mein und unsres Hauses Glück, Ehre und Freude wird abhangen. Ich habe noch nichts gewählet, viel minder beschlossen. Ihre hohe Einsichten, ihre Erfahrung und väterliche Liebe werden mir allein rathen können, was mein Bestes sey. Mein Sohn, erwiederte der Vater, dir gehöret die freye Wahl einer Person, die nicht der Befehl oder der Rath des Vaters, sondern deine Liebe und Neigung bestimmen muß. Ich stelle dir hiermit diese Wahl vollkommen frey; nur mit diesem Vorbehalte, daß du mir erst deine getroffene Wahl, ehe du sie beschließest, offenbarest. Sage, wäre kein Frauenzimmer in unsrer Stadt, die du deiner Hand würdig achtetest, oder zu der du vor andern eine sondere Liebe und Neigung spü:

spüretest ? Hier stieg dem Agados eine Röthe in das Angesicht. Rede, rede mein Sohn, scheue deinen Vater nicht, sagte der Alte (der genau auf die Augen seines Sohnes sah) weil sie denn, mein Herz zu verrathen mir anbefehlen, gnädiger Herr Papa, sagte Agados, so will ich ihnen eine Neigung gestehen, die noch nicht außer meinem Herzen gekommen ; wenn es mir frey stünde, aus dem hiesigen adelichen Frauenzimmer eines zur Gemahlinn zu wählen, so müßte es die Fräule Demetrias seyn, ohne meine Schuld finde ich, wenn ich sie sehe , daß mein Herz gegen sie nicht gleichgültig ist. Doch sey es fern, daß ich meiner Neigung meine Wahl gestatten wollte , wenn sie dem Willen und Beyfalle meines Herrn Papa entgegen seyn sollte. Mein Sohn, sagte der Vater, wenn ich wünschen, ja wenn ich dir wählen wollte, so wäre es Demetrias , die ich als meine Schnur lieben und ehren möchte ; aber Sohn ! vieleicht redest du mir dieses zu Gefallen ? Vieleicht hast du in mein Herz gesehen , denn aus meinem Munde ist dieser Wunsch und Gedanke noch nicht gekommen ? Vieleicht besitzet schon eine andere dein Herz , und deine Reden sind ein Zwang der Ehrfurcht gegen deinen Vater ? Rede offenherzig, ich habe es schon gesagt, wenn du

eine Neigung zu einer Dame hätteſt, die ihr Brod mit dem Spinnrade muß ſuchen, ſo würde ſie meine liebſte Schnur ſeyn, wenn ſie deine liebſte Braut iſt. Herr Papa, antwortete mit einer anſtändigen Freyheit Agados, ich habe es geſagt, und meinem Munde iſt wiſſentlich noch keine Lüge entfallen, Demetrias iſt die einzige auf Erden, ſo noch mein Herz zu einer ſolchen Wahl gerühret. Wie gefällt dir denn die Aretis? Sie iſt arm, es iſt wahr, ſagte der Vater ganz ſchmäuchelhaft, aber ſie iſt eine Schönheit, ſie iſt ein Muſter der Tugend. Dieſe habe ich noch nicht geſehen, ſagte Agados unbetreten, Herr Papa! mein Herz kann alſo von ihr nicht urtheilen? Sohn! was redeſt du? Hier wurde der Vater ernſthaft, die ganze Stadt weis es, und jedermann ſagt es, daß du die Woche dreymal ſchon von langer Zeit her bey nächtlicher Weile die Aretis beſucheſt, und du haſt ſie nicht geſehen? und du kenneſt ſie nicht? und du liebeſt ſie nicht? Verzeihen ſie mir Herr Papa, ſagte Agados unerſchrocken, aber mit der erſten Ehrfurcht und Eingezogenheit; dreymal in der Woche beſuche ich meine unglückliche Freundinn, meine beſte Lehrerinn und Mutter die arme Arpáſia, aber ihre Tochter die Aretis habe ich noch mit keinem Auge geſehen.

Hier

Hier erzählete Agados seinem erstaunenden Vater das Lehrstück, so sie ihm auf die Reise gegeben, die Ursache seines Besuches, die Mittheilung seines zeitlichen Geschenkes, und den gleichgültigen Unterhalt zwischen Arpäsia und ihm. Der Sohn konnte die gesetzte Tugend seiner Freundinn der Arpäsia nicht genug anpreisen, und der Vater dieselbe, und die Vernunft seines Sohnes nicht genug bewundern. Geh hin, mein Sohn, sagte endlich der Vater, morgen um diese Stunde will ich dir meine Gedanken hierüber deutlicher erklären, denn du macheſt mich anitzo stumm. Den andern Tag erschien Agados um die bestimmte Stunde in dem Zimmer seines besten Vaters; Sohn, sagte dieser, deine Wahl billige ich, und du hast mich durch dein freundschaftliches Herz gegen die Arpäsia, die eine Herzensfreundinn deiner seligen Mutter war, einer Vergessenheit beschämet, die ich einzubringen wünschete. Wie meyneſt du, daß ich der Arpäsia das Versäumte einbringen könnte? Gnädiger Herr Papa, sagte Agadas, es geziemet keinem Sohne, seinem Vater zu rathen, und seiner Gnade Gesetze vorzuschreiben. Würdeſt du denn zufrieden seyn, fuhr der Vater fort, wenn ich Arpäsia zu deiner Mutter, und Aretis zu deiner Schwester machete?

Wünschen, Herr Papa, antwortete Agados, aber begehren kann ich es nicht von ihnen. Geh hin mein Sohn, ich bin entschlossen; Demetrias soll deine Gemahlinn, Arpäsia soll deine Mutter, Aretis deine Schwester seyn. Ein Tag soll unsre Hände mit den tugendhaftesten Frauen unsres Vaterlandes verknüpfen. Es ist geschehen, niemal hat die Stadt einen prächtigern und vergnügtern Tag gesehen; die Schwester des Agados war zwar anfänglich ein wenig bestürzet darüber, da aber Arpäsia sich gegen ihr als eine Freundinn, und die schöne Aretis sich als eine Dienerinn zeigete, liebte sie hernach die erste mehr als eine Mutter, und die andere mehr als eine Schwester.

Mademoiselle! Arpäsia und Aretis haben in Wahrheit ihrem Geschlechte Ehre gemacht, und Agados hat ein Beyspiel einer wahren Freundschaft allen Freunden gegeben. Ich wollte wetten, sie haben mit andern geglaubet, die Absicht der Freundschaft des Agados wäre entweder die durch seine goldenen Regen aus dem Staube wiederum aufblühende Schönheit der Arpäsia, oder die tugendhafte Schönheit der Aretis entweder zu einem jugendlichen Zeitvertreibe oder gar zu einer ewigen Verbindung zu machen. Aber sein Kleid der

Freund:

Freundschaft war unbefleckt, es war rein von allem Eigennutzen und es war schneeweiß, weil es ein lauteres Gewebe von Tugenden war. Ist es gleich ein seltenes Beyspiel eines Jünglings von sechs und zwanzig Jahren, eine Matron von fünfzig Jahren, deren Schönheit das graue Alter, der Kummer und die Armuth hatten welk gemacht, zu einer Freundinn zu wählen; und darzu nicht einmal eine gerühmte Schönheit, wie jene der blühenden Aretis war, zu sehen verlangen, um sich der Gefahr nicht auszusetzen, das schöne Gesetz kein Frauenzimmer zu lieben, mit dem er sich nicht ehelich zu verbinden gedenke, zu brechen: so ist es doch ein wahres und leuchtendes Muster einer von allem Eigennutzen weit entfernten wahren Freundschaft. So soll und muß die ächte Freundschaft seyn. Sie muß nichts, als das freundschaftliche Herz und die Tugend einer Freundinn zum Gegenstande haben: und sie muß das Wohl und die Glückseligkeit des Freundes ohne die mindeste Nebenabsichten suchen. Agados hatte keine, er verehrte die Tugend der Arpäsia, und seine Erkenntlichkeit, daß er von ihr Lehren der Freundschaft erhalten, die Wächterinnen seiner Tugend auf den Reisen gewesen, wies ihn an, einer Bedrängten Besuche abzustatten, und ihrer Noth zu

steuren. Auch die dankbare Freundschaft der Arpäsia war ohne Eigennutz; sie sah vor, daß die Tugend und Schönheit ihrer Aretis das junge Herz des Agados könnte rühren, und in Unruhe setzen. Sie hätte zwar hoffen können, zwey tugendhafte Herzen durch ein heiliges Band in eines zu verknüpfen, und also den Grund der Glückseligkeit ihrer Tochter, und ihrer eigenen, zu legen: die Vorzüge ihres alten adelichen Hauses, und noch mehr jene ihrer Tochter, konnten ihr solche Gedanken einflößen; allein ihre Armuth, ihr Unglück, in welchem sie bisher geschmachtet, warfen ihr Schwierigkeiten auf. Sie wollte also lieber, zwey junge Leute sollten einander gar nicht sehen, als vergeblich gerühret und gefesselt werden. Wie freundschaftlich hat Arpäsia gedacht? Und wie freundschaftlich hat Agados gehandelt? Wie weit waren beyde von dem Eigennutzen entfernet?

Der Both ist gekommen, er hat mir ein Schreiben mitgebracht, ich muß diesen Brief schließen, um eine Antwort auf ein so gnädiges abzufassen. Ich habe noch einen zweyfachen Flecken des Eigennutzens aus dem weißen Kleide der Freundschaft zu waschen. Genug für diesesmal, das übrige soll der folgende bringen. Werden sie nur,

Made-

Mademoiselle, über so lange Briefe nicht ungeduldig, denken sie, daß wenn man von der Freundschaft schreibe, der Stoff unter der Feder wachse. Sie werden doch erlauben, für allzeit mich zu nennen ꝛc.

. . . den 18 Julius 1762.

Der zehnte Brief.

Mein Herr!

Zween Briefe auf einmal, das war recht viel; doch wenn es sechse wären gewesen, wären es zu wenig gewesen. Was? ich ihnen Einwürfe, Zweifel und Fragen überschicken? In Ewigkeit wird es nicht geschehen. Sie können rechte Schläge austheilen. Die sittliche sind die empfindlichste, und besonders für unser stolzes Geschlecht. Ich traue es ihnen zu, daß sie wirkliche Schläge nicht gern austheilen; aber mit den sittlichen sind sie desto freygebiger. Man giebt unsrem armen Geschlechte Schuld, ihre Zungen seyn ihre besten Waffen. Sie haben sie zu Zeiten nothwendig; aber es scheint, ihre Waffen sey die Feder, sie sind geübt in derselben. Ich will meine Einwürfe

und Zweifel alle zu Hause behalten. Ists nicht so, Mägdle, sagte der Papa, du magst keine Schläge mehr? Ja, sagte ich, euer Gnaden, wenn mich der Herr auf die Zunge ausforderte, so wollte ich mich wohl wehren, aber mit der Feder komme ich zu kurz. Der Herr von ... hat sein Wort gehalten, er hat mir ein Buch geschickt, in welchem die Freundschaft als ein Frauenzimmer vorgestellet ist, das närrisch Zeug ist wälsch, so darbey steht; ich habe es abgeschrieben, und überschicke es ihnen, sie werden doch die Güte haben, und mir es auslegen, denn ich will sie nicht überweisen (so mich freylich ein wenig kitzeln könnte, einen solchen Herrn zu überwinden) sondern nur die Grillen der Maler ahnden.

Doch ein paar Worte von ihren Briefen, in dem ersten vom 13 Julius haben sie ein rechtes Pärgen guter Freundinnen gemalet; aber wenn sie mir nicht übel nehmen, sie haben die Zärtlichkeit der Flavia zu hoch getrieben; dem Lysias die Kapitalbriefe geben, und die Freundinn Fausta nicht mehr besuchen, um des Lysias seinen Starrkopf zu unterhalten, und die arme Fausta um das Ihrige zu bringen, soll dieses freundschaftlich gehandelt seyn? Ich sage nein darzu. Zum Trotze

des

des garstigen Lysias hätte ich die Fausta alle Tage besuchet, ich hätte gemeine Sache mit der Fausta gemacht, und dem Lysias seine Perüke gezwaget, und wenn der Lümmel sich nicht hätte bessern wollen; so hätte ich ihn mit meiner Freundinn aus dem Hause gejagt. Noch eines muß ich von der Flavia anmerken. Also hat Flavia mehr Männliches als Weibliches gezeiget, weil sie sich nicht geprahlet? quasi vero als wenn das Frauenzimmer mehr als die Mannsleute sich prahleten? Dieses Lob der Flavia gefällt mir nicht übel, da ich diese Stelle dem Papa vorlas, denn sie wissen ja, daß ich ihm alle Briefe an mich vorlesen muß, sagte ich ihm, das ist Wasser auf meine Mühle, dem Herrn reines Mehl zu mahlen. Du willst gewiß wiederum Schläge betteln, antwortete der Papa. Nun wissen sie, was sie zu thun haben, wenn sie mich wiederum wollen lächerlich machen. In ihrem zweyten Briefe von dem 15 Julius thun sie ein Gelübde, sie wollten das schöne Geschlecht nimmermehr mit ihrer Feder betrüben noch beleidigen, und da sie in ebendemselben Briefe die Freundschaft unsres Geschlechts gegen das ihrige schildern, so haben sie ihr Gelübde und alle ihre zugeschworne Freundschaft gegen unser armes Geschlecht vergessen. Verdenken sie mir es demnach nicht, wenn

ich auch ein bißgen bös auf sie werde, und nicht viel Freundschaft gegen unser Geschlecht ihnen zutraue. Recht schalkhaft behaupten sie, es könne selten eine wahre Freundschaft zwischen einem Herrn und einer Dame bestehen; kennete ich ihre Freundinn, ich wollte es gleich sagen, bey wem der Fehler stecke, ob unser oder ihr Geschlecht Schuld daran sey, daß die Freundschaft zwischen verschiedenem Geschlechte ein Sonnenvogel seyn muß. Ich will wetten, sie legen in ihrem Herzen die Schuld ganz auf uns, und da möchte ich hinter ihre Schliche kommen, ich wollte eine ganze Schutzschrift gegen das ihrige und für das unsrige ihnen an den Hals werfen. Sie fordern so viele Bedingnisse zu einer solchen Freundschaft, und zwar lauter solche, derer Unmöglichkeit sie hin und wieder in ihren Briefen unsrem Geschlechte aufbürden, daß ich schier Lust hätte, den guten Frauenzimmern es zu verdenken, die sich wagen, mit ihnen Bündnisse der Freundschaft aufzurichten.

Sie haben gewiß gemeynt, sie wollten es wieder gut machen, und ein Pflaster auf die Wunde legen, da sie das arme Frauenzimmer so unbarmherzig abgeißeln, da sie der Melinda eine so unüberwindliche Geduld angedichtet: daß sie sich

gegen

gegen die Antonia mit keinem Wörtlein von ihrem ungeschliffenen Gemahle herausgelassen. O sie müssen den Character der Weiber noch nicht recht kennen. Ich hätte der Melinda, wenn sie Antonia, und ich Melinda wäre gewesen, alle Untugenden meines Mannes erzählet, und dieses zwar nach ihrer eigenen Vorschrift, daß man sein gekränktes Herz in den Schooß seiner Freundinn müsse ausschütten. Warum muß aber die Freundinn der Melinda Antonia heißen? Vieleicht wollen sie mir Gesetze vorschreiben, wie ich mich aufführen soll, wenn ich Melinda werde? Sie haben Streiche in ihrer Feder gehabt, doch fahren sie fort, ihre Schreiben ergetzen mich unendlich, und sie machen mich zu einer rechten großen Schuldnerinn: aber noch lang nicht zu ihrer Freundinn, es wäre denn, daß ich mich also unterschreiben dörfte ꝛc.

.... den 16 Julius 1762.

PS. Hier ist die von dem Herrn von .... erhaltene Abschrift:

Amicitia Donna vestita di bianco, mà rozzamente mostri quasi la finistra spalla, & il petto ignudo, con la destra mano mostri

il coure, nel quale vi ſarà un motto in lettere d'oro coſi, longe & prope: & nell' eſtremo della veſte vi ſarà ſcritto: Mors & Vita. Sarà ſcapigliata, & in capo terrà una ghirlanda di mortella, & di fiori di pomi granati intrecciati inſieme, nella fronte vi ſarà ſcritto: Hyems, Æſtas. Sarà ſcalza, & con il braccio ſiniſtro terrà un' Olmo ſecco, il quale ſarà circondato da una vite verde. Iconologia di Ceſare Ripa Perugino.

Die Ueberſetzung, ſo in folgendem Briefe beygebogen geweſen.

Die Freundſchaft ein weiß gekleidetes Frauenzimmer in grobem Zeuge. Sie zeiget mit der Linken die Schultern und die Bruſt entblößet; mit der Rechten deutet ſie auf das Herz, in welchem mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſteht: In der Nähe und Ferne. An dem Saume ihres Kleides trägt ſie die Worte: Leben und Tod. Sie iſt kahlköpfig, und auf dem Haupte trägt ſie einen aus Myrten und Granatäpfelblüthen geflochtenen Kranz. Auf ihrer Stirne ſteht geſchrieben: Sommer und Winter. Sie geht barfuß, und in dem linken Arme trägt ſie einen dürren mit gri-

nen Weinreben umschlungenen Ulmbaum. Aus der Bilderkunst des Herrn Cäsars Ripa von Perusa.

Der eilfte Brief.

Gnädige Fräule!

Hier haben sie wiederum zween Briefe. Einen erbärmlich langen, wie groß aber dieser wird werden, kann ich noch nicht wissen, wenn ich aber alles beantworten soll, was sie in dero geehrten mir zur Last legen, so verspreche ich mir und ihnen, daß er nicht klein werde seyn. Ich will vom Ende anfangen. Aber wie soll ich anfangen? Sie unterschreiben sich: Freundinn und Dienerinn: widersprechende Worte! Wäre es ihnen Ernst gewesen, sich meine Freundinn zu nennen, sie hätten das Wort Dienerinn in der Feder gelassen. Doch daß sie meine Freundinn noch nicht seyn, und es auch noch lang nicht werden wollen, hatten sie erst vorhero bekennet. Sie wollen zwar die Schuld auf mich legen, oder vielmehr meine Erlaubniß (wie dichterisch klinget dieses Wort von ihnen gegen mir) zu einer Bedingniß setzen, aber eben dieses verräth den kleinen

Schalk,

Schalk, den sie in dem Herzen führen: meine Freundinn nimmer seyn zu wollen. Und wie könnten wir Freunde seyn, da sie in mir einen Haß gegen dero Geschlecht bemerken wollen, und ich deßwegen eine Abneigung bey ihnen gegen mich wahrnehme. Gestehen sie es nur, weil ich ihnen Briefe von der Freundschaft schreibe, so wollten sie sich aus Scherz meine Freundinn nennen, und unter dem Schreiben verwies es ihnen der Frauenzimmerstolz, sich bis zu einer Freundschaft gegen einen Federfechter, wie ich bin, erniedriget zu haben. Und damit sie es auch wissen (denn ich kann auch groß thun) ich mag sie noch nicht zur Freundinn haben, weil sie noch nicht alle Gesetze der Freundschaft erlernet haben. So lang ihnen meine Schreiben nur zur Ergetzung dienen, haben sie zwar den weiblichen Vorwitz, aber noch nicht das Herz gerühret.

Mademoiselle, es würde gewiß nicht schaden, wenn sie der Melinda tugendhafte Geduld sich zu einer kleinen Vorschrift, wenn gleich nicht zu einem Gesetze annähmen, wenigstens dörfte die Lohre die zornigen Bücher nicht hinter der Stubenthüre zusammen suchen. Sie sagen, ich kennete den weiblichen Character nicht; ich kann dem Himmel nicht genug danken, daß er mich nicht darzu ver-

verdammt hat, ihn kennen zu lernen. Doch kenne ich Frauenzimmer, die so stumme Schäfgen als Melinda sind. Sie haben recht, es ist meine eigene Lehre, sein beklemmtes Herz in dem Schooße seines Freundes zu erweitern, aber man muß solche Bangigkeiten haben, die des Mitleidens eines Freundes würdig sind. Die vernünftige Melinda wußte wohl, daß die kluge Antonia einen Hauszank, der zwischen Eheleuten von dem täglichen Brode nicht weit entfernet, für eine Glut unter der Aschen ansehen werde, die bey dem Aufblasen um sich spritzet und Uebel ärger macht, wenn man sie aber ruhen läßt, von sich selbsten ersticket, oder wenn sie aufbrennet, in reine und ordentliche Flammen aufsteiget. Daß aber die Freundinn der Melinda Antonia geheißen, war die Ursache, weil es die Antonia eben so schön kleiden würde, freundschaftlich zu handeln, als es der Melinda angestanden, die Fehler ihres Mannes fremden Augen zuzudecken.

Mademoiselle! was für einer Grausamkeit geben sie mir Schuld, da sie schreiben, ich geißelte das Frauenzimmer? Wenn ihr schönes Geschlecht ganz ohne Tadel und ohne Unvollkommenheiten wäre, zweifeln sie, daß ich es auf die Altäre wollte stellen?

stellen ? Sie brauchen keine Falkenaugen, um hinter meine Schliche zu kommen. Ich verehre die Tugend eines Frauenzimmers, und ich will, daß der entweder als ein Gleißner, oder als ein verborgener und eigennütziger Liebhaber aus der freundschaftlichen Gesellschaft soll verbannet werden, der bey der wahren Tugend eines Frauenzimmers gleichgültig zu bleiben sich anstellet. Ich kenne Leute, die bey dem bloßen Namen eines Frauenzimmers roth werden, die Stirne runzeln, die Nase rümpfen, und, wenn es der Wohlstand geduldete, sich mit dem Kreuze, wie vor den bösen Geistern, segnen würden, eben als wenn ihre ganze Jungfrauschaft durch den Namen des andern Geschlechtes Schiffbruch litte. Und wenn man es bey dem Lichte besieht, so waren es alte Sünder, die, wenn sie bey ihren Vertrautinnen waren, nicht einmal die Tugend derselben zum Gegenstande ihrer Freundschaft hatten. Sie waren so keck, ihrer Verträulichkeit den Namen einer geistlichen, schier hätte ich geschrieben himmlischen, Unterredung beyzulegen, und bey allem dem war der Großvater des Häuchlers der Adam, und die Mutter der Heiliginn, die Eva. So häuchlerisch bin ich nicht, ich bekenne es, die Tugend in einem Frauenzimmer gefällt

fällt mir wie der Diamant in dem Golde; und eben deßwegen, weil ich die Tugend in einem Frauenzimmer hochschätze, so würde ich sie nicht für tugendhaft halten, wenn sie meine Freundschaft verachtete. Meine Gesetze sind nicht unmöglich: Ich sage, ein Frauenzimmer soll gegen das andere Geschlecht Freundschaft, aber nicht Liebe haben; es wäre dann, daß sie aus selbem einen Freund suchete, mit dem sie sich enger verbinden wollte, da mag sie immer lieben. Vieleicht denken sie, ich wollte es läugnen, daß viele und vieleicht auch die mehreste Schuld auf ihrem Geschlechte liege, daß zwischen beyden Geschlechten eine wahre Freundschaft ein Sonnenvogel sey. Nein, so furchtsam bin ich nicht, der Wahrheit ein öffentliches Zeugniß abzulegen; ich nehme die flatterhafte und buhlerische Stutzer aus, sie wissen doch, was ich unter dieser Art junger Leute verstehe, die keiner Freundschaft fähig sind; sondern derer üppiges Leben gemeiniglich eine Kette von Lastern ist: und die an dem Morgen Liebe und Freundschaft schwören, und schon an dem Mittage bey einem Duzend lüderlicher Mägdchen ihren Eid gebrochen haben; so werden sie allzeit wahrnehmen, daß ihr Geschlecht die Schuld habe, wenn die Freundschaft eines gesetzten Mannes eigennützig

wird,

wird, und zwar von einem Eigennutzen, den sie in dem beygebogenen Briefe geschilderet finden. Was braucht es, ich will es ihnen gestehen, ich halte es für eine gefährliche Sache, zwischen verschiedenem Geschlechte eine ganz uneigennützige Freundschaft aufzurichten. Ich lasse es gelten, daß in dem Anfange die Absichten die reineste können seyn, indessen ist das menschliche Herz voller kleinen Fältgen, und sehr leicht verbirgt sich in einem die heimtückische Liebe. Unter dem schönen Namen der Freundschaft werden Freund und Freundinn verträulich gegen einander: Ihr Umgang ist offenherzig, frey, und von beyden Theilen weniger behutsam, als es zwischen verschiedenem Geschlechte nothwendig ist. In dem Freunde wohnt der Adam, und in der Freundinn die Eva. Die Liebe macht sich die Verträulichkeit zu Nutzen, unter der Maske der Freundschaft bleibt sie unbeschrien, ungetadelt, unbestrafet; ist es Wunder, wenn nach und nach die Freundschaft durch die geheime Liebe entheiliget wird. Die außer ihren Gränzen schreitende Freundschaft braucht in diesem Falle ein wachtsames Auge, und einen Großmuth, ja eine Strenge, um sie wiederum in ihre gehörige Schranken zu bringen. Wer soll es thun? der Freund oder die Freundinn? Die Freundinn?

Ent-

Entweder hat sich in ihren Fältgen keine Liebe verborgen, oder stecket eine in selben. Hat eine eigennützige Liebe Theil an ihrer Freundschaft, so wird sie den Ausschweifungen ihres Freundes nicht nur keine Gränzen setzen, sondern noch selbe zu erweitern suchen, und da der liebende Freund keinen Widerstand findet, so ist es um die reine und heilige Freundschaft geschehen. Ist aber die Freundinn ohne Liebe, so wird sie auch ohne Argwohn seyn, ihr Auge wird weder vorsichtig noch wachtsam genug seyn, weil ihre unschuldige Einfalt der Namen der Freundschaft entschuldigen wird. Merket sie es endlich an ihrem Freunde, daß seine Freundschaft eigennützig, und etwas mehr als die bloße Freundschaft zu ihrem Gegenstande habe, wird sie großmüthig? Wird sie streng genug seyn, den Freund zu tadeln, zu strafen und ihn seiner Pflichten zu erinnern? Thut sie es ein, oder auch zweymal, wird sie es allzeit thun? Sie können mir nicht läugnen, daß ihr Geschlecht von Natur zärtlich, und damit ich unverblümt rede, daß es schwach sey, was ist zu befürchten, als daß die Freundschaft nach und nach in eine eigennützige Liebe abarten werde. Soll aber der Freund auf die Heiligkeit der Freundschaft wachen? So ist wiederum die Frage, ob der Freund ohne oder

mit Liebe sey? Ist er ohne Liebe, und ingleichen seine Freundinn, so darf er nur wachtsam und großmüthig bleiben, und seine Pflichten beobachten, so kann die Freundschaft unbefleckt bleiben. Ist er ohne Liebe, und seine Freundinn nicht, so wird ihr reizendes Wesen zuletzt den Sieg über ihn spielen. Hat aber die Liebe Platz in seinem Herzen gefaßt, so habe ich es schon gesagt, daß, wenn die Freundinn auch nicht ohne Liebe ist, es sehr bald um die Freundschaft werde geschehen seyn, und wenn sie auch keine hat, als der schwächere und zärtlichere Theil sehr bald werde besieget seyn. Aus dieser Zergliederung der Herzen des Freundes und der Freundinn werden sie leicht schließen, warum es gefährlich sey, Freundschaft zwischen verschiedenem Geschlechte aufzurichten, und warum die Freundschaft zwischen selben ein wirklicher Sonnenvogel sey, und daß die Schuld mehr auf ihrem als auf unsrem Geschlechte liege. Indessen läugne ich nicht, daß eine wahre Freundschaft zwischen verschiedenem Geschlechte bestehen könne, wenn beyde Theile die Tugend zu ihrem Gegenstande haben: wenn sie wachtsam sind, daß keine geheime Liebe einschleiche, wenn sie großmüthig und standhaft genug sind, die Liebe zu zäumen, und sie nimmermehr aus den Schran-

ken der reinen und tugendhaften Freundschaft zu lassen, so wird es die edelste und süsseste Freundschaft seyn. Sie werden mich fragen, ob ich denn alle Liebe aus den Herzen des Freundes und der Freundinn wolle verbannet haben? Ich habe ihnen diese Frage schon aufgelöset, daß die Liebe eine Tochter der Freundschaft sey, nämlich eine reine und uneigennützige Liebe, so wie Brüder und Schwestern einander lieben, so sollen Freunde und Freundinnen einander lieben. Da aber diese Liebe selten unter verschiedenem Geschlechte anzutreffen ist, so werden sie auch meiner Anmerkung Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß selten eine uneigennützige, eine reine, eine heilige und ächte Freundschaft unter Herren und Damen anzutreffen sey.

Daß sie mich eidbrüchig schelten, verzeihe ich ihnen gern, denn sie sind gegen mich aufgebracht: und die mindeste Unvollkommenheit, die ich an ihrem Geschlechte bemerke (und sie können doch nicht läugnen, daß ihr Geschlecht auch unter die Menschen gehöre, folglich nicht von allen Unvollkommenheiten frey sey) muß schon ein Bruch meines heiligen Schwures seyn. Wissen sie, was sie hierdurch gewinnen, daß sie mich eidbrüchig

schelten? Sie sprechen mich hierdurch von meinem Eidschwure frey, und ich darf nun ohne Scrupel von ihrem Geschlechte die Wahrheit sagen, wenn es der Umstand so mit sich bringt, von ihren Fehlern zu reden.

Sehen sie, Mademoiselle, wie aufgebracht sie gegen mich sind, und wie ungleich sie das beurtheilen, was ich von ihrem Geschlechte rede. Ich hatte es der Flavia zu einem Lobe nachgeschrieben, daß sie von den Wohlthaten, die sie der Fausta erwiesen, nicht einmal eine Meldung gethan, und sie rechnen es meiner Feder zu einer Beschimpfung ihres Geschlechtes auf. Ich halte darfür, es sey allezeit häßlich, die seinem Nächsten erwiesenen Wohlthaten immer in dem Munde führen, andern erzählen, oder auch dem vorwerfen, dem man sie erwiesen hat. Es verräth einen stolzen Eigennutz: man will dardurch nicht nur für die erwiesenen Wohlthaten belohnet seyn, so ein Merkmaal des Eigennutzens ist; sondern man will eben so oft für selbe belohnet seyn, als oft man derselben sich rühmet: und dieses ist ein schändlicher Geiz. Nebst der Belohnung suchet man einen großen Namen, oder den Namen eines großen Wohlthäters, und dieses ist ein Ehrgeiz der aus einem

stolzen und hochmüthigen Herzen quillt. Geiz und Hochmuth, Eigennutz und Ehrgeiz stehen keinem ehrlichen Manne an. Doch kleiden solche niederträchtigen Leidenschaften keinen Menschen ungestalter, als jenen, der sich des schönen Namens eines Freundes rühmet. Hat er seinem Freunde Wohlthaten erwiesen, aus Absicht dafür belohnet zu werden, so ist er eigennützig; und der Eigennutz gattet sich mit der Freundschaft nicht, wie sie in dem Beyschlusse finden werden. Wie größer wird sein Eigennutz seyn, wenn er für seine Wohlthaten will öfter belohnet seyn. Einmal die Schuld zahlen, ist ein Werk der Gerechtigkeit, die Schuld öfter bezahlet fordern, beleidiget die Gerechtigkeit. Die Freundschaft kennet nicht einmal den Namen Schuld, sie hält das ihrige mit dem Freunde gemeinschaftlich, und wenn sie bedürftig ist, so forderet sie ebendieses von dem Freunde, so sie es ihm in seiner Dürftigkeit vorgestrecket, und dieses nicht aus seiner Schuldforderung, sondern aus einem freundschaftlichen Rechte, so beyde gleich verbindet, nicht mit einem Bande der Gerechtigkeit, sondern mit einem Bande der Liebe. Will nun der Freund seine Wohlthat bezahlet haben, so ist er eigennützig, und kein Freund. Will er sie öfter bezahlet ha-

ben, so ist er ungerecht. Was thut er aber, wenn er seinem Freunde die erwiesenen und längst vergessenen Wohlthaten zum öftern vorwirft, sich bey andern derselben rühmet, und bey jeder Gelegenheit mit selben prahlet? Es ist ein schändlicher Geiz. Der Freund, der seine Wohlthaten empfangen, soll sie so oft mit seiner Schaamröthe bezahlen, als er sie ihm vorwirft, und in sein dankbares Gedächtniß zurückrufet. Er wirft hierdurch seinem Freunde seine Dürftigkeit vor, dieses schmerzet ihn, es machet ihn schaamroth; und dieser Schmerzen und diese Schaamröthe ist zwischen Freunden eine übermäßige Bezahlung; und da es öfters geschieht, beleidiget er nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Gerechtigkeit. Rühmet er sich bey andern der seinem Freunde erwiesenen Wohlthaten, so forderet er von den Zuhörern Hochachtung seiner Freygebigkeit, und er forderet von denen eine Zahlung oder Belohnung, die ihm nichts schuldig sind. Er verräth andern die Dürftigkeit seines Freundes, der er gesteuret, und also mindert er bey andern die Hochachtung seines Freundes, eine neue Beleidigung desselben, die so größer wird seyn, wenn sein Freund sollte zugegen seyn, Schaamröthe und Empfindung würden sein Herz foltern, und also will der wohlthätige Prahler

zweymal bezahlet seyn; einmal von den Umstehenden, von denen er Hochschätzung seines gutthätigen Willens erwartet, das zweytemal von seinem Freunde, den er erniedriget. Es ist also ein häßlicher Eigennutz für einen Freund, ihm die erwiesenen Wohlthaten vorwerfen, und mit selben sich bey andern prahlen. Und indessen ist es ein Laster, dessen sich kleine Seelen, die unter der Maske der Freundschaft ihren Eigennutz vermänteln, zum öftern schuldig machen. Auch sonst standhafte Männer verfallen in diese Schwachheit, wenn sie hofärtig sind, und Hochmuth in ihrer Seele nähren. Ist aber die Quelle dieses Lasters der Stolz und Hochmuth, so können sie mir nicht läugnen, Mademoiselle, daß ihrem Geschlechte weit eigener sey stolz und hochmüthig zu seyn, als dem unsrigen, und vieleicht ist unser Geschlecht Schuld daran, weil es ihrem Geschlechte so viele Vorzüge vor dem unsrigen einräumet, und selbem öfters mit solchen bis zum erbarmen schmäuchelt. Ist aber ihrem Geschlechte von der Eva aus der Hochmuth und Stolz angebohren, so könnten sie mir nicht verdenken, wenn ich der Meynung wäre, daß das Prahlen ihrem Geschlechte etwas gemeiner als dem unsrigen wäre. Dieses aber hatte ich nicht gesagt, sondern ich habe der

Flavia zum Ruhme nachgesprochen, daß sie hierinnfalls durch die Verschweigung der der Fausta erwiesenen Wohlthaten mehr was Männliches als Weibliches gezeiget, und ich habe so viel sagen wollen: Flavia hat in diesem viele Männer beschämet, die sich ihrer Wohlthaten rühmen, und Flavia ein Frauenzimmer hat es nicht gethan. Sie hat also was mehr als Männliches, und nicht nur mehr als Weibliches gezeiget. Wenn dieses kein Lob für die Flavia und für ihr Geschlecht ist, so weis ich nicht, wie ich sie loben soll. So viel zur Antwort auf das Quasi vero; und ich bin ihnen vielen Dank schuldig, daß sie mir das Wasser auf meine Mühle geleitet, um einen Eigennutzen zu berühren, der der Freundschaft so nachtheilig ist, und ihrem Geschlechte so viel Ehre macht, wenn selbes von diesem Laster befreyet ist.

Sie werfen mir noch vor, ich hätte die Zärtlichkeit der Freundschaft der Flavia zu hochgetrieben, da sie dem Lysias die Kapitalbriefe zugestellet, und die Fausta nicht mehr besuchet. Sie werden sich erinnern, daß einer der größten Vorzüge der Freundschaft sey vernünftig zu handeln. Flavia hat hierinnfalls viele Vernunft gezeiget. Ihre zärtliche Freundschaft wollte das harte Schicksal

der Fausta mildern. Sie wußte, daß die von der Fausta ihr mitgetheilten Kapitalbriefe, und der öftere Besuch ihrer Freundinn den abgeschmackten Lysias aufbrachten, der Fausta übel zu begegnen; hätte sie die Kapitalbriefe der Fausta gegeben, so konnte sie vorsehen, daß Fausta solches entweder nicht annehmen, oder dem Lysias verschweigen würde, und so hätte sie den Stein nicht gehoben. Lysias, und nicht Fausta beneidete der Flavia, die Kapitalbriefe, wegen welchen Fausta leiden mußte. Sie wollte das Uebel heben; so mußte sie also dem Lysias, und nicht der Fausta die Kapitalbriefe zurückstellen; daß sie aber Lysias der Fausta verschwiegen, und in der Geheime die aufgehobene Kapitalien durchgebracht, konnte Flavia nicht argwohnen; und sie traute dem Lysias mehr zu, weil sie seine Seele nicht für so ruchlos hielt. Daß sie aber die Fausta nicht mehr besuchet, war eine vernünftige Freundschaft, weil sie wußte, daß Fausta wegen ihren Besuchen von dem argwöhnischen Lysias Grobheiten ertragen mußte: die wollte sie ablehnen, so mußte sie also ihre Besuche einstellen. Das Perükenzwagen und aus dem Hausejagen wäre ein verzweifeltes Mittel gewesen; denn, wenn es auch angegangen wäre, so bey einem so ungeschliffenen Gesellen, wie Lysias

war, eine gefährliche Arbeit wäre gewesen, so würde es nicht die Flavia, sondern die Fausta haben büßen müssen; und wenn der erste Zorn bey der Flavia wäre ausgerauchet gewesen, würde sie ihren Hals aus der Schlinge gezogen haben, und Fausta wäre allein darinn hangen geblieben, und wie wäre durch solchen Weiberzorn der armen Fausta geholfen worden? Mademoiselle, sparen sie diesen Großmuth und diesen Heldeneifer, bis sie einmal einen bösen Gemahl haben (wovor sie der Himmel behüten wolle) und hernach erzählen sie mir wiederum, ob solche halsbrechende Mittel die vernünftigste und geschickteste seyn.

Die Ehre, daß sie meine Feder mit der Zunge in ein Mausloch jagen würden, gestehe ich ihnen zu; ich werde mich aber hüten, eine so beredtsame Zunge gegen mich auszufordern; wir wollen uns lieber in der Güte vertragen: ich will ihnen nachgeben, und den Sieg vor dem Streite lassen, so werden sie doch zufrieden seyn; denn man sagt, das Frauenzimmer sey niemal gütiger, als wenn man ihm nachgebe. Sie sollen mir geneigt bleiben, und ich will nicht zanken, noch Schläge austheilen; ich bin aber auch kein Liebhaber von deren Einnehmen. Sie werden doch meine Anmerkun-

gen für keine Schläge halten, sonst müßte ich ihnen sagen, sie sind den Schlägen nachgegangen, weil sie mich zu den Anmerkungen ausgefordert. Was gehen sie aber diese Schläge, diese Anmerkungen, wollte ich schreiben, an? Sie betreffen nur das tadelhafte Frauenzimmer, zu dem sie nicht gehören. Ein bißgen Zorn gestehe ich ihnen zu, Lohrgen ist Zeuginn; aber sonst sind sie ein tugendhaftes Frauenzimmer, so nur desto schöner in die Augen fällt, wenn man ihm Fehlerhafte zur Seite stellet. Ich habe einen erhabenen Begriff von ihren Vollkommenheiten; denken sie nicht so Arges von mir, als könnte ich ihnen was Sträfliches aufbürden: Wenn der gnädige Herr Papa mit ihnen scherzet, so redet die Liebe, und es freuet ihn selbsten, wenn er sich in seinem Ebenbilde so abgedrücket sieht, und so prächtige Proben von Verstande, Witze und Tugend bey ihnen wahrnimmt.

Ich habe das Buch auch in Händen, in welchem sie die Freundschaft in der Gestalt eines Frauenzimmers gefunden. Dichtern und Malern ist sehr vieles erlaubet. Ein römischer Maler hält sich zu seinen Fausen um so mehr berechtiget, weil vieleicht in seinen Zeiten Rom der Welt Gesetze vor-

vorschrieb. Der römische Maler hatte sein Bild der Freundschaft nicht erfunden, sondern den Aegyptiern abgeborget. Sein Stolz ließ ihm nicht zu, in ebendieser Gestalt die Freundschaft vorzustellen, in welcher sie die Aegyptier erfunden hatten. Er hat ihr also eine weibliche Gestalt angedichtet, damit sein Bild von jenem der Aegyptier unterschieden scheine; daß er aber übel gethan, wird aus dem erhellen, was ich in dem ersten Briefe von der Freundschaft geschrieben, und dargethan, warum die Freundschaft besser in der Gestalt eines Jünglings als eines Frauenzimmers vorgestellet werde. Das Buch, so sie anführen, hat ein römischer Maler zusammen getragen. Er hat seinem Malergeiste, nicht aber der Geschichte von der ägyptischen Freundschaft gefolget. Hatten sie aber meine Antwort für unzulänglich, so kann ich ihnen betheuren, daß ich zu einer Ehre achte, von einem so gelehrten und klugen Frauenzimmer überwiesen und überwunden zu werden. Kitzeln sie sich demnach immer in diesem Siege; ich habe es schon oben gestanden, daß wenn sie mich zum Streite ausfordern, ich ihnen zuvor den Sieg will überlassen, und recht eingezogen nachgeben. Sie wollen mir also weder Einwürfe, weder Fragen, weder Zweifel vorlegen; ich will

doch

doch nicht hoffen, daß es aus Rache geschieht, einen kleinen Eigensinn will ich ihnen schon zugestehen, denn sie sind ein Frauenzimmer, aber ich will mich so ehrfürchtig gegen sie aufführen, daß sie zuletzt aus Vorwitze, wo nicht aus Lehrbegierde mir die Einwürfe an den Hals werfen werden. Ich kann ja auch Spionen aufstellen, die sie auslauren, was sie gegen meine Briefe einzuwenden haben. Indessen will ich in meinen Anmerkungen über das Bild der Freundschaft fortfahren. Die Uebersetzung will ich auch beyschließen, damit sie nicht meynen, als gäbe ich den Sieg stillschweigend hin.

Noch einen zweyfachen Eigennutz, der das weiße Kleid der Freundschaft beflecket, muß der Gegenstand meiner Anmerkungen seyn. Wir haben ein dreyfaches Gut bestimmet, nach welchem das eigennützige menschliche Herz geizet. Die Wollust, die zeitliche Güter, und die Ehre. Wie häßlich der Eigennutz nach der Wollust das weiße Kleid der Freundschaft beflecke, habe ich in dem beygebogenen Briefe erwiesen; wie schändlich eben dieses Kleid der Geiz nach Ehren und Güter verstelle, steht mir noch zu erinnern bevor.

Der Glanz der Ehren ist ein so reizendes Wesen für das menschliche Herz, daß selber auch die edelsten Seelen in Sklavenfesseln legen kann. Wie beuget sich nicht das sonst so stolze Gemüth des Menschen, wenn es durch seine Verbeugung einen Ehrenstuhl ersteigen kann, der ihn eine Spanne hoch über seines Gleichen Menschen erhöhet? Wie freygebig ist der Mensch mit seinen Höflichkeiten, Freundschaften und Dienerschaften, und wie niederträchtig küsset er die Hand, die ihn erhöhen kann? Und wie wohlfeil ist er mit seinen Freundschaftsversicherungen, ja mit seinen Anbethungen gegen die Sonne, die ihn von dem Staube in die Höhe zu ziehen, und auf einem Throne der Wolken zu erheben vermag? Es fehlt ihm nicht an Worten und vieleicht nicht an Werken, sich als einen theuersten Freund zu verschwören, und zu erproben, wenn er glaubet durch diesen Weg eine Stufe zu ersteigen, die ihm Würde und Ansehen unter den Sterblichen verschaffen kann. Wenn ich aber nicht irre, so verrathen sich solche niederträchtige Seelen selbsten, daß ihre Gemüther eigennützig seyn; da aber ein treuer und aufrichtiger Freund, dessen Herz aufrichtig ist, und glaubt, daß alle Herzen dem seinen gleich seyn, kein Augenmerk auf den häßlichen Eigennutzen des Häuch-

lers

lers hat, muß ihm erst der Verfolg der Zeiten aufklären, daß er betrogen worden. Nicht sowohl wahre und aufrichtige Freunde vor solchen niederträchtigen Häuchlern zu warnen, als auch einem wahren Freunde selbsten diesen schändlichen Eigennutzen verhaßt zu machen, will ich Beyspiele dieses Eigennutzens, und auch dieser Uneigennützigkeit vor Augen legen.

Hyperiphanos ein armer Töpfersohn hat einen großen Geist mit zur Welt gebracht. Sein aufgeweckter Verstand, der mit einem glücklichen Gedächtnisse verknüpfet war, erhob ihn endlich nach seinen durch Hülfe gutthätiger Hände zurückgelegten Studien zu der Würde eines Rathes und Amtmannes eines gewissen Fürsten. Sein einträglicher Dienst verschaffte ihm bald eine Tochter eines armen geheimen Rathes zu einem Weibe. Er hätte eine und wohl mehrere reiche Töchter von dem bürgerlichen Stande zu seinem Ehebande auswählen können, aber ein hoher Geist, der sich einmal seines Herzens bemächtiget hatte, ließ ihm keine andere Wahl, als zu einer Person, die durch ihren von dem Vater geerbten Character einige Straalen des Ansehens ihm zubringen konnte. Die erste Frucht seiner Ehe war eine Tochter, die in

dem

dem fünfzehnten Jahre ihres Alters wegen ihrer Schönheit und guten Gesichtsbildung schon verschiedene Anbether von ihres Gleichen Stande fand. Die zweyte Frucht der Ehe war ein Sohn, der bey dem achtzehnten Jahre seiner Schwester das sechszehnte seines Alters erreichet hatte. Er hatte in seiner Schule einen Grafen zu einem Mitschüler, der ihn zum öftern in seines Vaters Hause besuchete. Der Graf war ein Jahr älter als der Sohn des Hyperiphanos. Der Graf hatte zwo Schwestern, eine war ein Jahr älter, die andere ein Jahr jünger als derselbe. Der junge Graf, Acacos mit Namen, sah durch den öftern Besuch seines Mitschülers die wohlgebildete Schwester, und er schien, nicht gleichgültig sie zu sehen. Der schlaue Vater Hyperiphanos merkte sehr bald die Neigung des jungen Grafens. Anstatt seiner Tochter den Umgang des jungen Grafens zu verbiethen, unterrichtete er seine Tochter dem Grafen in allem gefällig zu begegnen, mit der schmäuchelnden Hoffnung, daß sie den Grafen zu einem Bräutigame darvontragen könnte. Mehr brauchte er nicht einem zum Stolze auferzogenen Frauenzimmer große Geister und freyen Umgang anzurathen. Der junge Graf, der einmal in die reizende Fessel dieser Beamtenstochter verschlungen

war,

war, suchte alle Gelegenheit dieselbe öfter zu sehen. Er wußte seinen Fräulen Schwestern so viel Gutes von der schönen und wohlerzogenen Panurgis zu erzählen, daß sie die Stunde nicht erwarten konnten, in ihre Bekanntschaft zu kommen. Es kostete wenig dieses zu bewirken, der junge Graf entdeckte das Verlangen seiner Schwester der ihm zugethanen Panurgis, diese ihrem Vater, und er nahm keinen Anstand bey der bevorstehenden Schafschure den alten Grafen mit seiner ganzen Familie in sein Amthaus einzuladen. Der gute alte Graf ließ sich von seinen Kindern überreden, dem Amtmanne diese Gnade zuzusagen, und die Gräfinn, die gern Gesellschaft liebte, gab auch ihr Wort darzu, und also kam Vater und Mutter, Sohn und zwo Töchter zu Hyperiphanos auf die Schafschure. Sie wurden standesmäßig bewirthet; denn Hyperiphanos wußte einen Grafen zu spielen, weil er mehr als einen in dem Kopfe hatte. Zween Tage blieben sie bey ihrem stolzen Gastgeber. Es konnte die so wohl bewirthete Familie nicht weniger thun, als die schöne Panurgis mit sich in die Stadt zu nehmen, und auf acht Tage bey sich zu behalten. Dem Acacos war es ein gemachtes Spiel, und der Sohn des Hyperiphanos, Plastos mit Namen, hatte die Gelegenheit

frey des Grafen Haus zu betreten, und itzt unter dem Vorwande eines Mitschülers, itzt unter dem Namen der an seine Schwester Panurgis von den Aeltern abzulegenden kleinen Gesandschaften, das gräfliche Haus zu besuchen. Der arglistige Vater gab dem Sohne auf, zu sehen, welche ihm von beyden Gräfinnen am besten gefiele. Der von seinem Vater schon begeisterte Knabe warf seine Augen auf die ältere Gräfinn, weil die jüngere etwas ausgewachsen war. Die ausgebethene acht Tage wurden durch Vermittlung des jungen Grafens in vier Wochen verwechselt, Panurgis und Plastos wurden wie Kinder in dem gräflichen Hause angesehen. So gütig war der Graf und die Gräfinn. Sie vermerkten zwar, daß Acacos die Panurgis, und seine ältere Tochter den Plastos nicht gleichgültig ansahen, aber die Aeltern-liebe machte sie blind, daß sie das Schicksal nicht voraus sahen, so Hyperiphanos hierdurch anzuspinnen suchte. Und die jüngere Gräfinn war eine unschuldige Zuschauerinn der Comödie. Diese neuerrichtete Freundschaft unter den jungen Leuten daurete zwey ganze Jahre. Hyperiphanos lud zum öftern die ganze Familie des Grafens in sein Amthaus ein, und die Kinder wußten allzeit den alten Grafen dahin zu vermögen, die Einla-

dung gnädig anzunehmen ; denn die Gräfinn war den Landgesellschaften und Veränderungen nicht abhold. Hyperiphanos aber, je mehr er mit seiner Frauen vom Grafen und der Gräfinn ersuchet wurde, sie mit seiner Gegenwart zu erfreuen, desto häufigere Entschuldigungen wußte er auszufinden, sich diese Gnade zu verbitten ; also daß der alte Graf eine rechte Hochschätzung eines so uneigennützigen Mannes schöpfete. Indessen war die Zusammenkunft und Verträulichkeit auf Anrathung und Veranstaltung des Hyperiphanos der jungen Leute desto öfter und freyer. Hyperiphanos der hierdurch die hinkende Umstände des Grafens auszukundschaften nicht versäumete, suchte durch eine recht demüthige und gebeugte Ehrfurcht dem Grafen seine Dienste und geheime Freundschaft aufzudringen. Der alte Graf wurde endlich durch so viele Ehrenbezeugungen ganz treuherzig. Es war die sechste Schafschure, zu welcher Hyperiphanos ihn und seine ganze Familie eingeladen hatte. Nach dem Mittagessen, da der Gewohnheit nach die junge Leute zusammen in dem Garten und zu dem in demselben befindlichen Lusthause sich verlaufen hatten, die Gräfinn aber mit der Frau des Hauses den Coffee in einem verträulichen Gespräche trank, suchte der alte Graf den Hyperiphanos zu sich in ein Neben-

zimmer zu ziehen, unter dem Vorwande, sein schönes Gewehr zu sehen; kaum waren sie mit der Betrachtung der Gewehre zu Ende, nahm der alte Graf den Hyperiphanos bey der Hand, führte ihn an ein Fenster, und redete ihn also an: Werther Hyperiphanos, sie haben mir durch ihre viele Ehrenbezeugungen ein Zutrauen eingeflößet, so mir von ihrer Güte viele aufrichtige Freundschaft zu versprechen heißt. Sie kennen die Umstände unsrer Zeiten, und unsres gleichen Hofleute. Unser Aufwand ist groß, unsre Einkünfte sind gehemmet, und unsre Ausgaben können sich nicht mindern. Es ist unumgänglich, daß wir Familien uns bey solchen Zeiten in Schulden stecken müssen. Wir müssen es um so behutsamer thun, um den Glanz unsrer Häuser nicht zu verdunkeln. Wahre und uneigennützige Freunde sind in diesen Zeiten was rares. Zu ihnen habe ich das Vertrauen geschöpfet, und ihre werkthätige Freundschaftsproben machen mich um so dreister, von ihnen was zu fordern, so mir sonsten sehr schwer würde gefallen seyn, von andern, auch meinen besten Freunden mir auszubitten. Ich habe auf künftige Michaelismesse 10000 Thaler einem gewissen Gläubiger abzutragen. Wollten sie mir nicht das Freundstück erweisen, und

diese 10000 Thaler gegen ein sicheres Unterpfand eines meiner besten Güter bis auf Lichtmeß vorzustrecken, wo ich nach dem Eingange meiner Einkünfte nicht nur das mir Vorgestreckte mit Dank wiederum abtragen, sondern auch meiner Erkenntlichkeit für dieses kennbare Freundstück wesentlich an den Tag legen werde. Hyperiphanos nach einem halb Duzend ehrerbietsamen Verbeugungen antwortete also: Herr Graf! sie haben mit ihrem Diener zu befehlen. Die hohe Ehre mich ihrer Freundschaft zu würdigen verbindet mich zu der äußersten Dankbarkeit, die ich mit meinem ganzen Vermögen ihnen zu bewähren, mir für eine Ehre achtete. Ich habe zwar solche Summe nicht in meinem Vermögen, wie sie sich leichter vorstellen können, als ich zu betheuren nöthig habe. Allein ihnen, Herr Graf, meine aufrichtige Dienerschaft zu beweisen, sehen sie meine Bereitwilligkeit: ich habe die herrschaftliche Gelder unter Händen, vor Trinitatis brauche ich sie nicht abzugeben, wie ihnen die Verfassungen des Landes bekannt sind, ich zahle ihnen aus der herrschaftlichen Casse die 10000 Thaler. Genug, wenn sie mir selbe bis dahin in baarem Gelde zurückgeben. Mehr bedarf es nicht, als einen kleinen Schein von dero gnädigen Hand, weil wir wegen Leben und Tode

meine armen Kinder in keine Gefahr setzen wollen. Der Graf verwunderte sich über das großmüthige Anerbiethen des Amtmannes, er fertigte mit Freuden die angeforderte Handschrift aus: Hyperiphanos zählete ihm die 10000 Thaler, nicht zwar aus dem herrschaftlichen, sondern aus seinem eigenen Säckel vor, und unter tausend freundschaftlichen Umarmungen schieden sie selben Abend voneinander. Hyperiphanos trug von selbem Tage an kein Bedenken mehr, dem alten Grafen mit den Seinigen Besuche abzustatten, und von selbem solche wiederum anzunehmen. Sie begegneten einander von dieser Zeit an als die vertrautesten Freunde, und Hyperiphanos betheuerte dem gütigen Grafen unendlichmal neue und stärkere Proben seines freundschaftlichen Herzens; und die Kinder beyder Familien wurden durch Nachsicht der Aeltern verträulicher als Brüder und Schwestern. Trinitatis kam herbey, aber der Graf meldete noch nichts von der Zurückgabe der 10000 Thaler. Hyperiphanos stellte seine Besuche ein, und schrieb acht Tage vor Pfingsten dem Grafen ein Billet, in welchem er nichts weiter meldete, als den Herrn Grafen zu bitten, er würde ihn wegen der dringenden Noth bey seinem Landesherrn nicht in Ungnade und Unglück fallen lassen. Der

Graf antwortete ihm in sehr höflichen Ausdrücken, daß er bey der Verschlimmerung der Zeiten sich außer Stande sehe, in so kurzer Zeit eine so große Summe zu verschaffen: auch trage er Bedenken, sich durch Verpfändung einiger seiner Güter in der Hochachtung der Menschen herabzusetzen: er habe das Vertrauen zu seinem freundschaftlichen Gemüthe und zu seiner bishero gezeigten Güte: er überschicke ihm anbey eine zweyfache Hypothek eines großen Landgutes, und eines einträglichen Baurenhofes mit Bitte, die 10000 Thaler entweder von dem Seinigen in der Casse zu ersetzen, oder selbe bey seinen Vertrauten aufzunehmen. Hyperiphanos antwortete dem Grafen sehr freundschaftlich, zwar mit vieler Entschuldigung, daß seine Kräfte dahin sich nicht erstreckten, die Summe aus dem Seinigen zu ersetzen, doch wolle er aus Liebe und Hochachtung gegen seinem Hause die Sache also zu vermitteln suchen, daß der Herr Graf, sein Credit und seine Ehre nicht das mindeste darbey leiden sollten. Der Graf sendete sogleich ein zärtliches Dankschreiben an den Hyperiphanos und versprach die theureste Erkenntlichkeit. Etwelche Tage nach Trinitatis, da nämlich Hyperiphanos seine Rechnungen bey Hofe abgeleget hatte, schrieb er an den Grafen ein höfliches Ein-

ladungsschreiben seiner und seiner ganzen Familie zu sich: an dem Ende des Briefes meldete er, er habe die 10000 Thaler von einem guten Freunde auf ein Jahr unter dem Versprechen eines Interesse zu 5 pro Cent aufgenommen, und selbige unvermerkt in der Casse ersetzet. Indessen daurete wiederum ein ganzes Jahr die Freundschaft zwischen beyden Häusern, die Besuche waren öfter aber allzeit zärtlich und vertraut.

Endlich glaubte Hyperiphanos es sey Zeit, seine so lang geschmiedete Projecten zu Stande zu bringen, und die Absichten seiner Freundschaft zu erfüllen: er fragte seinen Sohn den Plastos, wie er mit der ältern Gräfinn stehe, und ob sie mit ihm niemal von Heirathen gesprochen? Da er mit ja antwortete, gab er ihm den Rath, bey nächster verträulichen Unterredung der ältern Gräfinn den Antrag zu thun, daß sie ihm die Ehe verspreche. Diesen nämlichen Rath gab er auch seiner stolzen Tochter der Panurgis, den jungen Grafen Acacos dahin zu bereden, daß er ihr seine Hand anbiethe, und die Ehe beschwöre. Da beydes wirklich geschehen, schrieb Hyperiphanos folgenden Brief an den alten Grafen:

Gnädiger Herr Graf!

Ich habe mit Erstaunen in Erfahrung gebracht, daß die Freundschaft und Verträulichkeit unsrer Söhne und Töchter zu weit geschritten; sie haben ohne mein Vorbewußt Eheverlöbnisse unter sich aufgerichtet, und zwar der Herr Graf Acacos mit meiner Tochter Panurgis, und die ältere Fräule Gräfinn mit meinem Sohne Plastos. Ich bin bis zum Tode erschrocken, da ich diesen Handel erschlichen: ich kenne meinen Stand und meine niedere Herkunft, und weis wohl, daß ich an solche Verbindungen nicht gedenken könne. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß es mit Bewilligung euer Gnaden und der gnädigen Frau Gräfinn geschehen sey. Indessen fürchte ich, die Sache sey zwischen unsren Kindern schon zu weit gekommen, denn ich habe beyde Partheyen in solcher Verträulichkeit angetroffen, die mich zittern macht. Liebster Herr Graf! sie kennen mein freundschaftliches Herz gegen ihr hochgräfliches Haus, und wissen, wie sehr mir die Ehre desselben an dem Herzen liege. Ich überlasse ihren hohen Einsichten, wie diesem aufgehenden Feuer, so ihre und meine Ehre häßlich schwärzen kann, zu begegnen sey. Uebrigens bin mit ꝛc.

Der alte Graf lieſt mit Erſtaunen das Schreiben des Hyperiphanos. Er forderet ſeinen Sohn Acacos vor ſich. Er erkundigt ſich der angeblichen Eheverlöbniß mit der Panurgis. Der junge Graf antwortet unerſchrocken, daß es zwar geſchehen, aber in einem bloßen Scherze, weil die Panurgis auf ihn gedrungen, ihr ſeine Hand auf die künftige Ehe zu geben: er habe kein Bedenken getragen, ihr ſelbe zu reichen, und Ringe zu verwechſeln, weil er wiſſe, daß der Herr Papa das ganze Haus des Hyperiphanos wohl leiden könne, und er ſich nicht vorſtelle, daß Panurgis aus dem Scherze Ernſt wolle machen, weil er keine andere Freundſchaft mit der Panurgis habe, als der Hert Papa mit ihrem Vater. Iſt es gewiß, mein Sohn, fragte der alte Graf, daß du mit der Panurgis keine verträulichere Bekanntſchaft habeſt, als welche dir die Ehre deines Hauſes erlaubet? Der Himmel iſt Zeuge, ſagte der Sohn, daß mir die Panurgis ſo gleichgültig als eine jede Bürgerstochter, und daß ſie ſich nichts als eines erlaubten Scherzes rühmen kann. Der Graf forderte dem Sohne den Ring ab, und verboth ihm, an die Panurgis weder zu denken, noch ſie ferner zu ſprechen. Er forderte die ältere Gräfinn zu ſich, und ſtellte eine gleiche Unterſu-

chung

chung mit ihr an; die aber eben so wie ihr Bruder den ganzen Vorgang eingestanden, selben als einen Scherz erkläret, und das Ansinnen der Eheverlöbniß auf die schmäuchelhafte Anforderung des Plastos, welche sie für einen Zeitvertreib gehalten, geschoben. Sie beklagte mit Thränen, daß der Herr Papa von ihrer Ehre und Eingezogenheit ungleiche Dinge argwohnen könne. Er fragte sie, ob sie mit Plastos Ringe gewechselt? Sie antwortete mit Nein; Plastos habe ihr die Dose mit ihrem Portrait genommen, und gesprochen, es soll auf die künftige Ehe seyn, und er habe ihr diese Armbändgen oder Brasselet aufgedrungen. Gieb sie mir her, sagte der alte Graf, und hüte dich, noch ein Wort mit dem Plastos zu sprechen. Der alte Graf schrieb an den Hyperiphanos, und schloß den Ring und die Brasselet in folgendem Briefe ein.

Geehrter Herr Rath und Amtmann.

Sie haben mein väterliches Herz durch ihr letztes Verleumden meiner Kinder mit Entsetzen angefüllet. Ich habe alles genau untersuchet, und zur Verwunderung befunden, daß sich ihre Kinder erfrechet, meinen Sohn und Tochter zu einem kin-

dischen Scherze zu reizen, den sie, ich weis selbsten nicht, aus was Absichten, für einen Ernst anzugeben sich nicht schämen. Ich will nicht hoffen, daß sie ihre Augen bis zu der Verbindung mit meinem gräflichen Hause erheben wollen; ich sollte es aber schier glauben, weil sie kein Bedenken tragen, meinen Kindern eine Vergehung aufzubürden, derer bloßes Gedenken meine Ehre verletzet. Schweigen sie von solchen Dingen, wenn sie mein gräfliches Haus und dessen Verwandschaft nicht zur Rache wollen auffordern. Hier folget der Ring ihrer saubern Tochter, und die Brasselet ihres stolzen Sohnes, wollen sie Ringe und Dosen nicht zurückgeben, so können sie selbe als ein Geschenk meiner Kinder behalten; doch wäre das beste, daß sie das Portrait aus der Dosen, die ihr Sohn meiner Tochter genommen, zurückgäben, um selbem die Versuchung zu benehmen, an eine Gräfinn zu denken. Uebrigens glauben sie, daß ich ihre erwiesene Freundschaft zu ersetzen fähig und beflissen sey.

Der über dieses Schreiben beschämte und erzürnte Hyperiphanos schwieg eine Zeitlang still; und da man seinem Sohne und seiner Tochter die anverlangte Besuche in des Grafens Hause abgeschla-

schlagen, schrieb er nach acht Tagen an den Grafen folgenden Brief.

Gnädiger Herr Graf.

Es scheint, es ist ihnen nicht genug, daß sie mich und meine Kinder durch ihre unerzogene Grafen und Gräfinn um die Ehre bringen, sondern sie gehen auch darauf aus, daß sie mich meines Brodes und Dienstes verlustigen wollen. Ich habe ihnen die anverlangte 10000 Thaler zweymal mit der Gefahr meiner Ehre und meines Dienstes vorgestrecket; sie denken nicht einmal daran, mir selbe wiederum zurückzustellen. Das Jahr ist verflossen, auf welches ich sie das zweytemal von meinem Freunde auf Interesse geborget. Er fordert sein Geld, weil er in dem Kaufe eines Landgutes steht, und ich sehe weder Kapital noch Interesse von ihnen; werden sie mir nicht beydes innerhalb acht Tagen (denn diesen Termin setzt mein Freund zu seiner zu befriedigenden Schuldforderung) zurückstellen, so bin ich gezwungen, bey der Ritterschaft auf das mir verhypothecirte Landgut die schuldige 10000 Thaler und Interesse verkäuflich auszuwirken. Denn ich kann nicht auf ein neues mit Gefahr diese Gelder aus der

Casse

Casse entnehmen. Dieses ist der Dank für meine erwiesene Freundschaft, mit der ich mich ehemal unterschrieben

Gnädiger Herr

ihr gehorsamer Diener.

Dieses stolze Schreiben des Hyperiphanos hatte eine ganz andere Wirkung, als sich der eigennützige Hyperiphanos vorstellete. Seine Absichten und so lang geschmiedete Projecten waren, den Grafen in die Enge zu treiben, daß er nicht nur den jungen Grafen seiner Tochter, und die Grässinn seinem Sohne zur Ehe müsse überlassen, sondern auch die verpfändeten Güter seinem Sohne zu einem Heirathgute abtreten. Allein der alte Graf merkete den stolzen Eigennutz, und eigennützigen Ehrgeiz des Hyperiphanos, und er suchte, den ganzen Handel auf einmal zu zernichten. Er begab sich nach Hof zu dem Fürsten, entdeckete den ganzen Verlauf, zeigte demselben die Briefe des Hyperiphanos, und forderte von dem Fürsten den Vorschuß der 10000 Thaler auf Verpfändung der dem Hyperiphanos verhypothecirten Landgüter. Den Fürsten verdroß der Stolz seines Rathes, er ließ dem alten Grafen die 10000 Thaler baar aus-

auszahlen, befahl aber selbe nicht ehender als auf seinen Befehl dem Rathe und Amtmanne auszuzahlen, mit der Anmerkung, dem Hyperiphanos weder zu antworten, noch ein anderes Schreiben anzunehmen.

Der Fürst ließ indessen den Hyperiphanos zu sich nach Hof fordern, er ließ ihn gegen seine Gewohnheit drey Stunden in dem Vorgemache warten, bevor er ihn zu sich ließ. Hyperiphanos quälten indessen nicht wenige Grillen. Der Fürst ließ ihn endlich vor, aber mit ungnädigen Augen empfieng er ihn, und redete ihn also an: Du untreuer Diener, wir haben dich zu unsrem Rathe und Amtmanne gemacht, und du darfst mit unsren Geldern Wucher treiben, und nach deinem Wohlgefallen die Casse bestehlen. Lege unsrer Kammer deine Rechnungen ab, und sieh dich um andere Dienste um, denn aus den unsrigen bist du hiermit entlassen. Der erschrockene Hyperiphanos wie von dem Donner getroffen stürzte sich zu den Füßen des erzürnten Fürsten, betheurete bey Gott und seinen Heiligen, daß er niemal einen Pfennig aus den Cassen gehoben. Darfst du uns noch belügen, du untreuer Kerl, sagte der Fürst, wir können dich mit deiner eigenen Hand überzeugen,

hier

hier hohlete er den zweyten Brief an den Grafen; ist dieses nicht deine Handschrift vermessener Mensch? Stehet hier nicht, daß du 10000 Thaler aus unsrer Casse geborget? Hier gieng dem Hyperiphanos das Auge auf: Durchleuchtigster gnädigster Fürst! Nicht aus der Casse, sondern aus meinem Säckel habe ich die 10000 Thaler genommen, ich mußte es also vorgeben, weil ich auf die Rückgabe meiner Gelder besorget war. So bist du ein Lügner, solche Leute sind aller Untreue fähig. Woher hast du so viel Geld, als aus unsren vervortheilten Einkünften. Gnädigster Fürst! sprach ganz demüthig der erniedrigte Hyperiphanos: der Graf hat mir die 10000 Thaler noch nicht bezahlet. Schweige, sagte der Fürst, der Graf ist noch im Stande dir die 10000 Thaler zu bezahlen, und du darfst ihm drohen, seine Güter käuflich loszuschlagen? Und darfst mit solchen Bezüchtigungen und Verleumdungen ein gräfliches Haus und eine so große Familie antasten, und so hochmüthige Anschläge auf selbiges schmieden? Wir überlassen dieses dem Grafen, wenn du außer unsren Diensten wirst seyn, dich hierüber zur Rechenschaft und Genugthuung zu fordern. Der Gebeugte wollte reden, aber der Fürst sagte: itzt schweige, und geh, und

begab

begab sich in sein Cabinet. Bestürzt und trostlos kehrte Hyperiphanos nach Hause, welches bald voll Thränen und Klagen war. Der Fürst ließ den alten Grafen kommen, erzählete ihm, wie er den Hyperiphanos erniedriget. Er befahl, dem Hyperiphanos die 10000 Thaler auszuzahlen, und seine Hypotheken zurückzufordern, und sofern selber sich bis zur Abbitte bey ihm erniedrigen würde, ihm seine Fürsprache zu versprechen; weil er ihn wegen seiner Fähigkeit nicht gern aus seinen Diensten ließ. Der alte Graf überschickete andern Tages die 10000 Thaler und die 500 Interesse dem Hyperiphanos durch seinen Haushofmeister; ließ durch selben die Ungnade, in welche er verfallen, bemitleiden, und zur Dankbarkeit der ihm und seinem Hause erwiesenen Gutthaten seine Fürsprache bey dem Fürsten antragen, sofern er selbe zu seinem Besten etwas wirken zu können glaubete. Hyperiphanos gab die Hypotheken zurück, und nachdem sein niedergeschlagenes Gemüth durch die Anerbiethung der Gnade des Grafens sich ein wenig erhohlet hatte, ließ er sich zu Gnaden empfehlen, mit Ausbittung der Erlaubniß, an dem Abende dem Herrn Grafen den Rock zu küssen. Da es dunkel geworden, erschien der gedemüthigte Hyperiphanos, er wollte dem Gra-

fen einen Fußfall thun; aber der alte Graf begegnete ihm höflich, und fragte, worinn er ihm dienen könnte? Mit thränenden Augen erzählte ihm Hyperiphanos den Zorn des Fürsten und die Abdankung von seinem Dienste. Er erboth dem Grafen die überschickte 10000 Thaler zum Geschenke zurück, sofern er den Zorn des Fürsten versöhnen, und ihn bey seinem Dienste erhalten würde. Der alte Graf verwies ihm das Anerbiethen des Geldes, und sein bisheriges stolzes und vermessenes Verfahren, versprach ihm morgen wegen seiner mit dem Fürsten zu reden, und ihn in die alte Gnade aus Dankbarkeit seiner erzeigten, wiewohl eigennützigen, Freundschaft wieder zu bringen. Hyperiphanos bat dem Grafen auf den Knien ab, und versprach eine ewige Erkenntlichkeit. Der Graf erzählte dem Fürsten die Abbitte und die verheißene Besserung des erniedrigten Rathes; der zu sich selbst gebrachte Hyperiphanos wurde in seinem Dienste gelassen, und es lüsterte ihn nicht mehr nach der Ehre, seine Tochter eine Gräfinn, und seinen Sohn als einen Grafen verheirathet zu sehen, und er hütete sich, den Adel zu beleidigen, der ihm vollkommen ausschwitzete.

Sehen sie, Mademoiselle, wie häßlich der Eigennutz nach hohem Glanze der Ehren das freundschaftliche Kleid besudle. Zu was für Thorheiten, Niederträchtigkeiten, und Betrügereyen hatte dieser Eigennutz den sonst so vernünftigen Hyperiphanos verleitet? Wie arglistig hatte er die Kette geschmiedet, in welche er das gräfliche Haus zu verwickeln, und seinen niedern Stand mit einem gräflichen zu verknüpfen suchete. Wie eigennützig und betrügerisch waren seine Freundschaftsversicherungen? Und wie wucherisch nach Hoheiten waren seine Freundschaftsproben, die er dem alten Grafen erwiesen? Ich könnte noch ein Duzend solcher häßlichen Proben der eigennützigen Freundschaft hier nachsetzen, wenn dieses einzige nicht hinlänglich wäre, in wahren freundschaftlichen Gemüthern einen Abscheu und auch eine Behutsamkeit vor solchen niederträchtigen Freunden zu erwecken; zudem sind es keine so seltene Fälle, die erst einer langen Beschreibung bedörfen. Wir dörfen nur auf die gemeine menschliche Handlung acht geben, wie viele Aeltern opfern ihr ganzes Herz einem Großen, von dessen Händen sie einen Stuhl der Ehren für ihren Sohn zu erhaschen gedenken? Wie viele beugen sich vor diesen und jenen, und achten auch die Verschwendung ihrer Armuth nicht,

wenn sie glauben, sie könnten ihre Tochter mit einer Hand verknüpfen, welche ihr den Character eines würdigern Ansehens zum Heirathgute könnte mitbringen? Es stehen bey der Mutter alle Buttertöpfe, wie man zu sagen pflegt, und bey dem Vater alle Weinfässer offen, wenn sie glauben, daß ihrer bürgerlichen Tochter der Ehrennamen einer Frau Räthinn oder Amtmännin durch eine Morgengabe könnte zu Theil werden. Und wie gebücket ist der menschliche Stolz nicht, sich bis zur Erde zu erniedrigen, und Ewigkeiten von Dienerschaften zu versprechen, wenn er glaubet durch selbe einen Titel zu erringen, der ihn über seines Gleichen erhebt, und die Hüte seiner Nachbarn zinsbar machet. Ich habe es aber schon gesagt, freundschaftliche Herzen dörfen nur ein merksames Auge auf solche außerordentliche Verbeugungen haben, so werden sich solche kriechende Geister der eigennützigen Freunde von selbsten verrathen, weil die Uneigennützigkeit eben so kennbar ist, als sie einen Freund schön kleidet. Ich habe auch von dieser ein Beyspiel versprochen, ich liefere es.

In einer gewissen Stadt lebten zween der vertrautesten Freunde, sie waren von der Kindheit

an

an zu solchen auferwachsen. Agapetos, der von armen Aeltern abstammete, hatte sich durch seinen unermüdeten Fleiß zu der ansehnlichsten Würde der Stadt, die sonst einem gewissen Geschlechte erblich war, aufgeschwungen. Er wurde Stadtdrost genennet, welcher so viel als ein Stadtrichter oder Vorsteher ist, der das Haupt der Stadt vorstellet, wenn schon er das wenigste zu arbeiten oder zu entscheiden hat; weil der Rath, der aus 60 besteht, erst die Stimmen giebt, und er bey der Sammlung der mehresten, nichts als die Bekanntmachung des ausgefallenen Urtheils zu erklären hat. Kurz: es ist in dieser Stadt, die eine Republik vorstellet, der ansehnlichste und einträglichste Dienst, den auch ein Mann vertreten könnte, der nichts als Geschriebenes lesen versteht, wenn er nicht durch Verdienste selben ersteigen müßte. Philos sein bester Freund war anfänglich ein berühmter Kaufmann dieser Stadt, der nach dem Tode seiner Gemahlinn, die ihm nur einen einzigen Sohn und mit selbem reiche Güter zurückgelassen hatte, die Kaufmannschaft aufgegeben, und von seinen eigenen Gütern zu leben gewählet hatte. Er ließ zwar nichts ermangeln, seinen Sohn wohl zu erziehen, und zu allem fähig zu machen, doch hatte er ihm von Jugend

auf eine solche Abneigung gegen alle Dienste, Aemter und Würden beygebracht, daß der Sohn, wie der Vater, von seinen Reichthümern ruhig zu leben entschlossen hatte. Agapetos hatte eine einzige wohl erzogene und wohlgebildete Tochter. Er hatte diese seine Tochter schon von der Kindheit an für den Sohn seines Freundes Philos und mit selbiger ihm zugleich diese höchste Würde der Stadt in seinem Herzen bestimmet. Er ließ zwar zu Zeiten diesen seinen Gedanken in einen und andern Unterredungen sich gegen den Philos entfallen, dieser aber war allzeit auf die Worte seines Freundes unaufmerksam. Es war bey der Verträulichkeit dieser beyden Freunden nicht möglich, daß sich Söhn und Tochter nicht zu Zeiten sehen und sprechen mußten. Sie hiengen aber beyde also von dem Willen ihrer Väter ab, daß sich keines getraute dem andern seine Neigung zu entdecken. Sie hatten beyde fast gleiches Alter, denn der Sohn des Philos hatte das 23ste Jahr zurückgeleget, und Agapetos Tochter das 23te angetreten.

Es war der Geburtstag des Philos, wo Agapetos mit einigen Verwandten seines Freundes Philos bey diesem seinem Freunde zu Nachts speisete,

sete, die eben die älteſten und vornehmſten des Stadtrathes waren. Niemal war Agapetos ſo aufgeräumt, als ſelbigen Abend. Das Herz lag immer auf der Zunge, und bey einem jeden Worte wurde es in den Schooß des theuren Philos ausgeſchüttet. Hypieus der Sohn des Philos wartete an der Tafel auf, und da er dem Stadtdroſten Agapetos einen Teller mit Früchten überreichte, ergriff Agapetos ſeine Hand, und ſagte zu ſeinem Freunde Philos: theurer Freund, laß uns deinen Geburtstag mit einem Werke krönen, ſo die ewige Verſieglung unſrer Freundſchaft ſeyn ſoll. Wir haben beyde Jahre auf unſren Rücken, die uns bald tiefer beugen werden. Siehe, hier iſt dein Ebenbild, laß ſelbes mit dem meinigen vereinigen, Hypieus ſoll mein Tochtermann und mein Nachfolger ſeyn, unſre Räthe werden meine Wahl billigen, und ihr altes Erbrecht auf einen Sohn dieſer Stadt fortpflanzen laſſen, deſſen Vater der Stadt ſo viel Ehre gemacht, und der eine Tochter eines Mannes zur Ehe nimmt, den ſie alle zu ihrem Vater einſtimmig und freywillig gewählet haben. Die Verdienſte und Eigenſchaften deines Sohnes ſprechen für meine Wahl, und du kannſt ſie nicht misbilligen, wenn du nicht meine Freundſchaft und das Wohl deiner Vaterſtadt

hasseſt. Agapetos hatte dieſe Worte noch nicht ausgeredet, da ſchon die ganze Geſellſchaft die Gläſer füllete, und mit einem recht frohlockenden Beyfalle auf das Band zwoer ſo edeln Seelen die Geſundheit unter klingenden Gläſern ausbrachte. Philos, der indeſſen ſtumm war geſeſſen, und ſich nicht einmal für die Ehre bedanket hatte, ſagte zu Agapetos; Freund, dieſes iſt die Sache unſrer Kinder, wollen ſie einander, ſo iſt mein Jawort da, aber ich glaube, ſie können vergnügt leben, wenn mein Sohn weder Stadtdroſt noch deine Tochter Stadtdroſtinn geſcholten wird. Die ſchon ein wenig erhitzten Räthe ſtimmeten dem aufrichtigen Agapetos bey, und drangen mit aller Gewalt dem Philos zu, noch dieſen Abend ſein Jawort zu geben, morgenden Tages ſollten die Stimmen verſammelt, und Hypieus als ein Erbe der Würde des Agapetos erkläret werden. Philos blieb immer auf ſeiner Antwort, ſie könnten ohne die Würde leben, wenn ſie einander liebeten, dieſes müßten die Kinder und nicht die Aeltern beſchließen. Hypieus, der ſeinen Vater liebte, nahm die ſchon wirklich fallende Glückwünſche gleichgültig an, und das Auge ſeines Vaters war der Leitſtern ſeiner zufriedenen Aufwartung.

Andern Tages rief Philos seinen besten Sohn den Hypieus zu sich: Mein Sohn, sagte er, du wirst gestern die Gesinnung meines Freundes und deiner Verwandten vernommen haben, hast du zu der Sophronia (so nennte sich die Tochter des Agapetos) eine Zuneigung, so wirst du das Herz deines Vaters erfreuen, wenn du die Tochter seines Freundes zu deiner Hauswirthinn wirst wählen. Aber ich muß dir gestehen, ich würde es mit größerm Vergnügen sehen, wenn sie ohne eine so bedenkliche Bedingniß dir wäre angetragen worden, laß dich den Glanz der Ehren nicht blenden, laß deinem Herzen die freye Wahl, laß dir das Versprechen meines Freundes und deiner Verwandten kein Gewicht deinem Herzen geben, du weist, du hast von mir und deiner Mutter Mittel zu hoffen, die dich und dein zukünftiges Weib können wie deinen Vater vergnügt und glücklich machen, ohne daß du ein Sklav der gebeugten Knien seyst. Willst du die Sophronia zu deinem Weibe, so nimm sie, aber nicht weil sie die Tochter eines Stadtdrosten, viel weniger weil du durch sie ein Stadtdrost werden kannst. Der Mann muß das Weib zu einer Frau, und die Frau nicht den Mann zu einem Herrn machen. Diese Reden waren genug, den gehorsamen Hy-

pieus gegen seinen Vater willfährig zu machen. Herr Vater, sagte der ehrerbietsame Sohn, sie wissen, daß allzeit ihr Wille mein Befehl war, die Sophronia könnte ich wohl zu meiner Ehegattinn annehmen, aber die Bedingniß selbsten setzet meinem Willen Gränzen. Sophronia kann noch allzeit mein werden, wenn schon die Last eines Stadtdrostens mit diesem Bande nicht verknüpfet ist. Lassen sie dem Agapetos und unsren Verwandten diese Gedanken wiederum ausrauchen, alsdann wird es noch allzeit Zeit seyn, um die Sophronia anzuhalten. Philos war vergnügt mit der Antwort seines würdigen Sohnes, und es vergiengen vier Wochen, ohne daß Agapetos mehr als mit gemeinen Ausdrücken seine freundschaftliche Gesinnungen erwiederte, die aber Philos allzeit mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit unbeantwortet ließ.

Die vierte Woche war kaum zu Ende, so geschah es, daß den Agapetos der Schlag rührete, es war an einem Freytage, da dieser Unglücksfall den Freund des Philos traf, und auch Philos war der erste, den man zu dem durch Arzneyen wieder zum Leben erweckten Agapetos berief: Agapetos todt krank wiederhohlte seine Bitte, und

zwar

zwar in Gegenwart der ansehnlichsten Rathsglieder wiederhohlete er sie, Philos möchte ihm noch vor dem Augenblicke seines Hintritts die Freude machen, den Hypieus seinen Sohn mit seiner Tochter Sophronia als eine Erbinn seiner Würde und seiner Güter verbunden zu sehen. Philos, der uneigennützige und zugleich fromme Philos bath seinen sterbenden Freund, er möchte dieses alles ihm überlassen, und seine in die Ewigkeit tretende Seele besorgen. Der schwache Agapetos glaubte, dieser Ausdruck gewährete ihm seine Bitte, und dieses so getrösteter, weil die umstehenden Räthe ihm alle Versicherung gaben, und ihn zur Ruhe verwiesen. Der indessen berufene Geistliche suchete mit der Seele des sterbenden Agapetos sich zu beschäfftigen, da nach wiederholtem Schlage Agapetos sprachlos wurde, und nach sechs Stunden bey dem dritten Anfalle des Schlages seinen Geist aufgab.

Philos versicherte die betrübte Sophronia bey seinem von Thränen nassen Abschiede (denn er hatte seinen besten Freund verlohren) sie sollte seine Tochter seyn, und sie sollte ihn als einen Vater in allen Angelegenheiten finden. Er vertrat auch die Stelle eines Vaters, oder besser zu sagen, eines wah-

wahren und treuen Freundes: er ließ die Leichanstalten prächtig besorgen, und verwaltete die Hinterlassenschaft seines Freundes zum Besten der Sophronia, als wäre sie seine leibliche Tochter.

An dem 31sten Tage nach dem Tode des Agapetos kamen die Sechszig zu einer Rathsversammlung, um einen Stadtdrosten, weil er ohne männlichen Erben abgestorben, durch Wahlstimmen zu wählen. Die vertheilten Stimmen verlängerten die Wahl durch drey Tage. Hypieus kam zum öftern als ein versprochener Bräutigam der hinterlassenen Tochter des Agapetos in Vorschlag, aber die keine Freunde oder Verwandte des Agapetos waren, widersetzten sich dem Vortrage, und die getheilte Stimmen wurden endlich in dem einig, den ältesten der Räthe, so ein guter Freund des Philos war, zum Stadtdrosten zu ernennen, die Wahl wurde geschlossen, und der neue Stadtdrost nach Gewohnheit in einem prächtigen Wagen nach Hause geführet, und an dem Abende der ganze Rath auf dem Rathhause herrlich bewirthet. Philos als ein Freund und ansehnlicher Bürger der Stadt (denn er hatte niemal die so oft ihm angetragene Würde eines Stadtrathes angenommen) wurde mit seinem Sohne Hypieus zur Tafel ein-

gela-

geladen ; aber er entschuldigte sich mit der seinem Freunde schuldigen Trauer. Und er stattete selbigen Abend mit seinem Sohne der betrübten Sophronia einen Besuch ab ; und richtete verschiedene Dinge, die Weysen aufzustoßen pflegen, selbigen Abend noch in Ordnung.

Nach acht Tagen gieng Philos zu seinem alten Freunde dem neuerwählten Stadtdrosten, um seine Glückwünsche abzulegen. Theurer Freund, edler Herr Stadtdrost! war seine Anrede, ich habe erst den großen Anlauf der Theilnehmenden wollen vorbey lassen, ehe ich sie mit meinen Glückwünschen beschwerete, sie kennen den alten Philos, und er wird nimmermehr anders werden. Ich verbleibe ihr aufrichtiger Diener, bleiben sie mein gewogener Freund. Mein lieber alter Philos, war die Antwort des neuen Stadtdrostens, sie werden schon gehöret haben, wie mich die Wahl getroffen, ihrem würdigen Sohne habe ich sie zu verdanken. Wer will aber alle Köpfe unter einen Hut bringen, dermalen war es nicht möglich. Doch kann es noch geschehen ; sie kennen meine Umstände, meine viele Processe wegen der Güter meines verstorbenen Weibes haben mich zum armen Manne gemacht, Staat soll und muß ich machen,

woher

woher aber nehmen? Die Einkünfte von zehn Jahren, die ich nicht erleben kann, setzen mich nicht in Stand, einen Stadtdrosten vorzustellen. Theurer Freund, sie können mir, und ich ihnen helfen. Ich habe zwo erwachsene Töchter, lassen sie ihren Hypieus eine von denselben zur Ehe wählen, schießen sie mir ohngefähr sechs tausend Thaler vor, ich will es dahin bringen, daß Hypieus nach mir soll Stadtdrost werden. Meine Söhne können sich um andere Bedienungen umsehen. Sie können Stadträthe, wie ihr Vater, werden, und so werden alle Wünsche unsres Rathes erfüllet werden. Ihre Meynung, antwortete Philos, ist recht freundschaftlich, und sie sollen diese Sache keinem Tauben geprediget haben. Nach einigen noch kurzen Unterredungen nahm Philos seinen Abschied. Noch selbigen Abend schickete er durch seinen eigenen Sohn den Hypieus die sechs tausend Thaler in purem Golde dem neuen Stadtdrosten seinem wahren Freunde. Es ist leicht zu gedenken, wie angenehm Hypieus war. Er mußte bey dem Abendessen bleiben, weil es sein Vater Philos ihm selbsten also anbefohlen hatte. Die drey Schwestern stritten in die Wette, dem jungen Hypieus Höflichkeiten zu erzeigen; denn noch vor der Tafel hatte der alte Stadtdrost

seinen

seinen Töchtern die Freude gemacht, eine von ihnen müßte diesen Abend Braut des vortrefflichen Hypieus werden; aber Hypieus wußte ihre Schmäucheleyen für Höflichkeiten aufzunehmen, und er kam so ungerührt zurück, als er dahin gegangen, weil er den Geschmack seines besten Vaters hatte, die Schmäucheleyen für falsche Münzen anzusehen. Spat kam Hypieus nach Hause.

An dem andern Morgen ließ Philos seinen besten Sohn den Hypieus zu sich in sein Schlafzimmer treten, denn er stellete sich, als wäre er krank, und wirklich war sein Vaterherz sehr krank. Mein Sohn, sagte Philos, du hast das Beyspiel an Agapetos gesehen, der Tod ist ein unbescheidener Gast, er kann mich so schnell als den Agapetos überfallen, du kennst mein Vaterherz, daß es dich erst vergnügt sehen, und alsdann eine Beute dieses Räubers seyn wollte. Du hast gestern die schöne Töchter meines Freundes des Stadtdrostens gesehen, vieleicht hast du auch aus seinem und seiner Töchter Munde vernommen, daß sie dich zu einem Verwandten ihres Hauses wünschen, und vieleicht hast du auch gehöret, daß dich mein werther Freund zu einem Nachfolger seiner Würde bestimmet; nun ist es das zweytemal, daß dir

der

der Regierungsstab unsrer Stadt aufgedrungen wird. Das erstemal war eine Bedingniß mein Anstand, und nun ist ein Kauf mein Bedenken. Sage mir, mein Sohn (diese Worte redete Philos erst nach einem langen Stillschweigen) wer gefällt dir zu einer Ehegattinn besser, Sophronia oder eine von den dreyen Töchtern des Stadtdrostens ? Eine Schaamröthe, welche das Angesicht des Hypieus überzog, war die Antwort. Philos, der einen Kampf in dem Gemüthe seines Sohnes argwohnete, wiederhohlete die Frage, und setzte darzu : liebster Sohn, du kennest das Herz deines treuen Vaters, du mußt mit deiner gewählten Braut leben ; Hypieus der seinen Vater schon kennete, redete selben also an : Bester der Väter, ich weis, sie geben mir die freye Wahl: soll und muß ich heirathen, so erlauben sie mir, meine Hand der Sophronia zu schenken ; ich weis, sie werden meine Wahl nicht misbilligen. Geh hin, mein Sohn, mehr konnte Philos nicht sprechen, weil Seufzer von der Brust und Thränen in die Augen stiegen, heute soll Sophronia dein seyn. Hypieus ließ sich ein Pferd satteln, und ritt spazieren ; denn sein eingezwängter Geist brauchte frische Luft. Philos ließ indessen die Sophronia zu sich rufen, und fragte sie mit einer väterlichen

Miene,

Miene, ob sie sich jemals zu verheirathen gedenke, und ob sie einen Jüngling der Stadt zu ihrem zukünftigen Gemahle gewählet hätte, gewisse Umstände drängen ihn, ihr eine solche bey diesen Zeiten unanständige Frage zu setzen; da er aber einmal wolle die Stelle ihres Vaters vertreten, so bitte er sie, sich gegen ihm aufrichtig zu erklären, sie werde erst bey ihrer Erklärung finden, daß er väterlich handle. So ernsthaft dieser Vortrag war, so antwortete doch Sophronia mit einer sondern Freymüthigkeit: Liebster Herr Vater! denn mein beweinter Papa hat sie mir zu einem Vater hinterlassen: ihre Reden scheinen mir zwar hart; aber ich kann mein Herz nicht verbergen: ihr Sohn Hypieus ist es, der entweder mein, oder ich keines seyn muß: legen sie diese Reden aus, wie sie wollen. Dieses war der Wille meines Vaters, aber zuerst war es mein Wille. Sind sie zufrieden, so sind sie der wahre Freund meines Vaters; widersprechen sie meinem Willen, so war Agapetos nicht ihr, und Philos nicht sein Freund. Hier schwieg sie, und ein Bach der Thränen wälzte sich von ihren Augen.

Liebste Sophronia! versetzte Philos, sie sind meine geliebteste Tochter und Hypieus ist ihr Ge-

mahl. Ich wollte erst aus ihrem Munde den Willen meines Sohnes hören, und da ich ihn gehöret, bin ich zufrieden, weil ich nichts als euch beyde vergnügt wünsche; ich sehe dieses Glück vor. Sie speisen diesen Mittag mit mir, und Abends sind sie nicht nur meine Tochter, sondern auch meine allerliebste Schnur. Hypieus kam nach Haus, er fand bey schon angerichteter Tafel die Sophronia. Der Bischof war Gast, nach dem Mittagesmahle wurden die beyde besten Kinder in der Hauscapelle des Philos zusammen gegeben, und kaum rollte die Nachricht durch die Stadt, so drangen sich alle Räthe hinzu, ihre Glückwünsche abzulegen, und noch in selbiger Nacht war das Haus des Philos ein Sammelplatz aller Räthe, selbst der neue Stadtdrost erschien mit seinem ganzen Hause, und nach einem Duzend Klagen billigte er die Heirath, und so hat weder Sonne noch Mond einen so vergnügten Abend als diesen Jubel in der Stadt L::: gesehen.

Mademoiselle! diese Ehe, werden sie sagen, war in dem Himmel geschlossen. Sie haben recht, der Eigennutz hatte keinen Theil daran; wie aber der Schatten dem flüchtigen Körper, so folgete die Würde dem fliehenden Hypieus. Noch nicht

acht Monate waren verflossen, da der alte Stadtdrost schon dem Agapetos in die Ewigkeit folgete. Hypieus, dem diese Würde nicht einmal träumete, wurde einstimmig erwählet, und er konnte nicht einmal darzu bewogen werden, diese Stelle anzunehmen, bis sie verwilligten, daß die jährlichen Einkünfte des Stadtdrostenamts den hinterlassenen Kindern des verblichenen Stadtdrostens sollten so lang zufließen, bis sie standesmäßig versorget wären. Sechs Jahre ist schon Hypieus der Vater der Stadt, und er zieht noch keinen Pfennig, weil noch ein Sohn und eine Tochter unversorget in dem verpfändeten Hause ihres Vaters leben. Wie edel war die Freundschaft des Philos und seines würdigen Sohnes! Ich gestehe es, dieses sind seltene Beyspiele, aber sie sind doch die wahre und ächte eines uneigennützigen Freundes. Die Hände, die einen Ehrbegierigen auf einen Stuhl der Ehren, und wenn er noch so niedrig wäre, heben können, werden am ehrerbietsamsten geküsset; die Sonne, welche die armen Schlucker wie die Dünste zu dem Kreise des Lichtes aufzieht, wird am tiefesten angebethet. Niemal sind die Menschen dienstfertiger, niemal bereitwilliger und gutherziger, als wenn sie ihre Verbeugungen und ihr gutes Herz mit Ansehen und Hoheiten belohnet sehen,

oder doch belohnet zu werden hoffen. Ja so weit treibet es der menschliche Stolz, daß er sich brüstet, wenn er einen Großen zu einem Freunde erhält, dessen Glanz der Ehren, wie ihn dünket, ihm einiges Ansehen oder Hochschätzung der Menschen zustraalet. Cliton kann sich vor Vergnügen nicht fassen, weil ihn sein Fürst angelachet, und seinen Diensteifer gelobet. Ich wollte wetten, Cliton würde seinem Fürsten zu Liebe durch flammende Scheiterhaufen rennen, wenn es das Wohl oder auch nur der Wille seines Fürsten würde fordern. Ein Duzend anderer Bediente scheinen ihm schon eine Klafter tiefer, als er, in der Gnade des Fürsten zu stehen, und es wird nicht lang anstehen, wird er sich des Herzens seines Herrn in seinen Händen rühmen. Machet ihm morgen der Fürst ein scheeles, ein gleichgültiges Auge, er wird so kalt und frostig in seinem Dienste, als wäre er niemal derjenige gewesen, der tausend Leben für seinen Fürsten feilgebothen. Noch merkwürdiger ist es, wenn andere auch höhern Standes, als Bediente sind, die Freundlichkeit, oder auch ein nichts bedeutendes Lächeln eines Fürsten gegen diesen Bedienten sehen: sie beugen sich, tief beugen sie sich vor ihm: sie suchen ihm gefällig zu seyn: ihre Thüren stehen selbem allzeit offen:

sie zwingen ihn, Freundschaftsbezeigungen anzunehmen: sie überhäufen ihn mit Lobsprüchen: sie schwören ihm Ewigkeiten der Freundschaft zu. Ein Unfall hat ihn der Gnade des Fürsten verlustiget, und die Lieberey seines Herrn ausgezogen; prächtiger strotzet er zwar itzt in seinen eigenen Kleidern, und doch kennet ihn kein einziger seiner Anbether und Verehrer mehr. Bryon wird wegen seinem aufgeweckten Geiste in die Gesellschaft des Adels gezogen. Große Minister können ihn dulden: Damen von dem ersten Range sind mit seinen Einfällen zufrieden: ein Landgut, so er einem verschuldeten Ritter abgekaufet, macht er zu einem Lusthause dieser seiner adelichen Freunde, sie befinden sich vergnügt bey seiner Freygebigkeit. Er kennet weder den Titus mehr, einen reichen Kaufmann, seinen sonst so vertrauten Freund, noch auch den Livius einen Verwalter des Herrn von .... in dessen Gnade er steht, weil er ihm ein reiches Kapital vorgeschossen; kurz: er lebt nun in dem allein vergnüget, daß er der Tischrath des hohen Adels geworden, und es würde ihm vieleicht eine Schuldigkeit der hohen Freundschaft scheinen, nicht nur seine eigene Person zu einem Sklaven, sondern auch das Seinige zu Opfern seiner Freundschaft, so verehrenswürdiger Großen, zu schlachten; allein

nachdem seine Güter zu Rauchopfern in seiner Küche durch den Kamin ausgeflogen, und er den Wirthsschild einziehen müssen, suchet er seinen Titus und seinen Livius heim, und so oft er kömmt sind sie ausgegangen: den Livius hatte er neulich auf der Strasse angetroffen: ich wollte sie schon so oft heimsuchen, sagte Bryon, aber sie waren allzeit ausgegangen: und Livius antwortete: das kann ich mir unmöglich vorstellen, daß ein weißes Hühngen aus den gnädigen Körben des Adels sich bis zu der niedern Schanze eines armen Livius erniedrigen wollte. Sie scherzen mit ihrem Diener. Und hier gieng Livius höhnisch fort. Wie schmerzlich fühlete Bryon, daß wahre Freunde die Kleider mit Ehrenringe besudelt verabscheueten.

Gnädige Fräule! der Brief ist zu lang geworden; der Both eilet, ich muß wider Willen abbrechen; und mit Freude breche ich ab, denn schier wäre ich in das Register dieser erst beschriebenen Freunde gerathen. Stolz, ich muß es nur gestehen, nicht wenig war ich stolz, daß ich einem so vortrefflichen Frauenzimmer Briefe von der Freundschaft dörfte zuschreiben. Meine Freunde hätten mir es schier, wie Livius dem Bryon, gemacht. Sie besuchten mich, und sie wissen, daß

sie mich öfters besuchen, und ich gab ihnen ein Buch zu lesen, mit dem Vorwande, ich müßte euer Gnaden schreiben. Die lose Freunde, sie nahmen die Bücher lächelnd an, und ließen mich schreiben. Einer hatte das Herz, und sagte mir: Freund! von der Zeit, daß du gnädige Briefe schreibest, müssen wir immer lesen, es wird noch zuletzt darzu kommen, daß wenn du Briefe schreibest, wir werden überflüssig in deinem Zimmer seyn. Er hatte es wirklich errathen, aber ich kam zu mir selbsten, und mein Gewissen predigte mir, ich müßte kein ehrgeiziger Freund seyn. Ich will also ein Freund meiner Freunde bleiben, und mit Demuth bekennen, daß ich sey ꝛc.

... den 18 Julius.

Der zwölfte Brief.

Gnädige Fräule.

Die Fräule von W... läßt mir sagen, morgen gehe sie auf .... ob ich nichts an die Fräule Antoniette zu bestellen hätte. Die schlimme Fräule, sie hat einmal gehöret, daß ich dem Herrn von .... einen Brief an sie mitgegeben, und nun will sie

vieleicht wissen, ob sie nicht auch eine Briefträgerinn von uns abgeben könne: oder hofft sie vieleicht gar, in Erfahrung zu bringen, was wir für wichtige Briefe wechseln. Sie soll ihre Lust büssen, ich schreibe an sie, und Fräule Marianne soll eine Böthinn von uns abgeben. Ich habe ihr sagen, und sie zugleich bitten lassen, meine Freyheit zu entschuldigen, wenn ich sie morgen mit einem großen Briefe beschwerete; von mir wäre es zwar eine Freyheit; aber Fräule Antoniette würde diese kostbare Böthinn theuer genug bezahlen, besonders weil der Brief wichtige Dinge enthalten würde. Nun muß ich schreiben, denn sie hat mir wiederum sagen lassen, sie wollte meinen Brief umsonst mitnehmen. Die böse Fräule, vieleicht hat sie gar geglaubet, wir wechselten unsre Briefe auf Wucher. Doch ich war Schuld daran, warum habe ich vom Botenlohne gesprochen.

Noch drey Flecken muß ich aus dem Kleide der Freundschaft waschen, die Zeit ist sehr kurz zu einer so wichtigen Arbeit. Ich will also meine Gedanken kürzer fassen, und meine Beyspiele in engere Erzählungen einzwingen. Noch den häßlichsten Eigennutz habe ich von der Freundschaft zu verbannen; nämlich den Geiz nach Glücksgütern.

tern. Wenn das alte Sprichwort wahr ist, daß Gold und Geld Freunde machen, so müssen meine Anmerkungen nicht viel Wahrheit enthalten, denn ich behaupte den Gegensatz, daß nichts weniger als Gold und Geld könne Freunde erschaffen. Freunde, die das Gold und Geld geworben, sind in Wahrheit keine Freunde; oder wenn sie es sind, so sind sie Freunde des Goldes, und keine Freunde ihrer Freunde. Ich lasse es noch immer gelten, daß andere Güter sich einigermaaßen mit der Freundschaft paaren können, aber den Glücksgütern spreche ich mit Rechte diese Ehre ab. Die Schönheit kann sich Freunde gebähren, ich gebe es zu: nur deßwegen halte ich sie für unächt, weil solche Freundschaften mit der verwelkenden Schönheit abdorren, sonst will ich immer zulassen, daß ein Herz, so eine Schönheit anbethet, freundschaftliche Gesinnungen hegen könne; doch wollte ich lieber, daß man diese Neigungen eine Leidenschaft der Liebe, nicht aber die Tugend der Freundschaft nenne. Die Natur hat unsren Herzen eine Neigung eingeflößet, das Schöne nicht zu hassen, sondern demselben geneigt zu seyn; denn unser Auge wird von der guten Ordnung gereizet, und wenn diese gute Ordnung durch die Sinne in unser Herz oder unsre Seele einen Eingang findet,

so bleiben sie nicht ungerühret. Die Schönheit ist nichts anders als eine gute Ordnung der Theile des Körpers : sieht sie das Auge, so wird dasselbe schmäuchelhaft ergetzet ; die Seele kann diesem Gute den Beyfall nicht abschlagen : und sehr leicht entsteht eine Liebe des Schönen in unsrem Herzen. Wir wollen unsre Liebe kenntlich machen, und wir handeln freundschaftlich, um auch den schönen Gegenstand zu einer Gewogenheit gegen uns zu verbinden. Bleibt diese Liebe in den gehörigen Schranken, und wachet für sie die Tugend, ist sie alsdann noch keine Freundschaft, so kann sie doch zu einer erwachsen. Auch das andere Gut, der Glanz der Ehren, der so viele Sterbliche zu Sklaven macht, läßt sich noch einigermaaßen mit der Freundschaft vereinigen. Leuten, die in hohen Würden und Ehren leuchten, zinsen wir wiederum nach der Naturlehre eine Ehrfurcht, und wir fühlen in unsren Seelen gegen selbe eine gewisse Zuneigung und Hochschätzung, die sehr leicht Regungen der Freundschaft in uns verursachen können. Finden wir, daß jener, den wir wegen seinen Vorzügen über uns selbsten erheben, uns sein Wohlwollen und seine Zuneigung gönnet, so schwillt unser Herz von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit auf, und unsre Seele ist gegen selbem freygebig mit

seinen

seinen freundschaftlichen Umarmungen. Wenn wir aber auch nur deswegen freundschaftlich sind, um von unsren Freunden und Gönnern auch eine Spanne über andere erhöhet zu werden: sind unsre Seelen nicht schwarz von Undankbarkeit und Stolze, so will ich zugeben, daß auch solche Ehrbegierde mit einer wahren Freundschaft könne verbunden werden; denn ich habe nur getadelt, daß man deßwegen ein Freund eines andern seyn wolle, weil er seinen Freund erhöhen kann. Diese Freundschaft habe ich mit Rechte eigennützig genennt. Hat man aber einmal die Wohlthaten empfangen, und will sie mit mehrer Freundschaft belohnen, so kann es nicht nur seyn, sondern es ist löblich. Der Mensch, da er durch den Fall des ersten Vaters seine Freyheit verlohren, hat noch immer die Begierde nach selbiger in seinem Herzen verborgen: er glaubt, er erlange sie, wenn er über seinen Mitmenschen in Würden und Ehren steht. Ich will zugeben, daß er diese Glückseligkeit, wie er sie liebet, also auch mit Freundschaft bezahlen wolle, und könne; da aber diese Ehrbegierde selten in ihren Gränzen bleibet, so ist es auch gefährlich, solche Freundschaft in ihrem ächten und wahren Werthe bey Ehrbegierigen anzutreffen. Aber Geld- und Goldbegierden, oder

auch

auch nur das Verlangen nach einem jeden Gute des blinden Glückes kann ich unmöglich mit einer wahren Freundschaft zusammen reimen. Ich will meinen Gedanken in ein helles Licht setzen: Menschen, die aus Absichten eines von ihren Freunden zu erhaltenden zeitlichen Gutes, Geldes oder Goldes Freundschaft äußern, man kann es ihnen mit Dreistigkeit sagen, daß sie weder wahre Freunde seyn, noch seyn werden. Es ist wahr, das betrübte Schicksal dieser Welt hat uns Menschen zu der Dürftigkeit verdammet, daß wir ohne Gold, Geld und Güter entweder nicht, oder doch nur armselig leben müssen; allein die Vorsicht Gottes hat auch uns allen Mittel verschaffet und vorgesehen, durch welche wir standesmäßig uns selbsten erhalten können, wenn wir selbe ergreifen wollen, die sie uns aus einer unendlichen Güte bestimmet hat. Versäumen wir nun diese, und wollen erst durch Freunde und ihre Güter uns den Weg zu einer Glückseligkeit bahnen, die wir entweder durch unsre Versäumniß nicht verdienen, oder die unsren eignen Stand übersteigt, jeder Vernünftiger wird es entscheiden können, daß solche Freundschaft wucherisch, folglich tadelhaft sey. Vielleicht habe ich mich nicht klar genug ausgedrücket, ich will also etwas deutlicher sprechen. Häßlich, ja verabscheu-

abscheuenswürdig ist der Mensch, der nur aus dieser einzigen Ursache einem andern wohl will, oder auch Merckmaale der Freundschaft giebt, weil er sich selbe durch die Güter und Schätze seines Freundes zu bezahlen hoffet. Ich glaube, wenn wir in unsren Zeiten tausend vertrauteste Freundschaften durch die Musterung sollten laufen lassen, wir würden sehen, daß sie nur aus diesen Absichten gutherzig gegen andere sind, weil sie aus ihren Händen sich Vortheile versprechen, die ihnen Anlaß geben, güldene Berge von ihren Freunden zu hoffen, zu erwarten, ja auf ihre Rechnungen auf geradewohl dahin zu leben. Bücher würde ich schreiben müssen, wenn ich die verschiedenen Arten dieser eigennützigen Freunde in eine Zahl bringen wollte. Geschenke sind gemeiniglich die Mauerbrecher der menschlichen Herzen, ja der alte Dichter dorfte singen:

Munera placant homines Deosque.

Mademoiselle! sie verstehen das Latein, aber ich will es doch nach meiner Absicht in das Deutsche übersetzen: wollen wir Fische fangen, wir dörfen nur goldene Angeln auswerfen, so beißen tausend große und kleine an. Philemor besuchet täglich die Corinnis, er ist ein rechter Sklav dieses

ses Weibes; die fünfte Stunde des Abends ist es, wo er unfehlbar bey ihr eintrifft. Wenn er bey seinen besten Freunden sitzet, oder sie ihm die Ehre des Besuches geben, schlägt der Hammer fünfe, er steht auf: er bricht die angenehmste Unterredung ab: er setzet das volle Glas auf den Tisch: er nimmt seinen Hut, und eilet, als versäume er ein Königreich. Die wichtigsten Geschäffte können ihn nicht aufhalten: alles muß liegen und stehen bleiben, wenn der fünfte Schlag der Glöcke rufet: er sieht sich auf den Strassen nicht um, damit er niemand sehe, den er grüssen müsse, und wenn er einem aufstößt, der ihn kennet, so ist ein schneller gehorsamer Diener die ganze vorbeyfliegende Höflichkeit: er muß, er muß eilen, keinen Augenblick kann er säumen: er rennet die Strasse dahin, ungeduldig schellet er an, und noch ungeduldiger wird er, wenn die alte Magd so langsam die Stiegen herab hinkt, den Riegel aufzuschieben. Er flieget zur Stube der Corinnis, um ihr den Handschuh zu küssen. Mein! um Gottes willen, was macht doch den Philemor so dienstfertig? Schmachtet er etwa in den unruhigen Banden einer zauberenden Schönheit? Gewißlich nicht, denn Corinnis hat das sechs und sechzigste Jahr ihres Alters und mit demselben

alle

alle Ueberbleibsele der Schönheit zurückgeleget: sie hat mit den Zähnen die Freundlichkeit verlohren, und die Runzeln haben ihr die Haut zusammen gezogen, daß sie kaum den zahnlosen Mund bedecken kann. So wird also Philemor wegen der Gesellschaft dahin eilen, die der alten Corinnis die Ehre giebt? Sie irren, schon in zehn Jahren hat sie mit der Welt auch die Gesellschaften aus ihrem Hause beurlaubet, und Philemor ist der einzige, dem der Zugang noch erlaubet ist. Vielleicht liebet Corinnis das Spiel, und Philemor gewinnt ihr ihre alte Ducaten ab? Keinesweges, Corinnis spielet nichts als Priscambille, und zwar die Partie um weiße Bohnen, die stehen allzeit in Säckgen bereit, und wer dem andern sein Säckgen leeret, der muß dem Gewinner wiederum 100 abbetteln. So wird doch die Corinnis ihrem Spielgaste eine herrliche Suppe zum Nachtessen vorsetzen? Nichts minder, wenn die Glocke sieben geschlagen, so bringt die hinkende Magd das Theewasser, Philemor hat die Ehre einzuschenken, und weil er kein Liebhaber von dem Thee, so hat er die Erlaubniß zuzusehen: die Schale auszuwaschen: wiederum einzuschenken, und hernach mit dem Fuße der alten Magd zu klopfen, die unten wohnet, daß sie die Kohlen mit dem Theebrette

brette wieder abtrage: und hierauf muß Philemor erzählen, ob er keine Fehler in der Rechnung des Verwalters gefunden, wenn es Winter ist, und ob er nachgesehen, daß die Taglöhner fleißig gearbeitet, wenn es Frühling, Sommer, oder Herbst ist. Hat er Rechenschaft gegeben, so kann er sich beurlauben, denn um halb acht Uhr muß Corinnis bethen, und um acht Uhr zu Bette gehen: ihre Tagordnung leidet es nicht anders. Und in dem Sommer? darf Philemor bis um halb neun Uhr eine neue Partie nach dem Thee mit Corinnis spielen. Ich will wetten, Philemor muß ein Neff der Corinnis, oder doch ein unfehlbarer Erbe ihrer Güter seyn? Das letzte weis ich nicht, denn Corinnis hat noch nichts von ihrem letzten Willen gesprochen; sie müßte ja fürchten, wenn sie der Tod so bereit zum Abfahren merkete, er möchte sie nicht lang warten lassen, oder Philemor möchte ihr Gift in den Thee anstatt des Zuckers legen, um bald Erbe zu werden. Von dem ersten aber ist mir bekannt, daß Philemor nicht in ihren Stammenbaum gehöre, denn Philemors Mutter war nur eine gute Freundinn von der Corinnis, und da der Gemahl der Corinnis noch lebte, begleitete Philemor seine Mutter zu diesem Hause: und da Philemor verheirathet wurde, war der Corinnis

nis Gemahl Zeuge bey der Trauung, Corinnis aber leistete Gesellschaft bey der Tafel, und da kömmt die ganze Bekanntschaft her. Was gilt es, Philemor hat ein böses Weib zu Hause, und so wird er doch ihrer auf einige Stunden los, wenn er hingeht, der Corinnis aufzuwarten? Wiederum nicht getroffen, Philemor hat seine Gemahlinn schon vor drey Jahren verlohren, und da er schon bey Jahren und ein Haus voll Kinder hat, so hat er entweder keine Lust mehr zum heirathen, oder es mag kein Frauenzimmer eine so fruchtbare Stiefmutter werden. Was braucht es, Corinnis wird wohl die Braut des Philemors seyn? oder noch werden? Weit gefehlt, die fromme Corinnis hat nach dem Tode ihres Herrn in dem sechs und fünfzigsten Jahre die Keuschheit verlobet, und das Heirathen verschworen. Es kann einmal der Gedanke des Philemors gewesen seyn, da er diese ehrbare Wittwe zum erstenmal vor drey Jahren besuchet, und der Corinnis sein Unglück geklaget, und von ihr ein Kapital von 3000 Thaler geborget. Was soll denn immer der Magnet des Philemors seyn? Ich will sie nicht länger vergeblich rathen lassen, es ist eine lautere Freundschaft, die den Philemor so unfehlbar um fünf Uhr in das Haus der Corinnis zieht. Da er die 3000 ge-

borget, war es eben um diese Stunde, er traf die Corinnis ganz einsam an, er verwunderte sich, daß sie der Welt so abgestorben lebete. Ich fliehe das Geräusche der Welt, sagte dazumalen Corinnis, ich hatte einen guten Freund, erzählete sie weiter, der kam alle Tage zu mir, und spielete ein paar Stunden Priscambille mit mir, und wir unterhielten uns recht verträulich mit einander: wäre der arme Mann nicht vor mir gestorben, sondern hätte mich überlebet, wer weis, was ich gethan hätte? Wenigst seine Gesellschaft hätte ich ihm reichlich belohnet, denn ich habe keine Kinder, und meine Freunde achten mich nicht. Ich hätte mir längstens wiederum einen so guten Freund gewählet, aber man weis nicht wie man ankömmt, und wem man sich vertrauet. Philemor, der zu leben wußte, konnte nicht weniger thun, als sich zu einem so vertrauten Freunde anzubiethen. Noch selbigen Abend spielte er mit der Corinnis, und da sie ihm bey dem Abschiede so freundlich zusprach, sein Wort zu halten, und andern Tages um fünf Uhr sie wieder zu besuchen, konnte er weniger thun, als zu gehorsamen? Besonders da sie ihm 3000 Thaler geborget. Es könnte ja seyn, daß Philemor noch mehr bedörfte. Philemor hat sein Wort gehalten, er ist den andern Tag um fünf

Uhr richtig eingetroffen, und er hat von selbiger Stunde an keinen Tag versäumet; es wäre denn eines von beyden unpäßlich gewesen, doch hat er auch der kranken Corinnis seine Aufwartung zu machen nicht vergessen. Philemor faßte einmal in dem ersten seiner Besuchsjahre das Herz der eingezogenen und einsamen Corinnis seine Hand anzubiethen, und er mußte mit Verwunderung hören, daß Corinnis ein Gelübde der Wittweschaft gethan hätte: und er mußte seine gute Zuneigung in eine Freundschaft verwandeln: und diese hat von Tage zu Tage so zugenommen, daß er ihren Besuchen täglich zwo bis drey Stunden opferet: und da ihm vor zwey Jahren Corinnis klagete, sie glaube, der Verwalter ihrer Güter verstünde die Rechnung nicht wohl, und die Taglöhner hielten zu lange Ruhestunden aus Nachsicht des Verwalters, erboth sich Philemor, die Rechnung täglich zu übersehen (dem alle Tage um vier Uhr mußte der Verwalter die geschlossene Rechnung der Corinnis liefern) und er war so freundschaftlich, daß er auch den Taglöhnern nachsehen wollte. Und wirklich hat er schon zwey Jahre diesen Dienst auf das wachtsamste versehen. Corinnis wird doch diese große Freundschaft nicht unbelohnet lassen? Ich kann es nicht wissen. Die diese

Stunde hat sie sich noch nicht einmal bedanket; so viel weis ich, daß sie ihm noch keinen Zins von seinen 4000 Thalern abgeforderet, denn vor einem Jahre hat sie ihm noch 1000 Thaler vorgestrecket. O das ist ein gutes Zeichen, Philemor wird in den Fußtapfen des alten Freundes stehen, überlebt er die Corinnis, ich wollte ihm 100000 Thaler für seine Belohnung geben, denn die Leute sagen, so reich sey Corinnis. Die Zeit wird es lehren. Und vieleicht bald; denn wie ich höre, so soll Corinnis schon sechs Tage zu Bette liegen, und ihren letzten Willen schon haben aufsetzen lassen. Philemor soll nicht von dem Bette kommen, nur so lang sie mit dem Advocaten und den Zeugen zu reden gehabt, mußte er einen Abtritt nehmen, und dieses halte ich für ein gutes Zeichen für den Philemor: wäre er nicht der einzige Erbe, so hätte sie ihn nicht abtreten heißen, sie hätte ihn wenigst zu einem stummen Zeugen gebrauchet. Ich kann nichts gewisses darvon sagen, die Zeit wird das Glück dieses so treuen und dienstbaren Freundes, des Philemors, entscheiden. Corinnis ist wirklich an dem achten Tage sanft entschlafen. Und wie glücklich meynen sie, daß Philemor durch den Sterbfall seiner Freundinn geworden? Ich sage Philemor wird Erbe sey? Nicht gar so glück-

selig. Die Hälfte doch ihrer Habschaften? Das wäre noch eine Freundschaftsprobe. Doch wenigst den dritten Theil. Dieses gienge auch noch an. Wenigstens den vierten Theil? So könnte Philemor noch zufrieden seyn. Ist er aber nicht zufrieden? Zufrieden? Er verwünscht die alte Corinnis in den Abgrund sammt ihren Gütern. Corinnis wird doch dem Philemor die geborgte 4000 Thaler vermacht haben? Nicht einmal dieses. Da sehen sie die Worte des Legats für den Philemor; denn er steht doch in dem Testamente: „Und da mir Philemor so gute Dienste „geleistet, so sollen ihm die dreyjährige Interesse „von 3000, und das einjährige Interesse für „1000 Thaler geschenket und erblich übermachet „seyn, die 4000 Thaler aber, die er geborget, „sollen zur Massa fallen, und der Haupterbe bey „ihm zu erheben haben.„

Ich erstaune, wer ist denn der Haupterbe? Ihres Bruders Sohn, er soll sich aber nicht mehr nach seinem Stammennamen von Wichtenthal, sondern nach ihres Mannes Namen Marton Rußbeck nennen. Sie habe in ihrem Leben die Herren von nicht leiden können, also soll ihr Erbe sich entweder nicht mehr von schreiben, oder kein

Erbe ihrer Güter seyn. Da haben wir die Ursache, warum Philemor nicht Erbe geworden, sein Herr von hat ihn um die Erbschaft der Corinnis gebracht.

Dem sey, wie ihm wolle, die Freundschaft des Philemors ist mit baarer Münze bezahlt. Sie war eigennützig, und seine Freundschaft verdiente keinen reichern Erbtheil; daß aber die geizige Corinnis, die fantastische Corinnis dem Philemor seine lange Dienste nicht besser belohnet, will ich so wenig an der närrischen Corinnis, als die Freundschaft an dem niederträchtigen Philemor loben. Corinnis hat niemal ein freundschaftliches Herz zu Philemor getragen, sie hat ihn für einen Knecht angesehen, und Philemor war ein knechtischer Freund, ein Sklav des Eigennutzes, der seine Günstlinge niemal besser bezahlet, oder doch nicht besser bezahlen sollte. Wären die Augen des Philemors nicht von dem Eigennutzen, nicht von dem Schimmer der häuchlerischen Versprechung bezauberet worden, da Corinnis zu ihm an dem ersten Abende sagte: „Wäre der arme „Mann nicht vor mir gestorben, sondern hätte „mich überlebt, wer weis was ich gethan hätte; „wenigst hätte ich ihm seine Gesellschaft reichlich

„be-

„belohnt, denn ich habe keine Kinder, und meine „Freunde achten mich nicht.„ Sagen sie, Mademoiselle, hätte Philemor so fleißig um die fünfte Stunde eingetroffen? Hätte er mit der Corinnis Priscambille um Bohnen gespielt? Hätte er sich zum Uebelaufseher ihres Verwalters? zu einem Knechte ihrer Taglöhner gebrauchen lassen? Hätte er nicht bey dem Theetische den zweyten und dritten Tag sein ganzes Facit von seiner zukünftigen Erbschaft machen können? Oder hätte ihm nicht die Länge der Zeit die Augen öffnen müssen, daß er sein nicht abgefordertes Interesse so theuer werde bezahlen müssen? Aber der häßliche Eigennutz hat ihm die Augen zugedrückt, oder auf das Zukünftige zu weit aufgesperrt, daß er nimmermehr seinen Namen, so wenig als die Corinnis, in dem edeln Register der wahren und ächten Freunde wird antreffen. Sehen sie, wie der güldene Angel der Corinnis den Philemor gefangen, und zwar gefangen, ehe er selben noch eingeschlucket, die Thorheit ist um so größer.

Denn, daß Frontinian ein so freundschaftliches Herz gegen den Jachus äußeret, befremdet mich nicht, weil ihm Jachus mehr als einen güldenen Angel in die Hände geworfen. Frontinian war

ein armer Schlucker, da er das erstemal einen Zugang in das Haus des Jachus fand. Er diente als ein Schreiber bey einem Sachwalter, dem er um die Kost einige Schriften abschrieb, und einige Gänge zu seinen Clienten that. Jachus war einer von den Clienten, dem dieser Sachwalter in einem langweiligen Rechtshandel dienete. Frontinian kam zu Zeiten, und überbrachte dem Jachus die ausgearbeiteten Schriften des Advocaten. Das mitleidige Herz des Jachus konnte den Schreiber nicht länger in seinem abgenutzten und mit vielfärbigen Flecken ausgebesserten Kleide in seinem Hause aus- und eingehen sehen: er schenkete ihm einen abgelegten Rock, eine seidene Weste, die ihm der Schneider zu eng hatte gemacht, und einen doppelten Thaler zu Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen. Auf einmal war Frontinian herausgeputzet, und er hielt es für eine Pflicht der Dankbarkeit sich von seinem Herrn Advocaten die Ehre auszubitten, öfters zu seinem Gutthäter dem gutherzigen Jachus verschicket zu werden. Diese öftere Aufwartung, die ihm zu Zeiten mit einem Thaler belohnet wurde, hielt ihn ehrbar in Kleidern, und machte ihn bekannt in dem Hause des Jachus. Frontinian wollte zeigen, daß er gegen ein so gutes Herz nicht gleichgültig sey: er griff

in den Hausgeschäfften zu, und stellete eine Art eines eifrigen Dieners vor. Der dienstfertige Geist des Frontinians gefiel dem Jachus nicht übel, und da ihm dieser neue noch unbedungene Diener in einer gewissen Sache einen verträulichen Dienst erzeigte, wollte ihn Jachus nicht unbelohnet lassen. Er nahm ihn zu sich in das Haus, und übergab ihm die Verwaltung desselben, weil ohnedem Jachus gemächlich war. Jachus warf dem Frontinian eine reiche Besoldung aus, und da er ihm freyen Tisch, abgelegte Kleider (und die wurden zeitlich abgelegt, denn Jachus gieng auf das Freyen aus, und wenn er schon immer freyete, und niemalen sich zum Heirathen entschließen konnte, so wollte er doch für keinen Feind des guten Geschmackes angesehen seyn) und auch zu Zeiten ansehnliche Geschenke gab; auch Frontinian selbsten sich einen manchen Pfennig bey seiner Hausverwaltung durch die Nachsicht des Jachus zu ersparen wußte, so brachte er endlich so vieles Geld zusammen, daß er anfieng einen reichen Mann vorzustellen. Vier Jahre stand Frontinian bey Jachus in diesem Dienste, und mit selben wuchs das Vertrauen des Jachus zu Frontinian, und er sah ihn nicht mehr als einen Bedienten seines Hauses, sondern als einen wirklichen

Freund an. Jachus, der indessen in dem ledigen Stande verblieben war, hatte sich endlich entschlossen seine Hand einem Frauenzimmer zu verschenken, die wegen ihrer Bildung, Vernunft und Tugend ihn konnte glückselig machen; aber, noch ein Stein lag in dem Wege, den seiner Meynung nach niemand als Frontinian heben konnte. Jachus begegnete eine Zeitlang dem Frontinian mit ungemeiner Freundlichkeit, er entließ ihn seines Dienstes durch die Aufnehmung eines andern Hausverwalters, und er begehrte, daß ihn Frontinian nicht nur als einen Freund, sondern als einen Vater ansehen sollte, und das Wohl seines Freundes würde ihm wie sein eigenes angelegen seyn. Jachus gab diese Versicherung keinem Tauben, Frontinian spielete einen Herrn in dem Hause, wie Jachus selbsten, ja er befahl mehr, als sein Wohlthäter, welches er ohnedem von einer geraumen Zeit her durch Nachsicht des Jachus schon gewohnet war. Nachdem nun Jachus vermeynte, er hätte seinen Freund recht treuherzig gemacht, redete er ihn an einem Abende nach dem Nachtessen in einer Sommerlaube mit diesen Worten an: Freund! ich habe dir versprochen, daß mir dein eigenes Wohl, wie das meinige, soll angelegen seyn, und siehe, ich habe

mein Wort gehalten. Ich bin gesinnet meinen hagenstolzen Stand mit einem Bande der Ehe zu vertauschen; ehe ich aber noch zu dieser Veränderung geschritten, war ich erst auf dein eigenes Wohl bedacht; mein zukünftiges Weib möchte dich nicht mit eben den freundschaftlichen Augen, wie ich dich, in die Länge ansehen, und du vielleicht selbsten würdest wünschen als dein eigener Herr deinen Wohlstand befestiget zu sehen: siehe, ich habe dir ein Frauenzimmer ausgesucht, so dich glückselig machen kann. Du kennest die Pomponia (hier wurde Frontinian feuerroth) und ich weis, sie sieht dich nicht mit gleichgültigen Augen an; zwey Stücke mangeln dir noch, dich ihrer Hand würdig zu machen, ein für ihren Stand geziemender Character, und ein Stück Geld, so dich in Stand setzet, selben nach Erforderung zu bekleiden; für beyde habe ich gesorget; ich trette dir eine von meinen ansehnlichen Bedienungen ab, ich räume dir das Haus ein, so in der Wehrstrasse liegt, und ich gebe dir für deine mir zeithero treugeleisteten Dienste 6000 Thaler. Alsdann kannst du leben, wie ein ehrlicher Mann: übrigens wirst du mich allzeit als einen Freund finden, der mit dir sein Glück zu theilen bereit ist. Frontinian war über diesem

Antrag

Antrag ganz betreten, und er wußte nicht, was er antworten sollte; weil er gleich in dem ersten Worte den Knochen erkennte, so bey seinem angebothenen Fleische lag. Er dankte für die Vorsorge seines Freundes, und sagte, er müßte erst vor seiner Entschließung der Zuneigung der Pomponia versicheret seyn. Diese versprach ihm Jachus, und ein Freund, der sich melden ließ, unterbrach die fernere Behandlung der Sache. Frontinian konnte selbige Nacht kein Auge zuthun. Er hatte seines Herkommens und seiner niedern Umstände, aus welchen ihn die Wohlthat des Jachus gezogen, vollkommen vergessen. Er dünkte sich so gut, wo nicht besser, als Jachus selbsten. Pomponia kam ihm in seinen Augen der 3000 Thaler, die er bisher in dem Hause des Jachus erspared und zusammen gescharret hatte, viel zu unwürdig vor, ein gewisser Umstand benahm ihm alle Achtung vor diesem Frauenzimmer. Er legte aber in die andere Wagschaale seiner Ueberlegung die 6000 Thaler, das wohlgebaute Haus, den ansehnlichen und einträglichen Dienst, und die fernere wohlthätige Freundschaft des Jachus, und mit anbrechendem Tage hatten diese Vortheile die Wagschaale niedergezogen. 6000 Thaler und jährlich 600 Thaler Einkünfte decken den schwär-

zesten

zesten Flecken in der weißen Salope der Pomponia zu, war der Ausspruch. Er gieng seiner Gewohnheit nach zu seinem Freunde den Thee zu trinken. Sind sie entschlossen? rief ihm Jachus entgegen. Und ich, antwortete Frontinian, soll das gute Herz meines Freundes mit Ungehorsam beleidigen? Lassen sie sich für diese Gnade die Hand küssen, mein theurester Gebiether, sagte der Schmäuchler, und bückte sich; aber Jachus umarmte und küßte ihn. Ist aber auch Pomponia zufrieden, fragte Frontinian mit einer Miene, die geheimnißvoll war. Ihr Wille ist der Pomponia ihr Wille, antwortete Jachus, sind sie entschlossen, so können sie diesen Mittag das Jawort aus ihrem Munde vernehmen. Denn Jachus hatte schon die Pomponia beredet. Kleinodien, so das Frauenzimmer schmücket, ein Kreuz mit Brillianten besetzet, Hals und Ohrengehänge und Brasseleten von gleichem Glanze in einem güldenen Kistgen und ein Beutel voll goldener Münzen sind ja wohl ein Jawort werth, und besonders wenn man einen berufenen Namen in den schmäuchlerischen Titel einer Frau Stadt-Obrist-Wachtmeisterinn verwechseln, und noch darzu einen reichen jungen Mann haben kann. Ich will mich in den gewechselten Unterredungen der beyden

den Freunde nicht aufhalten. Pomponia speiſete mit ihrem alten und neuen Liebhaber zu Mittage, und der junge Frontinian gefiel ihr bald beſſer als der 56 jährige Jachus. Der Tag der Trauung wurde beſtimmet, in dem Palaſte des Jachus prächtig vollbracht, und das neue Ehepaar an dem erſten Abende mit tauſend Segen der eingeladenen Gäſte in das vollkommen ausmeublierte Haus des wohlthätigen Jachus in die Wehrſtraſſe begleitet: und ſie fiengen ihre Ehe recht vergnügt an. Da nun der gebietheriſche Frontinian aus dem Hauſe, und Jachus von der Pomponia getrennet war, gab auch endlich die 24 Jahre alte Bellinda, eine vortreffliche aber arme Wittwe, dem Jachus das Jawort: ſie wurden zuſammengeknüpfet, und lebten in einer wahren Zufriedenheit zwey ganze Jahre. So lang daurete die Zufriedenheit in dem Hauſe des Frontinians nicht, da das erſte unfruchtbare Jahr ihrer Ehe verfloſſen war, ſchien der herriſche und ſtolze Frontinian ſeiner Pomponia überdrüßig zu werden: er dorfte ihr ihr unordentliches voriges Leben vorwerfen: er trotzete auf ſeinen Reichthum, und rückete ihr ihre Armuth vor. Der Streit wurde zwar bald wiederum beygeleget, denn Pomponia, die mit Frontinian zum öftern nach der Gewohnheit

den Jachus besuchete, und bald bey vollen Tafeln, bald in verschiedenen angestellten Veränderungen die Wohlthaten des Jachus genoß (und Frontinian genoß sie gern, denn sein Geiz konnte indessen zu Hause vieles ersparen) suchte Gelegenheit, die bittern Vorwürfe des Frontinians dem Jachus zu klagen, der dem bissigen Frontinian durch die Vorspiegelung noch größerer Wohlthaten, und wohl, wenn er ohne Erben versterben sollte, durch eine fette zuhoffende Erbschaft ein Gebiß einlegete. Aber doch von selbiger Stunde an war die Zuneigung erloschen, und sie lebten so gleichgültig miteinander, als hätte sie niemalen ein Band der Ehe verknüpfet. Dieser frostige Stand daurete ein ganzes Jahr; und sie besuchten ihrer Gewohnheit nach das Haus des Jachus zum öftesten. Pomponia suchte dem Jachus ihre Angelegenheiten zu klagen, und dieser sie zu trösten, da indessen Frontinian Gelegenheit nahm mit Bellinda bekannter zu werden. Der schalkhafte, ja boshafte Frontinian setzte der armen und unschuldigen Bellinda Flöhe in die Ohren: können sie denn so gleichgültig ertragen, sagte der Aufwickler, daß Jachus so verträulich und allein mit Pomponia öfters redet? Es ist genug, antwortete die schamhafte Bellinda, daß es ihre Gemahlinn

linn ist, sie sind ein vertrauter Freund von meinem Gemahle, und so kann auch Jachus ein Freund der Gemahlinn seines Freundes seyn. Es ist schon recht, erwiederte Frontinian, wissen sie aber auch, wie bekannt Jachus mit der Pomponia war, ehe ich sie zum Weibe genommen? Ich weis es, erwiederte sie, aber der Unordnung ist durch dieses zweyfache Band gesteuret worden. Dieser Reden und Fragen bediente sich Frontinian zum öftern, und geflissentlich machte er Gelegenheit, daß Jachus mit der Pomponia, und er mit der Bellinda reden konnte; und er redete mit ihr so verträulich, daß endlich auch dem Jachus ein Auge aufgieng, und er der Bellinda solche Verträulichkeit mit dem Frontinian verwies: und durch diese Rede entzündete sich in beyden Gemüthern ein solches Feuer der Eifersucht, daß von selbiger Stunde an Friede und Ruhe aus dem Hause des Jachus entwichen. Die spitzige Antwort der Bellinda (daß, wenn er mit seiner alten Freundinn der Pomponia so verträulich scherzen könnte, sie auch wohl mit seinem Freunde, dem Frontinian reden dörfte) verdroß also den Jachus, daß er öffentlich mit der Pomponia freundschaftlich umzugehen sich nicht mehr scheuete, und Bellinda, sich an der vermeynten Untreue des Jachus zu rächen,

dem Frontinian höflicher und verträulicher als sonsten begegnete. Frontinian plagte zwar keine Eifersucht, weil er alle Neigungen zu seinem Weibe hatte abgeleget, doch lebte auch er unzufrieden, weil Bellinda tugendhafter war, als er sich vorstellete. Aber die zwey Weiber raseten gegeneinander vor Eifersucht. Frontinian hatte die Bellinda gegen sein eigenes Weib aufgebracht, und er kützelte sich, wenn er das Feuer der Eifersucht in dem Gemüthe seines Weibes gegen die Bellinda konnte anschüren. Den Jachus quälte die Eifersucht gegen den undankbaren Frontinian, doch mußte er ihm noch immer höflich begegnen, um nicht die Ehe der Pomponia unerträglich zu machen. Frontinian, der sich noch immer mit der Hoffnung der Erbschaft des Jachus schmäuchelte, suchte in allem dem Jachus noch gefällig zu seyn. In dieser Verwirrung lebten beyde Eheleute ein halbes Jahr. Der frühzeitige Tod der Bellinda, die in eine hitzige Krankheit verfiel, und nach wenigen Tagen den Geist aufgab, veränderte die Schaubühne. Frontinian bekam Hoffnung, ein Erbe seines alten Freundes des Jachus zu werden, und deswegen beugete er sich mehr als jemal. Jachus, in dem die alte Zuneigung zu der Pomponia durch den bisherigen Umgang und

durch den Tod seiner Bellinda war aufgewachet, begegnete dem Frontinian leutseliger, als jemal, und entweder war Jachus in dem Hause des Frontinians, oder Frontinian war mit Pomponia in dem Hause des Jachus. Wer sie gesehen, wer sie gehöret, hat geschworen, daß die Sonne noch keine bessere Freunde, als den Jachus und Frontinian beschienen. Sie hatten gleichsam alles gemeinschaftlich, und man hätte sagen sollen, sie machten eine Familie aus. Dem Jachus war indessen noch nicht aller Lust zum Heirathen vergangen, wenn er schon das 59te Jahr seines Alters erreicht hatte. Ja er entschloß sich auf ein neues die Petronia eine reiche Wittwe zu seiner Gemahlinn zu nehmen. Einige wollen sagen, die Verwandte des Jachus, andere wollen wissen, der Gewissensrath desselben hätten ihm den Rath gegeben, in die zweyte Ehe zu treten, um die zum Aergerniße der Stadt erneuerte Freundschaft mit der Pomponia zu trennen. Der Rath war gut, es mag selben dem Jachus gegeben haben, wer da wolle. Kaum war die Ehe geschlossen, und sie wurde durch Ehepacten geschlossen, daß, wenn ihre Ehe sollte unfruchtbar seyn, Jachus ein Erbe der Petronia, und Petronia eine Erbinn des Jachus sollte seyn, wenn der Tod eines von dem

andern sollte trennen. Kaum war Petronia in das Haus des Jachus getreten, verbath sie sich, daß Frontinian mit der Pomponia ihre Schwelle mehr betreten sollte. Die Ehepacten, das frostige Begegnen der neuen Eheleute, ja die öftere Verläugnung ihres Daseyns, wenn Frontinian und Pomponia sie besuchen wollten, waren Donnerschläge in dem zerrütteten Herzen des armseligen Frontinians. Die zu Wasser geschmolzene Hoffnung der Erbschaft des Jachus, die Abneigung gegen sein Weib die Pomponia, der Schimpf, daß ihm Jachus den Zutritt verbiethe, brachten ihn in solche Raserey, daß er endlich schlüßig wurde, sich von der Pomponia scheiden zu lassen, die tägliche, und öfters nicht ohne Faustschläge, blaue Mäler und auch blutig vorfallende Scharmützel verbitterten also die Gemüther dieser unglückseligen Eheleute, daß sie endlich ihren Zwitracht gerichtlich anbrachten. Pomponia war die erste, die Frontinian vor Gerichte forderte, und er hatte nur die Klage erwartet, aber zu seinem größten Nachtheile. Jachus, der auf den Befehl seiner neuen Gemahlinn der Petronia (denn sie war wirklich der Mann in dem Hause geworden) die Pomponia nicht mehr vor seine Augen ließ, konnte doch die Undankbarkeit des Frontinians nicht gleichgül-

tig übertragen, kaum hatte er die Klage und Absicht dieser zwistigen Eheleute erfahren, und er mußte sie erfahren, denn der Bruder der Petronia war der Richter in dem Ehegerichte, so wollte er der Pomponia das letzte Freundstück erweisen. Er ließ sie zu sich fordern, und in Beyseyn seiner herrischen Petronia und ihres Bruders, fragte er sie umständlich um die Klage die sie gegen Frontinian führe, und was der Endzweck ihrer Klage sey. Pomponia wußte in einer so gesetzten Rede dem Jachus die Schuld ihres Unglückes auf den Hals zu schieben, daß der erstummte Mann lieber weinen als reden mögen. Aber sein eifersüchtiges und beredsames Weib wußte ihren Mann so nachdrücklich zu vertheidigen, und der Pomponia eine so scharfe Predigt zu halten, daß endlich Mitleiden und Schaam dem Jachus die Zunge lösete, und er zu diesem Ausspruche schritte. Pomponia, sagte er, ihr habt den Frontinian in den Händen, will er unversöhnlich von euch getrennet seyn, sehet, ich will euch seine Handschrift geben, durch welche er sich verbunden, mit euch die Hälfte seines von mir erhaltenen und durch den von mir abgetretenen Dienst erworbenen Vermögens zu theilen, wenn er jemalen euch oder ihr ihn verlassen wolltet: damal gab er mir diese Handschrift, da

ich

ich meine Bellinda verlohren, und ich ihm versprochen, ihn zu einem Erben einzusetzen, wenn er euch würde als ein Ehemann begegnen. Diese Bedingniß ist in der Handschrift nicht ausgedrücket, er muß euch demnach wiederum zu seinem Weibe annehmen, oder er muß die Hälfte seiner Güter mit euch theilen. Ich mag ihn zu keinem Ehemanne mehr haben, schrie Pomponia, wenn ich die Hälfte seiner Güter habe, laufe er an den Galgen, ich bin zufrieden. Langsam, langsam, sagte der Bruder der Petronia, nehmet immer die Schrift, und lasset den Frontinian sich warm laufen. Schöpsinn, rief Petronia, nehmt den Brief, und kommt mir nicht mehr über die Schwelle meines Hauses. Jachus merkte die Erbitterung seiner Frau, er gab der Pomponia die Handschrift, winkte ihr mit den Augen, und Pomponia gieng zu einer ihrer Freundinnen, bey welcher sie von selbem Tage an ihren Aufenthalt nahm, da sie erst andern Tages Morgens, da Frontinian noch zu Bette lag (denn spat war er schlafen gegangen) ihre Kleinodien, Geld und Kleider aus dem Hause tragen lassen. Der Rechtshandel wurde ernstlich getrieben: die Schrift wurde vorgeleget: Frontinian konnte sie nicht läugnen: seine Ausnahmen wurden verworfen: sie wurden geschieden:

es wurde erst zuvor ein Inventarium gerichtlich gemacht, und nach diesem die Hälfte der Pomponia zugesprochen: dieselbe durch Execution dem Frontinian abgenommen, und der Pomponia eingehändiget. Sie leben nun zwey Jahre geschieden, und da Jachus vor vier Wochen verschieden (dessen Leiche Frontinian nicht einmal zu Grabe begleitet, weil er in den Gedanken steht, Jachus sey Schuld daran, daß er seiner Stadtmajorsstelle entsetzet worden) so will man für gewiß wissen, Frontinian verlange mit der Pomponia ausgesöhnet und wiederum mit ihr ehelich vereiniget zu werden. Die Leute sagen, Pomponia spreize sich noch, der Bitte des Frontinians Gehör zu geben, weil er in diesen zweyen Jahren sich vieler Unordnung schuldig gemacht; andere aber meynen, Pomponia könne ihre Unordnungen vor der Ehe gegen diese abziehen, und es würde keinem Theile viel übrig bleiben, und also leicht ein Vergleich zu hoffen seyn, wenn ein Theil des andern Mängel mit Mängel zudecke. Doch dieses wird uns wenig bekümmern.

Genug, wenn wir ein so unvergleichliches Muster einer eigennützigen Freundschaft vor unsren Augen sehen. Haben sie nicht auch mit mir gleiche

che Gedanken, Mademoiselle ? Was hätte man sich nicht von dieser Freundschaft versprechen können und sollen. Das Mitleiden des Jachus, die Dienstfertigkeit des Frontinians, die Wohlthat des erstern, und die Dankbarkeit des andern legten den Grund zu dieser Freundschaft, welche Standhaftigkeit, welche Dauer hätte man nicht weißagen sollen ? Allein der garstige Eigennutz, der sich sogleich von beyden eingeschlichen, hat den guten Samen ersticket, und nichts als Unkraut ist aus einem sonst so fruchtbaren Samen erwachsen. Diese ganze Freundschaft war nichts als ein Gewebe von Eigennutzen. Jachus machte den Anfang, er verführte den hungerigen Frontinian, dessen eigennütziger und verbothener Dienst die Kette dieser unglücklichen Freundschaft geschmiedet. Frontinian würde niemal sich als einen Knecht zu so niederträchtigen Diensten habe gebrauchen lassen, wenn ihn die reiche Belohnungen des Jachus nicht geblendet hätten. Würde Jachus seinen Diener in die Zahl seiner Freunde gesetzet haben, wenn ihn nicht der Eigennutz verleitet hätte, um die Pomponia an den Mann zu bringen, die ihm bishero in dem Wege gestanden, seine Hand standsmäßig zu verschenken ? Würde Frontinian so niederträchtig der Pomponia das Jawort ertheilet

haben, wenn ihn nicht der Character, die 6000 Thaler Heirathgut, und ein wohl meublirtes Haus, gereizet hätten? Diesem beyderseitigen Eigennutz folgte die verdiente Strafe, und der boshafte Frontinian verdoppelte sie noch immer eigennützig, und da er seine Hoffnung vereitelt, Jachus aber sich hinterlistet sah, verwandelte sich gählings die ganze Freundschaft in eine tödtliche Feindschaft, die allzeit das Ende einer eigennützigen Freundschaft ist.

O wie viele Freundschaften der Sterblichen würden dieser Verwandlung ausgesetzet seyn, wenn der Eigennutz sich allzeit so bestrafet sähe; eine Hand wäscht die andere, ist der tröstende Denkspruch dieser eigennützigen Freunde. Die Wechselgeschenke sind es, die solche Freundschaften befestigen; lasset aber dem einen seine Hoffnung untergehen, oder den andern seine Absichten erreichen, die Freundschaft erkaltet, und sie verkehret sich öfters nicht nur in eine Gleichgültigkeit, oder Vergessenheit der empfangenen Wohlthaten, sondern sie artet auch öfters in eine Undankbarkeit, und wohl gar offenbare Feindschaft aus. Und diesen Freundschaften soll man den schönen Ehrennamen einer ächten und wahren Freundschaft beylegen,

legen, die das weiße Kleid der Freundschaft mit so vielen häßlichen Lastern beflecket?

Mademoiselle! ich traue ihnen andere Begriffe von der heiligen Freundschaft zu, weiß, schneeweiß muß das Kleid eines Freundes seyn, so lilienweiß wie jenes des Eusebius. Die Natur hatte ihn schon als ein Kind mit seltenen Vorzügen der Eingezogenheit und zugleich einer ausnehmenden Leutseligkeit begabet. Diese verschafften ihm einen Zutritt in das Haus des Beamten seiner Vaterstadt. Eusebius war von niedrigen und unbemittelten Aeltern, die sich doch ehrlich von ihrer Handarbeit nähreten. Der Beamte hatte einen Sohn gleiches Alters. In den Kinderjahren war Eusebius der Spielkammerad des Lucillus (so nennte sich der Sohn des Beamten) sie giengen miteinander in die Schule, und wuchsen in einer Brüdern nicht ungleichen Liebe und Freundschaft auf. Die Aeltern und besonders die Mutter des Lucillus wunderten sich nicht wenig über die Gewohnheit des Eusebius in diesen Kinderjahren. Wenn die Mutter dem kleinen Lucillus Schleckerwerke und Eßwaaren gab, reichte sie auch allzeit dem Eusebius seinen Theil. Er nahm es dankbar an, und küßte der Wohlthäterinn die Hand; aber

er gab es entweder hernach dem Lucillus, oder seiner Schwester, die jünger als Lucillus war, oder er verschenkete es den übrigen Knaben, die sich zu Zeiten zu ihnen gesselleten. Man wollte ihn zum öftern zwingen, bey dem Mittag- oder Abendessen des Lucillus zu bleiben, aber er eilte allzeit, wenn man den Tisch deckete, nach Hause, und aß lieber mit seinen armen Aeltern das trockene Brod, als die köstliche Speisen des Lucillus. In seinen Schuljahren lag er seinen Aeltern an, ihn ehrbar zu kleiden, weil er in der Gesellschaft des Lucillus nicht zerrissen aufziehen wollte: und erhielt es um so leichter von seinen Aeltern, weil sie, aus Liebe und Hoffnung an ihrem so wohl erzogenen Kinde Freude zu erleben, von ihrem Munde erspareten, was zu seiner ehrbaren Kleidung nöthig war. Diese beyde Knaben erreichten das 19te Jahr ihres Alters, und da sie ihre Studien in der Vaterstadt glücklich und mit gleichem Fleiße vollbracht hatten, wollte der Vater den Lucillus auf eine berühmte hohe Schule schicken, um ihn zu dem einmal anzutretenden Vatersdienste tauglich zu machen. Eusebius sah wohl, daß zu solcher Reise, viel minder zu einer köstlichen Unterhaltung auf einer hohen Schule die Kräfte seiner Aeltern sich erstreckten; er betrübte

trübte sich demnach schmerzlich, daß er sich von seinem Freunde Lucillus sollte getrennet sehen. Er konnte seine Betrübniß zwar nicht verbergen, aber er wollte weder seinen Aeltern, noch seinem Freunde seinen nagenden Kummer offenbaren. So oft Lucillus von seiner vorhabenden Reise redete, seufzete Eusebius, und er fiel endlich auf den Gedanken, seine Abreise wäre der Kummer seines Freundes: er stellete ihn hierüber zur Rede, und Eusebius konnte es nicht läugnen. Sey zufrieden mein Freund, sagte Lucillus, ich will meinen Vater bereden, daß er dich mit mir reisen lasse, und für dich das Nöthige auslege: auf meinen Erbtheil will ich es mir abrechnen lassen, was er für dich zahlet. Das sey fern, sagte Eusebius, doch, wenn du mich in deiner Gesellschaft dulden magst, siehe, ich habe einen bessern Anschlag. Ich habe von deiner Mama gehöret, daß sie dir einen Bedienten mitgeben will; berede sie, daß sie mich hierzu wähle: ich verlange von dir nichts, als Kost und Kleidung, die du ohnedem einem Bedienten geben mußt: ich verpflichte mich, dich als ein treuer Diener zu bedienen, und dennoch mit dir meine Studien fortzusetzen. Der Anschlag gefiel dem Lucillus: er wirkete es sehr leicht von seinen Aeltern aus; weil er ohnedem in das Haus

einer

einer seiner nahen Verwandten nach W.. verschicket wurde, wo Eusebius dem Lucillus weniger dienen, seinen Studien aber destomehr abwarten könnte. Eusebius warf sich in den Dienerrock seines Freundes und begleitete ihn nach W.. Lucillus wollte Anfangs nicht dulden, daß Eusebius sein vertrautester Freund und geliebtester Mitschüler die Dienste eines Dieners vertreten sollte; aber der demüthige Eusebius wußte also seinen Lucillus zu bereden, daß er seine Dienste endlich annahm, und wenn sie schon gleiches Alters waren, so war doch Eusebius mehr ein Vater, als ein Diener des Lucillus. Dieser war eines flüchtigen und leichten Geistes, jener aber reif, gesetzt, und vorsichtig in allem. Eusebius hielt gleichsam den Lucillus im Zaume, und ermunterte ihn zum Studiren, und sein Beyspiel, so er mehr mit einem demüthigen Rathe, als gebietherischen Befehle beyzubringen wußte, schaffte dem jungen Lucillus sonderbare Vortheile. Ein und ein halb Jahr lebten beyde zu W.. als eine Zierde der studirenden Jugend, und jedermann lobte den Lucillus wegen seinem treuen Diener, oder Hofmeister (wie ihn andere zu nennen pflagen) und den Eusebius schätzte jedermann hoch, nicht sowohl wegen seinem wohlerzogenen Herrn dem Lucillus, als

wegen seinen eigenen Eigenschaften, die ihn jedermann beliebt und vieleicht auch schätzbarer als seinen flüchtigen Herrn selbsten machten. Eusebius wußte aber allzeit mit einer ihn mehr beliebt machenden Demuth seinen Herrn zu entschuldigen, und sich vor andern zu verdemüthigen. Lucillus hörete von ohngefähr in einer Gesellschaft einem gewissen Herrn diese Worte entfallen: **Der Diener wäre mir auch lieber, als sein Herr.** Diese Worte machten einen widrigen Eindruck in dem Gemüthe des Lucillus, und von selbiger Stunde an wurde er frostig gegen den Eusebius: und da sie ihre Studien geendiget, und Lucillus auf Befehl seines Vaters die Kanzley betreten mußte, um die Praxis zu erlernen, sagte er zu dem Eusebius; es wird sich nicht schicken, daß der Herr und Diener zugleich die Stube der Herren betrete. Eusebius, du kannst entweder noch einige Collegien hören, oder in einem andern Gerichtshofe die Praxis nehmen. Eusebius antwortete: ich selbsten halte es für unanständig, und es war allzeit meine Furcht, sie würden durch ihren Diener ihr Ansehen schmälern: ich werde sie täglich nach der Kanzley begleiten, ich werde indessen ein Collegium mitnehmen und nach selbem sie abhohlen, und nach Hause begleiten. Lucillus war zufrie-

den,

den, daß er sich einigermaaßen von seinem Eusebius losgewirket, und selten oder gar nicht erwartete er die Zurückkunft seines freundschaftlichen Dieners. Er hielt sich nunmehr für einen Menschen, der aus den Banden der Leibeigenschaft in eine güldene Freyheit gesetzet worden. Von selbigem Tage an lebte Lucillus nicht nur freyer, sondern auch freymüthiger, und Eusebius sah ihn selten vor Abends: und wenn er ihn sah, so dünkte er ihn allzeit der alte Lucillus nicht mehr zu seyn. Und er war es auch nicht mehr; denn Lucillus wurde recht lüderlich, und Eusebius dorfte niemal ein Zeuge seiner Ausschweifungen seyn. Eusebius der mehr seinen besten Lucillus als allen den Verlust, den er bishero in seiner Geldbörse bemerkete, beherzigte, nahm das Herz an einem Abende den Lucillus mit einer scherzenden Art, die ihm sonst nicht eigen war, bey dem Auskleiden zu fragen, warum er in so großen Gesellschaften ohne Diener könne erscheinen, da andere noch Diener zu ihren Auftritten borgeten? Den Lucillus verdroß die Rede, und er sagte: wenn ich deiner bedarf, werde ich dich nicht zurücklassen. Der gewissenhafte Eusebius glaubte, er würde in der Zurückkunft bey dem Vater des Lucillus nicht bestehen können, wenn er selben in solchen Unord-

nun-

nungen länger das Geld des Vaters verschwenden ließ: er schrieb an den Vater folgende Zeilen

Wohlgebohrner Herr Amtmann!
Gnädiger Herr.

Sie haben mich zum Diener ihres Sohnes bestellet, und ich kenne die Pflichten, daß wo der Herr ist, auch der Diener zu dem Schutze oder zu der Aufwartung des Herrn seyn soll. Ihr bester Sohn der rechtschaffene Lucillus verbannet mich von einer geraumen Zeit her von seiner Seite. Ich weis die Ursache nicht, wenigst glaube ich, dieselbe nicht gegeben zu haben. Damit aber euer Wohlgebohrnen nicht nach der Zeit von mir als dem Diener Rechenschaft über die Schritte ihres Lucillius als meines geliebtesten Herrn fordern mögen, so will ich hierdurch mich vor aller Ahndung bewahren, versichernd, daß so sehr mich Lucillus als seinen Bedienten fliehet, desto eifriger und treuer ich wünsche, von dero ganzem Hause zu seyn und zu verbleiben ein

unterthäniger und treuester
Knecht Eusebius.

Das

Das Schreiben des Eusebius kam dem Vater des Lucillus bedenklich vor, weil er die Freundschaft zwischen seinem Sohne und dem Eusebius kennete, und er argwohnete nichts Gutes; er schrieb demnach an seinen Sohn Lucillus und auch an dessen Diener Eusebius, wie folget:

Liebster Sohn!

Du bist sehr sparsam in deinem Schreiben, du mußt sehr nothwendige Geschäffte haben. Gott gebe, daß es nützliche seyn. Deine Schreiben selbsten sind sehr abgekürzet, und du gedenkest in selben nicht einmal deines Dieners Eusebius mehr, wie du sonsten mit Vergnügen zu thun gewohnet warst. Ist er nicht mehr bey dir? oder hat er dich beleidiget? Beydes müßte mich schmerzen, weil ich ihm anvertrauet, über dich zu wachen, und uns Rechenschaft von deinem Aufführen zu geben. Die Sache kömmt mir bedenklich vor, ihr waret gute Freunde, und ich liebe ihn, wenn er noch der alte Eusebius ist. Schreibe mir, und setze mich außer Argwohn. Den letzt verlangten Wechsel von 1000 Thaler schicke ich dir, um deine Beförderung nicht zu hindern. Denn du weist daß ich bin

Liebster Sohn

dein treuliebender Vater.

Werther Eusebius!

Euer Schreiben setzet mich in Sorgen. Und Lucillus mein Sohn euer Herzensbruder fliehet euch? Dieser Abscheu ist mir bedenklich, denn er konnte ohne euch nicht einmal nach W.. gehen. Warum schreibet ihr mir nicht die Ursache deutlich? Verlasset meinen Sohn Lucillus nicht. Ich vertrauete euch vieles an, nämlich meinen eigenen Sohn, und ich will und werde Rechenschaft von euch über alle seine Schritte fordern. Erleichteret mein sorgfältiges Vaterherz durch die Nachricht seines Aufführens; denn ihr müßt sie wissen: und wenn er auch euch nicht um sich duldet, so forschet doch auf seine Schritte, berichtet mir sie. Ich habe ihm mit dieser Post geschrieben, und ich will wissen, warum er euch fliehet, ich hoffe, ihr seyd unschuldig, und eure Treue will ich rechtschaffen belohnen. Lebet wohl, und antwortet mir bald, und ihr werdet erfahren daß ich sey

Lieber Eusebius,

euer guter Freund.

Der unvorsichtige Vater gab beyde Schreiben dem Schreiber, die Adresse aufzusetzen, und der

Ungeschickte verwechselte die Aufschrift, den Brief an den Eusebius bekam Lucillus, und Eusebius jenen an den Lucillus. Eusebius erstaunte über den Inhalt seines Briefes, Lucillus aber, der seinen Brief an dem Abende bekam, legte sich voll Unmuth zu Bette, und des andern Tages da Eusebius kam, ihn anzukleiden, lag Lucillus noch zu Bette. Dort Eusebius, sprach er trotzig, liegt das Postgeld für euren Brief an meinen Vater, und für eure bisherige Dienste, sehet euch um einen andern Herrn um, hütet euch aber, sein Verräther wie der meinige zu werden, denn vieleicht begegnet er euch nicht so gut, wie ich. Mir ist es genug, wenn ihr mir nicht mehr vor meine Augen kömmt. Eusebius, den der verwechselte Brief seines Vaters schon zubereitet hatte, begriff sogleich das Geheimniß; stillschweigend gieng er fort, und ohne das auf dem Tische liegende Geld anzurühren, packte er seine kleine Geräthschaft zusammen, verfügte sich in das Haus eines Grafens, der ihn gern längstens zu einem Lehrer, Hofmeister sollte ich sagen, seiner kleinen Herrschaft gewünschet, und erbethen hatte. Er machte dem Grafen recht viele Freude, und er konnte ihn in dem Dienerrocke des Lucillus nicht sehen, es wurden ihm standesmäßige Kleider ausgenommen

und

und angemessen. Kaum hatte er sie des andern Tages erhalten, schickte er seinen Dienerrock mit folgenden Zeilen an den Lucillus:

Wohlgebohrner Herr Lucillus!

Ich muß ihnen großen Dank erstatten für die viele mir erzeigten Wohlthaten, und besonders, daß ich durch sie das Glück gehabt, in die Bekanntschaft des Herrn Grafen von St... zu kommen; er hat mich zu einem Unterrichter seiner jungen Herrschaft bestellet. Er hielt es nicht für gut, in dem Rocke ihres gewesenen Dieners zu gehen, und ich habe mich verbunden geachtet, selben mit Dank zurückzustellen. Ich werde lebenslänglich ihr dankbarer Diener verbleiben, und keine Gelegenheit versäumen mich als jenen zu bewähren, der ich bin

treugehorsamster Diener.

Er schrieb auch seinem Herrn Vater und schickete ihm den Brief und den Wechsel an seinen Sohn zurück mit folgenden Ausdrücken:

Wohlgebohrner Herr Amtmann.

Lucillus, ihr Herr Sohn, hat mich abgedanket, und ich bin in den Dienst des Herrn Grafen

von St . . . aufgenommen. Ich vermuthe, die Verwechslung der Briefe (denn sie haben Lucillus Brief an mich, und zweifelsohne den meinigen an ihn aus einem Irrthume adressiret) hat meine Entlaßung veranlasset. Ich schicke selben mit dem Wechsel zurück; weil ich weis, daß Lucillus die verlangte 1000 Thaler nicht zu seiner Beförderung, sondern zu Abtragung einiger gemachten Schulden, und andern ihm itzt gewöhnlichen Lustbarkeiten verwenden will; da ich aber dieses Geld ihnen und ihm für nachtheilig ansehe, so habe ich dem Lucillus nichts hiervon melden wollen. Meine Dankbarkeit, da ich meine Erziehung und mein Glück euer Wohlgebohrnen und dem liebsten Lucillus schuldig bin, wird nur mit mir absterben, mit welcher ich allzeit des Lucillus und euer Wohlgebohrnen seyn werde

unterthänig treugehorsamster
Knecht.

Der Vater des Lucillus schrieb an seinen Verwandten, bey dem er zu W . . in dem Hause wohnete, und machte Verfügungen einer genauern Aufsicht über das Aufführen seines Sohnes; er schrieb auch dem Eusebius, bedauerte und missbilligte

billigte die Abdankung seines Sohnes, empfahl ihn zur fernern Aufsicht, und versprach Dankbarkeit.

Kaum waren vier Wochen verflossen, da Eusebius von dem Lucillus getrennet war, so führete der Gewohnheit nach Eusebius seine jungen Herren Grafen in einen Garten, der zu einem allgemeinen Spaziergange offen stand, unter dem Spazierengehen stieß er an eine Laube, in welcher er sehr hart reden hörete. Es dünkete ihn, eine von den Stimmen sey jene des Lucillus: er näherte sich etwas, und hörte, daß es wirklich Lucillus war, der mit jungen Leuten zankete, und zwar wie er vernahm, wegen einem falschen Würfel. Er muthmaßete gleich, der Streit möchte mit dem Degen geendiget werden. Er führete seine jungen Herren Grafen in eine andere Laube, setzte sie auf eine der steinernen Bänke, und bath, sie möchten ihn da ruhig erwarten: er eilte wiederum zu der andern Laube, und er merkete aus dem Geklingel der Degen, daß seine Muthmaßung gegründet gewesen. Er zog seinen Degen, trat zur Laube, und da er sah, daß zwey junge Leute mit dem Degen in der Faust den schon wirklich verwundeten Lucilius (denn das Blut floß ihm über das An-

gesicht) in eine Ecke der Laube trieben, fiel er mit seinem Degen ein, rang gleich dem ersten den Degen aus der Hand, und gieng auf den andern los, der seinen Degen hatte sinken lassen, weil er nicht wußte, was dieser neue Fechter wollte: und rief, Wache herbey! Wache herbey! Die Spieler, denn es waren zween schon beschriene und verbothene Spieler, fürchteten die Wache, und nahmen die Flucht. Er eilte zu dem Lucillus, der indessen war niedergesunken, denn er hatte einen starken Hieb über den Kopf empfangen. Indessen kam die Wache, die an der Thüre des Gartens stand, und das Schreyen gehöret, und einen von beyden der Thäter hatte laufen gesehen. Lucillus wurde von dem sich sammelnden Volke in das Haus des Gärtners gebracht, Eusebius aber von der Wache arretiret, er schützete zwar seine Unschuld vor; aber die Wache sprach, er müßte seine Unschuld anderswo erweisen; und er wurde mit zur Wachstube geschleppet. Das Unglück war, daß der ohnmächtige Lucillus den Eusebius weder gesehen, noch reden konnte; Eusebius bath, man möchte wenigst seine jungen Herren Grafen, von denen er Hofmeister wäre, aus der Laube nach Hause führen, und sein unerwartetes Schicksal dem Herrn Grafen melden. Seine

Bitte gewährete ein Bekannter von ihm, der unter dem zudringenden Volke sich befand, den er auch seine Unschuld dem Herrn Grafen zu melden ersuchte. Indessen, da die Wunde des Lucillus verbunden war, wurde er auch auf die Wache geführet, und er verwunderte sich, daß er den Eusebius da antraf, noch mehr aber, da er vernahm, wie er aus der Ursache, ihn zu retten, sey in seine Affaire mit eingeflochten worden. Die alte Freundschaft wurde in dem Herzen des Lucillus wiederum rege, und er umarmte ihn als seinen Erlöser, der ihn und sein Leben aus den Händen zweener Mörder errettet hätte. Er bath den Officier von der Wache den Eusebius als unschuldig zu entlassen. Der sich aber entschuldigte, der Vorfall sey schon dem Commendanten gemeldet, er könne ihn nicht mehr entlassen; zudem, da Eusebius in dem Garten mit gezogenem Degen angetroffen worden, könne er vor der Untersuchung der Sache nicht auf freyen Fuß gestellet werden. Die Untersuchung verschob sich bis auf den andern Tag, denn der Abend war eingetreten. Der Graf, nachdem er bey seiner Nachhauskunft die Umstände seines Hofmeisters erfahren hatte, ließ den Commandanten bitten, die Sache bald untersuchen zu lassen, und selben auf freyen Fuß zu stellen. Des andern

Tages also um acht Uhr wurde der ganze Vorfall untersuchet: und auf die Aussage des Lucillus, Eusebius sogleich entlassen; Lucillus aber, weil er mit verbothenen Würfeln mit den schon mehrmal bestraften Spielern gespielet, und sich mit ihnen an einem verbothenen Orte in einen Zweykampf eingelassen, auf der Wache zurückbehalten, bis seine Wunden würden geheilet seyn. Auf die Thäter wurde nachgespüret, da sie aber aus Furcht, des Lucillus Wunden möchten tödtlich seyn, die Flucht ergriffen hatten, mußte Lucillus allein den Kerker hüten. Eusebius wußte jedoch die Sache durch den Herrn Grafen zu vermitteln, daß Lucillus, nachdem sein Vater sich dessen Entlassung einiges Geld kosten lassen, auf freyen Fuß gestellet, aber auch zugleich von demselben nach Haus zurückberufen wurde. Er nahm den zärtlichsten Abschied von seinem Freunde und Errettter, weil ihn der Graf weder entlassen, noch Eusebius in seinem Vaterlande müssig leben wollte, und versicherte ihn, daß er gegen ihn nicht undankbar seyn werde; aber Eusebius bath um nichts als seine Freundschaft, und um die Vergessenheit des Vergangenen.

Lucillus wußte nicht genugsam die Treue und die Errettung seines Lebens des Eusebius seinem Vater anzupreisen, und versicherte ihn, daß das ganze Haus dem Eusebius noch unendlich wegen seinen treuen Diensten, für welche er bisher nichts als Kleidung und Kost empfangen, und nicht einmal, da er ihn aus seinem Dienste verdrungen, eine Erkenntlichkeit, die er ihm geben wollen, angenommen hätte, verbunden sey. Er machte auch seinem Vater eine so vortheilhafte Schilderung von seiner Geschicklichkeit und Fähigkeit, daß der Vater wirklich auf Wege dachte, ihm dem Eusebius die so treue Dienste reichlich zu belohnen: welches er ihm öfters durch Briefe versicherte, die aber allzeit Eusebius als unverdient mit demüthigsten Ausdrücken verdankete. Drey Jahre waren indessen verflossen, nach welchen der alte Vater seinem Sohne dem Lucillus durch Einwilligung seines Fürsten den Dienst und die Amtmannsstelle abtrat, welche er Zeit seiner Zurückkunft schon mit besonderer Fähigkeit verwaltet hatte, die er aber allzeit und die guten Früchte seines Studierens zu W:: dem Eusebius mit dankbarestem Lobsprüchen zueignete. In ebendiesem Jahre neigte sich das schon von verschiedenen Jahre her kränkliche Leben des Stadtvogtes zum Ende. Es war

die Stadtvogtey eine der besten und ansehnlichsten Bedienungen, und sie hatte mit der Amtmannschaft eine genaue Verbindung, weil sie viele Rechtshändel mit den umliegenden Fürstenthümern und Herrschaften gemeinschaftlich hatten. Lucillus hielt zu dieser Stelle keinen fähiger als den Eusebius seinen Freund, als von dessen Rechtsgelahrtheit er vollkommen überzeuget war. Er sah es für eine Gelegenheit an, die ihm der Himmel darboth, um seine so lange Schulden dem Eusebius abzutragen, und sein dankbares freundschaftliches Herz ihm kenntbar zu machen. Er offenbarte seinem Vater den Gedanken, und er billigte selben, ja er vermehrte ihn noch auf die Bitte seines Sohnes mit einer neuen Zusage, Eusebius, sagte Lucillus, ist wohl auch meiner Schwester werth. Die Amtsvogteystelle wird unsren Character nicht verdunkeln: und Eusebius wird zu seiner Zeit noch höhere Stufen der Ehren besteigen, und unsrer Freundschaft Ehre machen. Der Vater billigte in allem den Gedanken seines Sohnes, und befahl ihm, den Eusebius ungesäumt von W.. zurück zu berufen. Er schrieb ihm den ersten Posttag folgenden Brief:

Theurer Freund Eusebius!

Endlich hat mir der Himmel einen Weg gebahnet, dir mein dankbares Herz kenntlich und werkthätig zu machen. Unser Stadtvogt liegt in Zügen, niemand als deinen Verdiensten ist diese Stelle vorbehalten. Meine Schwester ist dir zu einer Braut zugedacht, und mit ihr die Hälfte meines Vermögens. Säume dich nicht, eile ohne Verzug hieher, und laß mich dich als einen Bruder in einem Character umarmen, der zwar deiner erhabenen Gaben nicht gemessen, der dir aber die Thüre zu höhern Ehrenstellen öffnen wird. Ich werde ungeduldig der Stunde entgegen sehen, wo ich dir mündlich sagen kann daß ich sey

dein treuester und verbundnester Lucillus.

Eusebius empfieng das Schreiben seines Freundes. Es erfreuete ihn, daß Lucillus so gute Gedanken für ihn hegete, und er antwortete den ersten Posttag also:

Wohlgebohrner Herr Amtmann,
großer Freund!

Sie thun mir zu viel Ehre, daß sie mich nicht nur ihrer Freundschaft, sondern auch ihrer Verwands

wandschaft, und noch über dieses einer so ansehnlichen Ehrenstelle würdig schätzen. Ich kenne meine Unfähigkeit zu solcher Würde, aber noch weit unwürdiger kenne ich mich ihrer hohen Anverwandschaft; glaubte ich nicht endlich, daß sie dieses so ungemeine Wohlwollen mit einem vergrößerten Maaßstabe der ihnen erwiesenen treuen Schuldigkeit eines Dieners allhier in dem Garten abgemessen hätten, ich hätte mich über den Antrag betrübet; weil ich befürchten müßte, sie scherzeten mit mir. Ich kenne mein niederes Herkommen, meine Aeltern als Zeugen desselben wandeln noch vor ihren Augen, und ich will sie nicht in ihren alten Tagen zu Zeugen eines Frevels machen, den sie weder mir, noch ich meinem Gemüthe, sofern es auf ihr Anerbiethen sich dergleichen sollte träumen lassen, würden vergeben können. Ich bin ein junger Mensch von 22 Jahren, der erst noch was lernen muß, ehe er an solche Standesveränderung denken will. Meine jungen Grafen sollen nach zweyen Jahren fremde Länder besuchen, darf ich sie dahin begleiten, wie mir der Herr Graf versprochen, so würde ich es mir nicht zu verantworten getrauen, wenn ich diese Gelegenheit, erst etwas zu sehen, und zu erlernen, verabsäumen sollte. Ich habe kaum über

ein Jahr die Kanzleyen betreten, und ich finde täglich, daß ich nichts weis. Wie ungerecht würde ich also gegen mein Vaterland handeln, wenn ich ein Amt zu übernehmen mich erfrechen sollte, dem ich mich nicht gewachsen sehe? Ich glaube wirklich, sie scherzen mit mir, bester Lucillus. Küssen sie dem Papa und der Frau Mama statt meiner die Hand, und sagen ihnen, daß wie ich für den besten Sohn, also für sie als die besten Aeltern zu leben und zu sterben wünsche

treugehorsamst ergebenster
Knecht Eusebius.

Ich kenne den Eusebius, sagte Lucillus, da er diesen Brief durchlesen hatte. Er will für seine Verdienste keine Belohnung haben, und eben seine Ausflüchte sind die stärkesten Proben, daß er der würdigste Verwandte unsres Hauses und Besitzer dieses Dienstes sey. Wir wollen ihm das fürstliche Decret auswirken, selbes dem Grafen zuschicken, mit der Bitte, daß er ihn zur Annehmung des Dienstes anhalte, weil wir ihn zu einem nähern Verwandten unsres Hauses erwählet haben.

Das fürstliche Decrect wurde ausgewirket, selbes mit der nachdrücklichsten Bitte der Aeltern von Lucillus dem Grafen zugeschickt. Der Graf selbsten hielt diesen Antrag des Dienstes, und der Schwester des Lucillus für den Eusebius vortheilhaft, wenn es ihn schon hart dünkete, ihn von seinen jungen Grafen (die ihn zärtlichst liebten) zu entlassen. Er überreichte dem Eusebius die Briefe des Lucillus, er wußte sich aber so demüthig zu entschuldigen, und sich die Gnade, die jungen Grafen in fremde Länder zu begleiten, so angelegentlich auszubitten, daß der Graf sich gezwungen sah, bey dem Lucillus und seinen würdigen Aeltern diese für den Eusebius bestimmte Wohlthat noch auf eine Zeit zu verbitten. Die Worte des Eusebius, daß dieser Antrag eine Frucht der Dankbarkeit des Lucillus sey, er aber erst durch würdige Bemühungen eines Brodes sich wollte verdient machen, gefielen dem Grafen sowohl, daß er von den Gesinnungen des Eusebius recht hohe Gedanken schöpfete. Lucillus und seine Aeltern konnten die Entschließung des Eusebius nicht genug bewundern, und es schmerzte sie recht empfindlich, da sie durch wiederhohlte Schreiben und Antworten endlich von dem Grafen vernahmen, daß Eusebius wirklich mit den jungen

Grafen nach Frankreich aufgebrochen (denn er hatte auf die erst nach einem Jahre festgesetzte Reise gedrungen und auch erhalten) um von da durch Spanien nach Italien, und von Italien durch Deutschland und Niederland, Holland, Engelland, und zurück durch die nordischen Höfe nach W.. zurückzukehren. Lucillus und seine geliebten Aeltern sahen, daß Eusebius ihre ganze Hoffnung zum Theil vereitelt, sie sahen aber seine gefaßten Maaßregeln so vernünftig und erhaben, daß sie selbige mehr bewundern als tadeln konnten. Eusebius schrieb aus Frankreich an den Lucillus, und wiederhohlte seine Dankbarkeit und Entschuldigung, und bath um nichts als seine Freundschaft, und dieses wiederhohlte er aus allen Ländern, die er in vier Jahren auf seiner Reise mit den jungen Grafen durchwanderte. In dem vierten Jahre seiner Reise gieng er durch M... wo sein bester Freund Lucillus wohnte; unverhofft überfiel er ihn an dem Abende, Lucillus konnte sich vor Freuden nicht fassen, und er kennete wirklich den Eusebius nicht mehr, der zu einem Manne erwachsen war, der Länder hätte regieren können. Lucillus schwur, in acht Tagen sollte er nicht aus den Mauren seiner Stadt kommen, er both noch selben Abend allen Kräften auf, den Eusebius wür-

dig zu bewirthen. Was denken sie, Freund, sagte Eusebius zu dem Lucillus, ich soll meine müde Grafen in dem Gasthofe auf mich warten lassen? Das kann nicht seyn. Eusebius, rief der entzückte Lucillus, ich werde ja auch noch Grafen bewirthen können? Lucillus, es kann nicht seyn, antwortete Eusebius, die Grafen sind müde, das Essen ist bestellt, sind sie mein Freund, so begleiten sie mich zu meinen Grafen. Lucillus konnte der artigen Höflichkeit des Eusebius nicht widerstehen, taumelnd vor Freuden (denn er wußte nicht wie ihm geschah) begleitete er den Eusebius in den Gasthof, immer in der Meynung, er würde den Eusebius mit seinen Grafen in seinen Amtshof mit zurück führen; aber der Abend wurde so vergnügt hingebracht, daß Lucillus nicht einmal wußte, wie ihm geschah, da die Bediente meldeten es sey angespannt. Eusebius umarmete seinen erstaunten Lucillus, setzte sich mit seinen zween Grafen in den Wagen, flog davon, und ließ den Lucillus eine Stunde wie eine Säule unbeweglich an dem Thore des Gasthofes stehen. So habe ich doch diesem eigensinnigen Manne, sagte der zu sich kommende Lucillus zu sich selbsten, in meinem Leben nichts Gutes und Dankbares erweisen können, und so gieng er theils betrübt,

heils erfreut nach Hause, denn es war frühe Morgens vier Uhr.

Eusebius wurde mit seinen Grafen wie Raphael mit seinem Tobias zu W.. empfangen. Er wurde mit Lobsprüchen von allen Seiten überhäufet, weil man nicht entscheiden konnte, ob man die Grafen in dem Eusebius, oder den Eusebius in den Grafen bewundern müßte. Sie waren lauter Abdrücke erhabener Tugenden und Eigenschaften, die sie mit aus fremden Ländern gebracht. Der alte vor Freuden entzückte Graf war nichts als für die dankbare Versorgung eines so unvergleichlichen Hofmeisters besorget, er wollte ihn an dem K. K. Hofe anpreisen, aber sein Ruhm war schon dahin geflogen, und da er ihn zu Gnaden empfehlen wollte, wurde ihm zur Antwort ertheilet, daß schon für den Eusebius das Hofraths Decret in der Kanzley ausgefertiget liege. Der dankbare Graf war demnach dahin bedacht, dem neuen Hofrathe eine ansehnliche und reiche Gemahlinn auszuwählen, und da er die Wahl getroffen, und selbe dem Eusebius geoffenbaret, antwortete dieser: Ich bedaure, daß ich schon vor meinen Reisen einem würdigen Frauenzimmer meine Hand verschenket. Der Graf, der die Schritte des

Eusebius alle für untadelhaft ansah, sagte nichts, als daß er es bedaure, daß er zu spät gekommen. Indessen hatte dieses Eusebius an den Lucillus geschrieben:

Wertheſter Lucillus!

Ich habe vergessen dich zu fragen, ob auch meine Braut noch lebe, ob sie ihre Hand indessen keinem andern verschenket habe. Ihre Majestät haben mich in meiner Ankunft zu ihrem Hofrathe erkläret. Nun kann ich vieleicht dein Bruder werden, wenn die K. Titel die Lumpen meiner armen Aeltern zudecken können. Ich wünsche mir diese Ehre, und zwar nur wegen dir, um mit größerem Rechte mich deinen Freund zu nennen. Du hast mir zum Heirathgute die Hälfte deiner Güter angetragen; du wirst wissen, daß es niederträchtig für einen K. Rath wäre, wenn er seine Gemahlinn mit fremden Gütern ernähren müßte. Ich habe so vieles ersparet, daß ich mich mit deiner Schwester standesmäßig aufführen kann. Mag sie mich (denn daß ich sie will, ist dieser Brief und der Einschluß an sie Bürge dafür, und bist du und deine Mama zufrieden, denn deines verblichenen Papa Einwilligung hatte ich ehemals)

mals) so habe die Gnade für mich, und führe sie hieher nach W.., zu L.. kommen wir zusammen, wo auch die Trauung seyn soll; denn weiter zu gehen, lassen mir meine Geschäffte nicht zu. Mache mir die Freude, daß ich dich bald Bruder nennen dörfe, da ich itzt noch bin

dein aufrichtiger Diener.

PS. Die Kleinigkeiten, die beyfolgen, sind Raritäten, die ich für dich in fremden Ländern gesammelt habe. Das Kistgen ist ein Merkmaal an deine Fräule Schwester, daß ich sie zu einer Gemahlinn wünsche.

Briefe und Paquete wurden durch einen Expressen an den Lucillus abgeschicket; er erstaunete über den Großmuth seines Freundes, den er in dem Briefe und in den kostbaren Geschenken erblickte. Er flog mit seiner Mama und Schwester nach L.. von da schickte er eine Staffette nach W. um seinem Freunde seine Ankunft und Erwartung zu melden; ungesäumt war er mit der Erlaubniß des Hofes da, der Graf, seine Familie, die Güter da hatten, und eine zahlreiche Folge der Verwandten des Grafens begleiteten den Eusebius

dahin. Lucillus konnte sich nicht fassen über die Ehre, die durch diese Heirath seinem Hause geschah. Auf dem prächtigsten Gute des Grafens wurde die Ehe geschlossen, und Lucillus beklagte nichts mehr, als daß er nicht einmal die Kosten der Heirath zu tragen würdig geachtet werde. Seine Güter, die er als einen Erbtheil seiner Schwester und als ein Geschenk eines Bruders anboth, wurden verworfen, er mußte mit seiner Mama nach W. Vier Wochen wurden in Vergnügen und Freuden zugebracht, die Mama mußte zurück bleiben, und Lucillus mit dem Versprechen endlich entlassen, daß man ihm bessere Dienste zu W. wollte verschaffen. Es dauerte auch kein halbes Jahr, da Eusebius als Gesandter nach Italien verschickt wurde, und vor seiner Abreise Lucillus an seine Stelle als Hofrath von dem K. K. Hofe auf Bitte des Eusebius berufen. Lucillus ist noch Hofrath, aber Eusebius ist in Frankreich außerordentlicher Gesandter, dieses wird genug seyn, seine hohe Gaben zu rühmen.

Aber wie alt, werden sie fragen, Mademoiselle, ist die Schwester des Lucillus geworden, bis sie mit Eusebius vermählet wurde, da sie schon vor vier Jahren ihm zu einer Braut bestimmet war?

Ich muß es mit wenigen Worten beantworten, denn dieser Brief wäre bald ein Buch geworden; 21 Jahre war sie alt, da sie mit dem Eusebius verbunden wurde, denn in dem 17ten Jahre ihres Alters bestimmete sie schon Lucillus seinem Freunde zur Braut.

Noch drey Anmerkungen, hernach schließe ich, Fräule Marianna, möchte sonst für einen so langen Brief gedoppelten Bothenlohn fordern. Wie schön kleidet die Uneigennützigkeit einen Freund, und wie reizend ist das weiße Kleid eines Freundes, wenn es keine Flecken des Eigennutzens besudeln! Mit der Kindheit ist dieses schöne Kleid an dem Eusebius aufgewachsen. Er verschenkte die Naschwaaren, die ihm die Mama des Lucillus aufdrang. Vieleicht merkte schon sein kleiner Geist, daß es eigennützige Geschenke der Mama waren, die sie ihm nur wegen dem Lucillus gab, weil ihn Lucillus zu seiner Gesellschaft gewählet hatte. Ich werde in diesem Gedanken gestärket, da Eusebius lieber mit dem trocknen Brode seiner armen Aeltern, als mit den wohl zubereiteten Speisen des Lucillus sich sättigen wollte. Vieleicht sah er noch als ein Kind ein, daß man ihn zu dem Mittagessen des Lucillus nicht würde

einladen, wenn er nicht dem Lucillus zu einem Zeitvertreibe dienen sollte. O daß doch auch gestandene Männer diese uneigennützigen Gedanken eines Kindes besäßen! sie würden ihre Gastgelage, zu welchen sie ihre Freunde einladen, nicht eines so hohen Preises achten, daß sie meynen, sie hätten alle Freundschaftspflichten erfüllet, wenn sie ihren Freund zu einem Mittagessen einladen, und öfters demselben mehr Ungemächlichkeiten als Ehre verursachen. Würde er nicht fürchten, daß ihm die Entschuldigung zu einer Verachtung oder zu einem eigensinnigen Stolze würde ausgeleget; ich wollte wetten, sein Käse und Brod schmeckete ihm besser zu Hause bey seiner kalten Küche, als die gewürztesten Speisen an einer langen Tafel, wo man mit Verbeugungen und Danksagungen die eingebildete Wohlthat des Gastwirthes hundertfach bezahlen muß. Und besonders wenn der Gastwirth so unbescheiden ist, zu seinem Tische Leute einzuladen, die seinem Freunde mehr zur Last und zum Misvergnügen, als seine ganze Ehre zur Aufmunterung und zum Vergnügen seyn kann. Wenn die Staatsregel in der Gastwirthschaft Platz hat, wo es heißt, man kann zehn Mücken mit einer Patsche schlagen, sind die Eingeladene keine Schmarozer oder Hungerleider,

glaubet gewiß, daß die Freygebigkeit des Wirthes bey seinen Gästen wenigen oder gar keinen Dank verdiene. Und wenn der Freund, den eingeladenen Freund meyne ich, nicht eigennützig, und es ihm nicht um eine Mittagsuppe zu thun ist, glaubet es sicherlich, er wird sich für diese Ehre bedanken, und der handelt nicht freundschaftlich, der ihm seine Entschuldigung verdenket, oder gar für einen Freundschaftsbruch ausleget. Sind sie aufrichtige Freunde zusammen, so werden sie die Thorheiten der Welt außer Augen setzen: sie werden die Einladung und die Erscheinungspflicht nicht nach dem Maaße der Grillenfänger abmessen. Nein, der Freund wird ungeladen erscheinen, und alsdann wird er der angenehmste Gast seyn, weil er verlieb wird nehmen, wenn ihm sein Freund ungeschmalzene Bohnen und Wasser wird vorsetzen; und sie werden ihm besser als Fasanen und Rebhühner an gezwungenen Tafeln schmecken; wird er aber eingeladen, und merket, daß es Ceremonien der Tischfreunde sind, so wird er mit Misvergnügen erscheinen und hungerig, oder doch nicht freundschaftsatt nach Hause zurückkehren. O wie wohlgeschmack sind die Gastgelage, und sollten die Trachten nichts als Brod und Kohl seyn, wenn die Freundschaft vorleget,

und einschenket. So lang der Gast mit den Speisen seines Freundes nicht zufrieden, oder der Wirth die Entschuldigung seines eingeladenen aber ausbleibenden Freundes übel deutet, so geben sich beyde bloß, daß sie Maulfreunde seyn. O daß sie doch von dem kleinen Eusebius lerneten, wiederhohle ich, lieber an ihrem magern Tische Brod, als an eigennützigen Tischen niedliche Speisen zu essen.

Schier sollte es scheinen, Eusebius habe seine Uneigennützigkeit zu hoch treiben wollen, da er lieber ein Bedienter, als ein Mitgefährte des Lucillus auf hohen Schulen wollen abgeben. Ich will andere also urtheilen lassen, ich sehe die Zärtlichkeit des freundschaftlichen Herzens des Eusebius besser ein. Einem Freunde ist es ergetzlich, einen Diener seines Freundes abzugeben, tragen doch Leute von Alter und Verdiensten kein Bedenken, Sklavenfesseln zu tragen, und sich als Knechte um eine schnöde Gunst eines Großen zu beugen, in welcher Leibeigenschaft sie weder die Süßigkeit der Freundschaft, noch das Vergnügen der Liebe ko sten. Aber daß Eusebius nicht einmal das Geschenk oder vielmehr seinen verdienten Lohn bey der Abtretung seines Dienstes angenommen, und

auch so gar seinen Dienerrock dem Lucillus zurückgeschicket, dieses würde ich für eine übertriebene Uneigennützigkeit ansehen, wenn ich nicht wüßte, daß das Herz des Eusebius rein und ohne Häucheley gewesen. Er wußte, daß Lucillus, den er noch immer als einen Freund liebete, wenn er schon ihn nicht mehr als Herrn bedienen sollte, sein Geld bey seiner Verschwendung nothwendiger brauchte, als er selbsten. Der Dienerrock dienete ihm zu nichts mehr, und er glaubte, er gehöre keinem andern als dem Lucillus, der selben seinem neuen Bedienten geben könnte, weil er seine Umstände genau einsah. Andere hätten es für eine Verachtung, oder einen Spott ansehen können, aber Lucillus hätte nur bedenken können, daß selben Eusebius sein Freund schickete, dessen Herz er keiner Niederträchtigkeit fähig wußte, so würde er die Klugheit seines Bedienten mehr haben loben als verachten können. In dem Garten, in dem Gefängnisse, und hernach hat Eusebius alles gethan, was ein Freund dem andern in solchen Fällen zu leisten schuldig ist. Er hat ihn durch seine Fürbitte und die Vermittlung seines Grafens in Freyheit gesetzet, er hat das nöthige Geld geborget, und mit selbem ihn von der Strafe befreyet; Lucillus Vater mußte es freylich ersetzen, wäre es

dem Eusebius eigen gewesen, würde er es zurückgeforderet haben? Dieses sieht gewißlich seiner Uneigennützigkeit nicht gleich. Daß er die angebothene Stadtvogtey und mit selbiger die Hand der Schwester seines Freundes ausgeschlagen, und von niemand hierzu konnte beredet werden, konnten wir von seiner großmüthigen und lehrbegierigen Seele was anders erwarten? Er sah den Antrag für ein Werk einer mit einem geheimen Eigennutzen verbundenen Freundschaft an, der er entweder keine Beständigkeit zutrauete, oder zu seiner Zeit den Vorwurf befürchtete, (und sind solche Vorwürfe Meerwunder unsrer Zeiten?) Lucillus habe ihn zu einem Manne gemacht, ihm zu einem Dienste, zu einer Frau und zu Reichthümern geholfen: und vieleicht glaubte er, er würde ein stummer Sklav eines Weibes werden müssen, die ihm vorrücken können, er wäre weder ihres Gleichens, noch ihrer werth gewesen. Ich will es gelten lassen, daß wohl drey Duzend junge Stutzer sich glückselig gehalten, und mit zwoen Händen würden zugegriffen haben, die Tochter eines so ansehnlichen Beamtens, einen so ansehnlichen und einträglichen Dienst, die Hälfte eines so reichen Vermögens zu erschnappen, und ich könnte sie alle nicht anders als eigennützige Leute

betrach-

betrachten. Es ist wahr, die verschmähte Schwester des Lucillus hat Eusebius doch noch endlich zu seiner Gemahlinn gewählet, und werden sie vieleicht, Mademoiselle, und vieleicht noch ein Duzend ihres Gleichen gedenken, wir würden uns besonnen haben, einem solchen Verächter eine Hand zu reichen, die er so bettelstolz anfänglich von sich gestoßen hat. Verzeihen sie mir, die Strenge des Geschmackes oder Eckels des Frauenzimmers kann ich nicht beurtheilen, aber dieses kann ich ihnen betheuren, daß Eusebius sich dazumalen wirklich für unwürdig schätzete, ein Gemahl eines so belebten Frauenzimmers zu seyn; er hatte also damalen nicht den Gedanken, sie zu verachten, noch machte er sich die Hoffnung, sie jemals zu erlangen. Er hätte es auch hernach in seinem Ehrenstande nicht gewagt, sie zu seiner Gemahlinn zu begehren, wenn er nicht hierdurch dem Lucillus hätte wollen zu erkennen geben, daß er sein Band der Freundschaft wünschte enger zu knüpfen, wenn es möglich wäre. Noch dazumalen, da er seinen Freund auf der Durchreise besuchete, hatte er diesen Gedanken nicht, würde er sonst nicht verlangt haben, seine für sich bestimmte Braut zu sehen? Er hat es nicht verlangt, er hat nicht einmal eine Nachtsuppe mit seinem

Freunde

Freunde genießen wollen; nein er sollte sie mit ihm einnehmen, damit ihm sein Freund Lucillus, den er einmal eigennützig gekennet, und erfahren, keine andere Vorwürfe als der Freundschaft machen könnte. Andere mögen immer gedenken: Eusebius habe selbigen Abend mit seinen Grafen nicht bey dem Lucillus zu Abend speisen wollen, weil er gefürchtet, die Augen eines Frauenzimmers zu sehen, die ihn seiner Verschmähung bestrafen können. Ich weis es besser, Eusebius dachte dazumalen nicht an die Schwester des Lucillus, sondern um seine festgesetzte Reise nicht zu verhindern, nahm er den Lucillus mit sich in den Gasthof. Wie großmüthig war endlich Eusebius, da er sogleich sein Glück mit seinem Freunde wollte theilen? Sein Glück sage ich, denn von dem Glücke seines Freundes verlangte er nichts, nicht aus einem Stolze oder Hochmuth, nein, aus einem wahren Großmuth, von dem seine ganze Seele belebet war. Die Folgen haben es gegeben, die Geschenke haben es bewiesen, und sein ganzes Aufführen hat der Nachwelt ein Beyspiel gegeben, daß man nichts mehr als die Uneigennützigkeit ehren, lieben und ausüben soll. Wie aber der Freundschaft nichts gefährlicher als die Eigennützigkeit zeitlicher Güter, also kleidet auch einen Freund nichts schöner als

die

die Uneigennützigkeit derselben. Auch ächte Freundschaften werden zu Zeiten von diesem gemeinen Laster beflecket, wie viel Lob verdienet demnach der Freund, der von selbem so weit als Eusebius entfernet ist.

Meine Anmerkungen sind lang geworden, mein Schluß muß demnach desto kürzer seyn. Die Hoffnung, bald mehr zu schreiben, mäßiget meine Begierden, noch recht vieles zu schreiben; würde aber auch das Viele was anders seyn, als daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

... den 21 Julius 1762.

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr!

Wissen sie was? Ich will ihnen gar keine Ausstellung mehr an ihren Briefen machen, oder doch gewißlich nicht mehr schriftlich. Haben sie nicht einen Lärmen über meine kurzen Fragen angefangen, und haben sie mir nicht so viel Zeuges zu antworten gewußt, daß ich schier sollte auf die Gedanken fallen, sie müßten ein niemal

abzu-

abzufertigendes Zankeisen seyn. Ihre Briefe sollen Briefe der Freundschaft seyn, verzeihen sie mir, zänkische, feindselige, kriegerische Briefe sind es. Sie sind mit ihren Briefen Schuld daran, daß der Papa auf mich bös geworden, und ich einen ganzen Tag in meinem Zimmer getrotzet. Ich will es ihnen nur gestehen, ihre Briefe, ihre Schreibart, ihren Zankgeist habe ich gescholten, der Papa muß ein rechter guter Freund von ihnen seyn, daß er sich sogleich ihrer angenommen, mir unrecht gegeben, und daß ich meinen Rechtshandel gegen sie mit Beweisthümern und Beylagen von ihren eigenen Briefen ausführen wollen, hat er mich ein unnützes Mägdchen geheißen; damit sie es wissen, ich habe geweinet, ja in meinem verschlossenen Zimmer habe ich eine Stunde lang meine Augen über diesen Ausdruck des Papa roth geweinet, und damit kam ich um den Coffee. An allem diesem Unglücke war ihr Brief Schuld. Und ich soll noch ein Wort über ihre Briefe schreiben? Thäte ich es, ich weis, sie würden ein neues Feuer anschüren, und anstatt, daß wir Freunde würden, wie ich gehoffet, würden wir unversöhnliche Feinde werden. Lohrgen, das naseweise Lohrgen, sollte mich zum Coffee rufen, sie sah meine rothe Augen, und mein

weißes Tuch naß, zum Auswinden naß, und zugleich ihre Briefe auf dem Fußboden (denn ich will es ihnen nur gestehen, aus Eifer hatte ich sie hingeworfen) so sagte das alberne vorwitzige Mägdle, das müssen herzbrechende Worte in dem Briefe seyn, die sie weinen machen, gnädige Fräule! Es war gut, daß sie die Thüre suchte, da ich indessen aufstund: meine Stickrahme hätte sie gewiß an dem Kopfe gehabt. Ich trotzete selbigen ganzen Tag, und erst den andern Morgen suchte ich ihre Briefe wiederum zusammen. Ich tröstete mich, da ich sie ausgelesen hatte. Der gute Mann, sagte ich zu mir selbsten, will die Freundschaft ohne Liebe haben, ist es Wunder, wenn er so stoisch in den Tag hinein schreibt, und noch darzu so dreist meine Einwürfe beantwortet? Dieses war endlich mein Schluß: „ Predige du „ nur von der Freundschaft, was und so lang „ du willst, Liebe ist so etwas, das gewißlich „ darbey seyn muß, wenn die Freundschaft wahr, „ ächt und freundschaftlich seyn soll. Oder soll „ ich es nicht Liebe nennen, so muß ich es doch „ eine zärtliche Neigung nennen, welches das annehmliche und das köstliche in der Freundschaft „ ausmacht. Sie müssen es eingestehen, und

„ in

„ in ihrer Sittenlehre haben sie es oft eingestan-
„ den: Vernunft hin, Tugend her, die Perso-
„ nen müssen uns auch anstehen, die Natur be-
„ hält ihren Lauf. Unsre Herzen sind eigensinnig
„ in der Liebe eines Dinges, und in dem Abscheue
„ desselben; die Vernunft mag sich noch so ge-
„ bietherisch dargegen auflehnen.„ So habe ich gedacht, und so habe ich gesagt, und da ich nun geglaubt, ich habe durch diesen Schluß alle ihre Antworten, Tadelungen hätte ich sie nennen sollen, über den Haufen geworfen, bin ich wie-derum in der Gesellschaft so vergnügt und so auf-geräumt erschienen, als wäre ich es nimmermehr gewesen, die den Tag vorher so getrolzet hatte. Ist es nicht wahr, ich bin doch ein aufrichtiges Mägd-chen, daß ich ihnen so offenherzig meine Fehler beichte. Ich weis es, oder ich bilde mir es doch ein, sie können kein Wort dargegen sagen. Ich will es ihnen auch nicht rathen, daß sie meinen Schluß misbilligen, oder meine Gründe verach-ten. Diesen einzigen Puncten will ich ihnen noch zu beantworten erlauben, und nimmermehr würde ich es ihnen erlauben, wenn ich nicht zum voraus wüßte, daß sie mir recht müssen geben. Ich will recht stolz auf diesen Sieg seyn. Und

wenn

wenn sie mir selben lassen, so sollen sie mein Freund seyn, und ich will mich allzeit unterschreiben ꝛc.

. . . den 22 Julius, 1762.

PS. Fräule Marianna bringt mir ihren Brief, da dieser schon geschlossen, ich habe ihn wiederum aufgerissen, und will diese Nachschrift beysetzen. Ich muß ihnen doch melden, wie Fräule Marianna mir mitgespielet. Antoniette, sagte sie, da sie mich kaum umarmet hatte, ich bringe dir ein Paquet Briefe, was giebst du mir Bothenlohn? Ich muß erst wissen, von wem sie sind, sagte ich, ehe ich den Bothenlohn bestimmen kann; von wem werden sie seyn, lachte das lose Mägdchen, von dem, dessen Briefe du am liebsten liesest. Was willst du denn haben, sagte ich, denn sie wollte die Briefe nicht hergeben, bis sie bezahlet wäre. Wenigst, sagte sie, mußt du mir diese Dose geben, und sie nahm meine beste Dose von dem Toilet hinweg, steckte sie ein, und gab mir ihren Brief. Das Mägdchen wird ja keine Närrinn seyn, und meine Dose behalten; ihre Briefe sind mir lieb, aber doch mehr meine Dose. Doch will ich den Brief erst lesen, und hernach sagen, was sie für einen Bothenlohn verdiente. Der Both will fort. Leben sie wohl.

Der vierzehnte Brief.

Gnädige Fräule!

Schön gesprochen: ihre Briefe sind mir lieb, aber doch mehr meine Dose: noch schöner gesprochen: wenn sie mir den Sieg lassen, so sollen sie mein Freund seyn. Also wenn ich ihnen den Sieg nicht lasse, so wollen sie meine Freundinn nicht seyn? Soll ich häucheln, gnädige Fräule? Nur das nicht, ich würde nimmermehr den Namen eines Freundes verdienen. Ich will doch sehen, wie ich mich dieser Gefahr entziehe.

O wie bedaure ich es, daß sie wegen meinen Briefen sich einen Verdruß gemacht. Doch sie haben sich solchen selbsten gemacht. Der Herr Papa war gewiß nicht Schuld daran. Er liebet sie, sehr liebet er sie, ich weis es; er scherzet nur gern mit ihnen, und wie vielen Stoff haben sie ihm gegeben, seinen Scherz auf das höchste zu treiben? Weinen? Wie? sie haben geweinet? Ich glaube es nicht, sie sind zu großmüthig darzu. Und sie haben einen ganzen Tag getrotzet? Das wollen sie mich so weiß machen, um zu hören,

was

was ich darzu sage. Sie können keinen Augenblick trotzen. Wer weis, was das lose Lohrgen gesprochen, daß sie ihr mit der Stickrahme den Mund stopfen wollen. Aber der Schluß gefällt mir recht wohl, und da sie mir diesen zu beantworten erlauben, wollen wir selben stückweise zergliedern und seine Stärke prüfen. Fürchten sie sich aber nicht; sie sollen des Sieges versicheret seyn, und ich will mit solcher Behutsamkeit zu Werke gehen, daß sie mit dem Papa weder mehr zu zerfallen, weder mehr zu weinen, noch zu trotzen sollen Ursache haben. Sie sagen: ich soll so lang von der Freundschaft predigen, als ich wolle. Liebe sey so etwas, das gewißlich darbey seyn müsse, wenn sie wahr, ächt und freundschaftlich seyn soll. Mademoiselle! Habe ich jemal diesen Satz geläugnet? Sie wissen, daß Freund in dem Lateinischen Amicus, in dem Französischen Ami heiße, und sie wissen auch, daß beyde Wörter ihren Ursprung von den Wörtern amo und j'aime, d. i.: Ich liebe, haben, und ich gebe ungefragt zu, daß Freunde einander lieben, und wahrhaft und verträulich sich lieben müssen. Ja ich habe selbsten ihnen schon mehr eingeräumet, daß die Liebe eine Tochter der Freundschaft sey. Ich bin nie-

mal so finster gewesen, und ich habe auch niemal so eremitenmäßig, oder menschengehässig gedacht, daß es den Menschen seinen Mitmenschen zu lieben nicht erlaubet sey. Ich halte es für eine große Häucheley, wenn man das Wort Liebe aus dem Herzen eines tugendhaften Menschen verbannen will. Die Liebe ist das erste Gesetz der Natur, Gottes, und des Evangeliums. Nicht deßwegen, weil man so wenig Liebe heute zu Tage unter den Menschen antrifft, muß man auch das Wort Liebe zu verbannen sich Mühe geben. Der Sohn Gottes, der unser wahres Muster der Vollkommenheit ist, rühmte sich der Freundschaft und der Liebe: und seine Liebe war nicht verborgen, sie war so offenherzig und so kenntlich gegen seine Freunde, daß sie andre nicht nur merken, sondern auch ihm nachrühmen dörfen. Da Lazarus der Freund Jesu gestorben, sagte der Weltheiland zu den Seinigen: **Unser Freund schläft, wir gehen hin ihn aufzuwecken.** Er geht wirklich dahin, er findet ihn schon unter dem Leichensteine, er weinet: Sehet die Thränen der Liebe, sagten die Umstehende. Als wollten sie sagen, er muß den Lazarus seinen Freund sehr geliebet haben, daß er Thränen über ihn vergießt. Er nennet also den Lazarus seinen Freund, und zum Zeugnisse seiner gegen ihn tragenden

Liebe vergießet er Thränen. Gott hat also, da er auf Erden wandelte, die Freundschaft, und auch in der Freundschaft die Liebe geheiliget. Wer wird zweifeln, daß der Sohn Gottes alle Apostel geliebet? Wer kann aber auch läugnen, daß er einige mehr als andere geliebet? Er liebte den Johannes, und zärtlich liebte er ihn, er ließ ihn so gar auf seiner Brust schlafen, könnte ein deutlicheres Merkmaal der Liebe seyn? Und kennten nicht alle Jünger diese Liebe? Nennten sie ihn nicht selbsten den geliebten Jünger? Waren sie nicht eifersüchtig auf diese zärtliche Liebe? Fragte nicht Petrus aus Eifersucht, was es mit Johannes werden würde? Freundschaft und Liebe sind also keine Neigungen, die zwischen und unter den Menschen tadelhaft oder sträflich könnten genennet werden. Ja, Mademoiselle! ich will ihnen noch mehr einräumen, welches sie doch vieleicht unter ihrer Predigt verstehen, und mir zur Last legen, als wollte ich Freundschaft und Liebe zwischen dem verschiedenen Geschlechte misbilligen, und als eine sündige oder doch verdächtige Leidenschaft verschreyen. Verzeihen sie mir, Mademoiselle, wenn es schon dergleichen Häuchler giebt, die eine jede Freundschaft oder Bekanntschaft unter verschiedenem Geschlechte einer ver-

dächtigen Verträulichkeit beschuldigen, so bin ich doch nicht so streng und finster, ihrem Urtheile beyzupflichten; denn ich weis, daß auch der Heiligste der Heiligen das andere Geschlecht von seiner Freundschaft nicht ausgeschlossen, weder allen ihren Umgang geflohen, noch ihre Liebe bestrafet, weder seine eigene Liebe demselben verborgen. Martha und Magdalena waren seine Freundinnen, er besuchte sie mehrmalen, und ließ sich von ihnen bewirthen. Er duldete in seinem Gefolge die heiligen Frauen, und er tadelte den heiligen Dienst nicht, den sie ihm und seinen Jüngern auf seinen Reisen erzeigeten. Er stieß die liebende Maria nicht von seinen Füßen, da sie selbe mit ihren Thränen benetzete, mit tausend Küssen umfassete, und mit ihren eigenen Haaren abtrocknete. Es ist wahr, seine Liebe war eine göttliche Liebe, aber nicht alle, die mit ihm zu Tische lagen, kenneten die Gottheit dieser Liebe und Freundschaft. Sie hatten nicht alle das Licht des Glaubens, vermög dessen sie seine Gottheit sahen, sie hielten ihn für einen großen Propheten, für einen Menschen, dessen Heiligkeit und Tugend die vollkommenste wäre, und er scheuete sich keinesweges die Liebe der Maria und die Freundschaft der Martha vor ihren Augen anzunehmen, weil er vieleicht

hierdurch belehren wollen, daß auch die Freundschaft und Liebe des andern Geschlechts könne tugendhaft und rein seyn. Und so lang sie also seyn wird, ich habe es mehrmahlen gesagt, und ich wiederhohle es, ist sie nicht nur erlaubt, sondern auch ruhmwürdig: ich gebe noch mehr zu, die Freundschaft zwischen verschiedenem Geschlechte forderet, oder zieht doch nothwendig eine Liebe nach sich, bleibet diese Liebe in den Gränzen der Freundschaft und Tugend, so wird sie die Vollkommenheit der Freundschaft ausmachen; sie wird zwey Herzen mit einer Süßigkeit anfüllen, die den Vorgeschmack des Himmels, das ist, einer wahren Glückseligkeit auf Erden zu kosten giebt. Aber nicht umsonst habe ich gesagt, sie müsse in den Gränzen der Tugend bleiben; den in selbem Augenblicke, wo sie auf einer oder der andern Seite zu einer Leidenschaft ausschweifet, so ist sie verdächtig, und wenn sie noch nicht sündhaft ist, so kann sie es doch bald und sehr bald werden: und deßwegen bleibe ich bey meinem Ausspruche, daß Freundschaft und Liebe, derer Mutter die Tugend ist, zwischen verschiedenem Geschlechte ein seltener Sonnenvogel, nicht aber, daß es eine unmögliche Sache sey. Solche verdächtige Liebe verräth sich von sich selbsten. Wenn sie mit dem

Alter und der Veränderung der Schönheit, Gestalt oder andern Vorzügen des einen Theiles verwelket und abnimmt, so ist es ein offenbares Zeugniß, daß die Freundschaft eine Leidenschaft, und keine Tugend gewesen, und wie viele Freundschaften zwischen verschiedenem Geschlechte sind also beschaffen? Und wie manche Freundschaft unter selbem ist nichts als diese verdächtige Liebe? Läugnen können sie diese Frage nicht, gestehen sie es aber ein, so können sie also sich selbsten diesen ersten Satz beantworten. Wir wollen also zu dem andern vorschreiten. Oder soll ich es nicht Liebe nennen, sagen sie, so muß es doch gewißlich eine zärtliche Neigung heißen, welches das annehmliche und das köstliche in der Freundschaft ausmacht. Gnädige Fräule! sie sollen es Liebe, sie sollen es zärtliche Neigung, oder wenn sie noch zärtere Ausdrücke zu finden wissen, so sollen sie jenes also nennen, was das köstliche, reizende, vergnügliche und angenehme in der Freundschaft ist. Werden sie aber einen Ausdruck finden, den ich nicht der Freundschaft schon eingeräumet, oder von ihr nicht schon geforderet habe? Ich habe die Freundschaft selbsten nichts anders genennet, als eine Uebereinstimmung zweyer oder mehrerer Herzen in

allen

allen ihren Sinnen und Gedanken, Worten und Werken. Es versteht sich von sich selbsten, in allem demjenigen was gut, tugendhaft, und rechtschaffen ist. Nun sagen sie mir, was ist die Liebe? Was ist die zärtliche Umarmung, Neigung oder wie sie die Wirkung und Proben der Freundschaft nennen wollen? Was sind diese alle? frage ich, sind sie was anders als eine Uebereinstimmung der Herzen, durch welche zwey Herzen nur eines, und jedes Herz das Herz seines Freundes selbsten wird? Diese Vereinigung, diese Verbindung, diese Verwandlung der Herzen ist das köstliche, das süsse, das angenehme, das reizende der Freundschaft; verstehen sie nun unter diesem Worte Liebe nichts als diese Wesenheit der Freundschaft, mit zwoen Händen gebe ich ihnen zu, daß die Liebe das angenehme, das köstliche der Freundschaft ist. Haben sie aber auch meine Worte gemerket, daß diese Vereinigung, diese Uebereinstimmung der Herzen, der Gedanken, der Sinnen, der Worte und Werke nur das Gute, das Tugendhafte, das Rechtschaffene müsse zu einem Gegenstande haben? Haben sie die Gütigkeit und messen ein paar Duzend Freundschaften junger Leute an diesem Maaßstabe ab, und sagen mir hernach, ob alle Liebe unter jungen Leuten

ächte, wahre und vollkommene Freundschaft sey? Getrauen sie sich dieses zu behaupten? Gewißlich nicht. Seyn sie demnach so gütig, und sagen selbsten, was für eine Liebe ich aus den heutigen Freundschaften will verbannet wissen, und was für eine Liebe ich in dem Gegentheile für heilig in den Freundschaften billige. Selinus liebet die Berilla, zärtlich liebet er sie. Berilla vertauschet ihren Aufputz mit dem Weihel. Selinus kann ihren Namen nicht mehr hören, ohne sie als eine Närrinn zu verachten, und als eine Beth-schwester zu hassen. War die Liebe des Selinus Freundschaft? Gewißlich nicht, sonst hätten sie die Bande der Gelübde in ihm zärtlicher gemacht. Danais liebet den Syphus, sie liebet ihn zärtlich. Syphus vermählet sich mit Colinna. Colinna wird die Vertrauteste der Danais, und da nach dreyßig Jahren Colinna stirbt, liebt Danais den Syphus noch wie in seiner blühenden Jugend, sie liebt ihn zärtlich, wie eine Mutter ihren Sohn, sie setzet die Kinder des Syphus zu ihren Erben ein, und liebt sie als ihre eigene. War diese Liebe der Danais nicht eine wahre Freundschaft? Die Probe hat es erwiesen. Syphus stirbt, wird zu der Aschen seiner Gemahlinn gelegt, und Danais will, daß ihre entseelte Gebeine zur Seite

des Syphus sollen geleget werden. Mademoiselle! Lassen sie immer Freunde einander lieben, auf das zärtlichste lieben, ich will es nicht tadeln; nein, loben will ich es, und dieses ist es eigentlich, was ich von Freunden fordere; aber sie sollen den Freund und die Freundinn, nicht aber was des Freundes ist, lieben; kurz: ihre Liebe soll nicht eigennützig seyn. So lauteten bishero meine Briefe, die sie Predigten zu nennen belieben. Aber weiter in dem Texte: Sie müssen es eingestehen, und in ihren Sittenlehren haben sie es oft eingestanden, Vernunft hin, Tugend her, die Personen müssen uns auch anstehen, die Natur behält ihren Lauf. Ich verstehe alle Worte, und ich räume sie auch alle ein. Aber sie müssen von meinem Eingeständnisse keinen übeln Gebrauch machen. Ich will alle diese Worte auf die Wagschaale legen, dieses soll ich in meinen Sittenlehren öfters eingestanden haben, Tugend hin, Vernunft her, oder umgewendet, die Personen müssen uns anstehen, sie wollen sagen, die wir lieben, oder mit denen wir wollen Freundschaft errichten. Eines Theiles sagen sie die Wahrheit; da sie aber diese allgemeine Wahrheit in einen besondern Fall zu ihren Absichten zerzerren, bleiben sie nicht

mehr meine Worte, noch meine Sittenlehren. Vernunft und Tugend sind zween Magnete, die unsre Herzen zur Liebe und Freundschaft reizen, und wenn sie in einer Person verbunden sind, ist ihre Kraft um so mächtiger, uns in das Band der Liebe oder Freundschaft zu verwickeln. Ich will sagen, Vernunft und Tugend sind das Gute, so uns zur Liebe und Freundschaft zieht. Aber Vernunft und Tugend in dieser oder jener Person haben nicht allzeit ebendieselbe Kraft, unsre Herzen zu reizen, zu ziehen und zu binden. Eine englische Vernunft, aber in einem stolzen und hochmüthigen Körper wird uns niemal zur Liebe reizen: eine vollkommene Tugend, aber mit einem strengen und ernsthaften Angesichte wird uns zwar zur Verwunderung und Hochschätzung verleiten, aber deßwegen noch keine Triebe der Freundschaft und Liebe erregen; oder wenn auch unser Herz solche Triebe fühlet, so wird uns eine gewisse Ehrfurcht abschrecken, unsre Neigung zu äußern, und kenntlich zu machen. Es gehören unzählige Umstände darzu, um eine Freundschaft in den Gang zu bringen. Bey einigen erleichtern selbe die erste Bekanntschaft: bey andern machen sie viele Nebendinge beschwerlich, die alle zu erzählen viel zu lang würde fallen. Sie haben es mit we-

nigen

nigen Worten sehr wohl ausgedrückt, daß es die Tugend und Vernunft nicht allein sind, die eine Freundschaft errichten, weil uns auch die Personen müssen anstehen, mit denen wir Freundschaft errichten wollen. Wie vieles aber wird zu dem erforderet, daß uns eine Person anstehe? Dieses brauche ich ihnen nicht zu erklären, denn sie, Mademoiselle, haben die Gelegenheit mit hunderten umzugehen; allein stehen ihnen unter den hunderten auch nur zehn an? Gewißlich nicht. Aber so bald ihnen eine ansteht, so bald sie freundschaftliche Neigung gegen selbe spüren, so bald sie Triebe der Liebe fühlen, was ist in dieser Person, so diese Neigungen verdienet? Sind es andere Dinge, als die Tugend und Vernunft, so halten sie die Liebe für verdächtig, und die Freundschaft von einer kurzen Dauer. Sie haben also nicht recht, daß sie so schlecht weg sagen: **Vernunft hin, Tugend her,** denn Vernunft und Tugend sind der edle Gegenstand einer wahren reinen Liebe und ächten Freundschaft. Sie haben aber auch recht, daß es die Tugend und Vernunft nicht allein sind, welche die Freundschaft und Liebe gebähren; denn die Personen müssen uns auch anstehen, die unsre Liebe und Freundschaft erbeuten wollen, Tugend und Vernunft für

sich allein wirken in unsren Herzen nichts als Verwunderung und Hochschätzung, treten aber auch andre Umstände und Vorzüge in den vernünftigen und tugendhaften Personen hinzu, so wird die Hochschätzung und Verwunderung zu einer Liebe und Freundschaft erwachsen. Die Tugend und Vernunft sind also die Mutter der Freundschaft und Liebe. Sie haben also zum Theil recht, und zum Theil unrecht, wenn sie so unumschränkt sagen: Vernunft hin, Tugend her, die Personen müssen uns auch anstehen; sie wollen sagen, die Personen müssen auch unsrer Liebe und Freundschaft würdig seyn, und sie müssen es nicht nur seyn, sondern sie müssen auch uns ihre Gegenliebe und ihre Gegenfreundschaft äußern, deßwegen setzen sie darzu: die Natur behält ihren Lauf. Die Natur, das ist, unsre Eigenschaften müssen so beschaffen seyn, daß sie mit andern übereinstimmen, oder die Eigenschaften der andern mit den unsrigen eine beyderseitige Zusammenstimmung haben: treffen die aufeinander, so wird bald Liebe und Freundschaft errichtet seyn. Nur das Eisen vereiniget sich mit dem Magnete, weil die Eigenschaften zusammenstimmen: die Freundschaft selbsten ist nichts anders als eine Uebereinstimmung, und die Theile müssen schon in beyden

Her-

Herzen und Gemüthsgaben so beschaffen seyn, daß man von ihnen sagen kann, sie stimmen überein. Diese Theile, diese Eigenschaften sind Gaben der Natur, also behält die Natur ihren Lauf in der Freundschaft; welche sind aber diese Eigenschaften, diese Natursgaben? Sind es andere als Vernunft und Tugend? so muß ich wiederum sagen, die Liebe wird nicht rein, und die Freundschaft nicht ächt seyn. Unsre Herzen sind eigensinnig in der Liebe und in der Verabscheuung eines Dinges, fahren sie weiter fort, die Vernunft mag sich noch so gebietherisch dargegen auflehnen. Diese Worte, ich muß es gestehen, kann ich nicht recht mit der Liebe und Freundschaft zusammen räumen, es wäre dann, daß ich selben einige Auslegung gäbe, die sie in ihrem ersten Begriffe auszudrücken nicht scheinen. Das Wort Eigensinn drücket so was niedriges aus, daß ich von selbem kaum einen guten Begriff schöpfen kann. Wollen sie sagen, unsre Herzen sind heickel, sie sind zärtlich in ihrer Liebe, sie lieben nicht gleich jeden Gegenstand, sondern sie wägen erst selben auf der Wagschaale der Vernunft an vielen Eigenschaften und Umständen ab, die zu einer wahren Liebe gehören, so reden sie schön und wohl, denn unsre Liebe und

Freundschaft muß nicht blind, sondern vernünftig seyn. Hatten sie diesen Verstand von dem Worte Eigensinn. Da sie diesen Schluß fasseten, so hatten sie einen lobwürdigen Begriff, allein die nachfolgenden Worte: Die Vernunft mag sich noch so gebietherisch dargegen auflehnen, gehören nicht darzu, denn die Vernunft muß der Liebe und Freundschaft gebiethen, wenn sie rein und ächt seyn soll. Wir können nichts lieben, als das Gute, und nichts verabscheuen als das Böse. Tausend Dinge stellen sich in der Gestalt des Guten dar, die doch vieleicht in der Wahrheit bös sind; und auch zum öftern stellen sich Dinge in der Gestalt des Bösen vor, die doch in sich vollkommen sind. Damit nun unser Herz nicht verführet werde, das Böse in der Gestalt des Guten zu lieben, und das Gute in der Maske des Bösen zu verabscheuen, wer kann nun unser Herz leiten? Wer kann selbem gebiethen, als die Vernunft? Als welcher allein die ächte Begriffe und die Unterscheidung derselben zukommen. Es ist sehr billig, daß wir in der Liebe und in dem Hasse einer Person heickel, behutsam, und gleichwohl ein wenig eigensinnig sind; damit wir nicht eine Person lieben, die unsre Fliehung verdienete, und auch keine Person fliehen, die unsre

Liebe verdienete. Was verdienet nun aber in einer Person unsre Liebe, und unsre Verabscheuung? Sie werden sagen, das Gute, wenn es wahrhaft gut ist, verdienet Liebe, und das Böse, wenn es von uns nicht selbsten erdichtet ist, verdienet Verabscheuung. Ganz wohl gesprochen. Was ist aber das Gute und Böse in einer Person? Sie können mir nicht läugnen, daß die Tugend einer Person das Gute, entgegen ihre Laster das Böse ist. Wer kann aber Tugend und Laster unterscheiden in einer Person? Wer anders als die Vernunft? Wenn nun die Vernunft unsrem Herzen eine Tugend zum Lieben, oder ein Laster zum Abscheu vorstellete, und unser Herz wollte eigensinnig seyn, und wollte die Tugend verabscheuen, und das Laster lieben, wäre dieses eine ächte Freundschaft, oder eine gerechte Feindschaft? Nein, werden sie sagen, folglich muß dieser Ausdruck abgeänderet werden, wenn sie sagen: **Unsre Herzen sind eigensinnig in der Liebe, und in der Verabscheuung eines Dinges, die Vernunft mag sich noch so gebietherisch dargegen auflehnen.** Denn, wenn die Vernunft der Tugend Liebe gebiethet (und sonst kann sie nichts zu lieben gebiethen, wenn sie nicht irrig und von Vorurtheilen verführet ist) und unser

Herz wollte eigensinnig seyn, und die Tugend gegen die Anrathung der Vernunft hassen; gestehen sie es mir, Mademoiselle, dieser Eigensinn wäre sträflich: weil dieser Haß ungerecht wäre. Und so in dem Gegentheile die Vernunft geböthe ein Laster zu verabscheuen, so eine Person unsrer Freundschaft unwürdig macht, und unser Herz wollte gegen den Rath und die Gesetze der Vernunft die Person lieben und mit ihr Freundschaft aufrichten, sagen sie, wäre diese Liebe gerecht? Diese Freundschaft edel? In Ewigkeit nicht, sie müssen also einen ganz andern Verstand unter diesen Worten verborgen haben. Vieleicht wollten sie also schreiben, unsre Herzen sind heickel in der Liebe und in der Verabscheuung eines Dinges, nur jenes lieben und jenes hassen wir, was uns eine ächte und gesunde Vernunft zu lieben und zu verabscheuen gebiethet; unsre Vernunft aber, können sie darzu setzen, hat Augen, sie wird uns nicht blindlings führen, sie wird erst nächst der Tugend und Vernunft die Eigenschaften einer Person ausspähen, ob auch selbe mit den unsrigen übereinstimmen: wird sie die Uebereinstimmung finden, so wird sie uns gebiethen, Liebe und Freundschaft zu äußern, und unser Herz wird sich mit Vergnügen der Vernunft unterwerfen. Und

so

so bald unser Herz das Gute, das ist, die Tugend und Vernunft mit den übrigen mit den unsrigen übereinstimmenden Eigenschaften in einer Person nach der Anweisung der Vernunft wahrnehmen wird, es wird Freundschaft fühlen: es wird den Freund lieben, und es wird ihn unzertrennlich zärtlich lieben, so lang es nämlich den Gegenstand, das Gute, das ist, die Tugend und die Vernunft in der geliebten Person antreffen wird. Die Freundschaft wird sich täglich mehr befestigen, und die Liebe, oder wie sie sagen, die zärtliche Neigung wird wachsen. Hat aber die Freundschaft einen andern Gegenstand als Tugend und Vernunft; so wird sie eine Leidenschaft seyn, die man Liebe nennet, und diese, aber nicht die Liebe der Tugend und der Vernunft, will ich aus der Freundschaft verbannet haben. Sie sind also irrig, wenn sie glauben, ich wolle die Freundschaft ohne Liebe haben, keineswegs, es wäre so viel als wenn ich das Feuer ohne Hitze wollte dichten, das wäre ein gemaltes Feuer, und die Freundschaft ohne Liebe wäre eine gemalte Freundschaft, die freylich unnütz ist. Ich billige, ja ich fordere Liebe zur Freundschaft, weil selbe die Wirkung der Freundschaft, wie die Hitze die Wirkung des Feuers ist; aber in diesem bleibe ich

unbeweglich, daß alle Liebe in der Freundschaft, die nicht Vernunft und Tugend zum Gegenstande hat, jene verdächtige und unächte Liebe ist, wie aller Haß, der nicht das Laster zum Gegenstande hat, ungerecht und sträflich ist. Wie nun die Freundschaft in dem verschiedenen Geschlechte nicht allzeit Tugend und Vernunft zum Gegenstande hat, also sage und schließe ich, daß die Freundschaft zwischen verschiedenem Geschlechte gefährlich sey. Ich sage nicht, daß sie unmöglich ist, sondern daß sie selten in den rechten Gränzen bleibet. Mademoiselle! prüfen sie sich selbsten, und sagen mir hernach, wem der Sieg gehöre, ihnen, wenn sie mich recht verstehen, mir, wenn sie mich unrecht verstehen wollen. Diese meine Antwort wird ihnen weder Thränen, noch Trotzen kosten, und auch dem Lohrgen nicht gefährlich seyn. Mäßigen sie ein wenig ihren Eifer, sonsten sage ich ihnen: sie sind ganz ein Frauenzimmer. Merken sie es, daß ich nicht schreibe, sie sind sonst ein ganzes Frauenzimmer.

Der Fräule Marianna sagen sie, sie soll ihnen die Dose wieder geben, denn mein Brief verdiente nicht einmal den Deckel, weniger die Dose zum Bothenlohne, und wenn sie einen fordere, so wollte

ich für die Zahlung stehen. Doch ihr Kinder werdet ohne meine Hofmeistersmienen einig werden.

Nun will ich zu meiner Auslegung des Kleides der Freundschaft fortschreiten. Weiß, schneeweiß muß es seyn, ein einziges Stäubgen einer unächten Liebe kann es verstellen; aber eine reine Liebe wird ihm einen Glanz, wie die Sonne dem weißen Schnee den Schimmer, zustraalen.

Das weiße Kleid des Jünglings ist nicht von feinem, sondern grobem oder schlechtem Zeuge. Warum dieses? Ich halte dafür, die Aegyptier haben mehr als eine Ursache gehabt, dem Jünglinge, der das Ebenbild der Freundschaft seyn soll, ein Kleid von einem schlechten und gemeinen Zeuge anzuziehen. Die Freundschaft muß der Liebe gleich seyn, von der Paulus sagt, daß sie wirksam sey. Die Freundschaft muß geduldig und mitleidig seyn, wie Paulus von der Liebe rühmet. Die Freundschaft blähet sich so wenig auf, als die Liebe, sie ist weder stolz, noch hochmüthig. Sie erträgt und leidet alles, wie Paulus abermal von der Liebe spricht. Und diese sehe ich alle als Vollkommenheiten der Freundschaft an, welche

die Aegyptier unter dem schlechten und gemeinen Zeuge des Kleides des Jünglinges verstehen wollen. Feine Zeuge, die aus Seiden oder Sammet gewirket, und mit Spitzen oder goldenen Dressen verbrämet sind, schicken sich nicht zur Arbeit. Es war gewißlich von der Braut nicht freundschaftlich gehandelt, daß da der Bräutigam an ihrer Thüre klopfete, und von ihr verlangte, ihm aufzusperren, sie sich entschuldigte, ich habe meine Füße gewaschen, und ich werde nicht durch den Staub treten, dir den Riegel aufzuschieben. Miramnis, eine bedrängte Freundinn, eilet in ihrer Noth zu der Pelusina. Zwölf Kriegsknechte sind in ihr Haus getreten, sie drohen, ihr Kind in der Wiege zu erwürgen: eine siebenjährige Tochter zu erdrosseln, und Flammen in dem Hause anzulegen, wenn sie nicht ihr Haus mit 100 Ducaten retten würde. Die fürchterlichen Beyspiele der in der Nachbarschaft schon glühenden Häuser, und ausgeplünderten Familien machen die Drohungen nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß. Miramnis nimmt also in ihrer äußersten Furcht zu Pelusina ihrer Freundinn, die wegen der Verwandschaft mit einem Officier dieses eingefallenen feindlichen Haufens ihr noch allein Rettung und Hülfe versprechen konnte, ihre Zuflucht.

Wo ist Pelusina? rufet die außer Athem gelaufene Miramnis. Wo ist Pelusina? Nur ein Wort muß ich mit ihr reden. Geschwind! geschwind muß ich mit ihr reden. Pelusina höret die Stimme ihrer Freundinn: nur einen Augenblick soll sie warten, nur so lang soll sie warten, bis ihre Haare gebrennet und sie wird angekleidet, standesmäßig angekleidet seyn. Eine Stunde verstreichet, bis die in Thränen schwimmende Miramnis die aufgedockte Pelusina zu sehen bekömmt; und eben will sie anfangen ihre Noth zu erzählen, da die Magd mit dem kleinen Kinde auf den Armen, und mit dem erstarrten siebenjährigen Mägdchen an der Hand in die Stube dringt, und schreyet: Frau! euer Haus steht im Brande. Ach Pelusina, Pelusina, seufzet die ohnmächtige Miramnis, hätten sie mich denn nicht in ihrem Papiliotten und dem Nachtmantel können vor sich lassen? Müssen denn Freunde so heickel seyn, in der Noth auf den Putz der Kleider zu sehen? Und Miramnis hat die Wahrheit gesprochen. Müssen denn Freunde ihren Dienst, ihre Freundschaft an dem Putze der Kleider abmessen? Soll das ein Freund seyn, der sich an dem Schmutze des Hauskleides seines Freundes ärgeret und eckelt? Soll das freundschaftlich gehandelt seyn, seinen

Freund eine Stunde in den Vorgemächen frieren, oder vor Hitze schmachten lassen? weil die Haare noch nicht gebrennt, die Perüke noch nicht gepuderet, der Rock noch nicht in die Falten geleget? Wollen sie mir vieleicht antworten, Mademoiselle! Freunde müssen nicht unhöflich seyn, ihre Verträulichkeit muß nicht zur Grobheit ausschweifen. Behalten sie ihre Entschuldigungen für Staatsfreunde, Herzensfreunde gehen über solche Pünctlichkeiten (Eitelkeiten und Häucheleyen hätte ich sie nennen sollen) hinweg. Freunde, wahre Freunde nehmen sich einander nichts übel. Was die Ehrbarkeit nicht beleidiget, ärgert ihre Herzen nicht. Keiner muß dem andern ungemächlich fallen, wenn es die Nothwendigkeit forderet. Die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit muß beyder Theile Herzen beherrschen. Der eine darf keine Zierathen fordern, und der andere keine äußern: der eine muß sich an den natürlichen Freyheiten nicht stören, und der andere muß sich wegen seinem Freunde nicht in Sklavenfesseln schmiegen. Würden also die Freunde handeln, wie süß, wie ergetzlich würde beyden ein Umgang fallen? Der eben deßwegen dem einen verdrüssig ist, weil selber dem andern gehässig, und oft unerträglich wird. Und wie nachtheilig sind solche Ausschweifungen

in der Noth des Freundes? Der Bedrängte zauderet, und er findet nicht Herz genug, seine Klagen auszuschütten, und seine beklemmte Brust zu erweitern. Betrübt ist er hingegangen, und misvergnügter ist er zurückgekehret. Sind nun seine Bedrängnisse von Folgen, in welche Weitläufigkeiten des Ungemaches kann er wegen solchen Pünctlichkeiten versetzet werden? wie es das in Aschen liegende Haus der Miramnis mit seinem Schutte beklaget. Ebendiese Folgen ziehen die Zierathen des andern Freundes nach sich. Er hat keine Ohren seinen klagenden Freund anzuhören: er fürchtet ihn zu beleidigen, wenn er nach der Ursache des ungewöhnlichen Besuches fragen soll: ungetröstet entläßt er seinen Freund, und da er dieß ihm unbekannte, und nicht geoffenbarte Anliegen seines Freundes auf der Stirne gelesen, begleitet er ihn sorgenvoll nach Hause: und er hat weder das Vergnügen eines Wohlthäters noch eines Trösters seines Freundes: und ihn foltern die Zweifel, bis er höret, daß seine Rückhältigkeit seinen Freund unglücklich gemacht.

Es ist demnach allzeit gut, wegen seinem Freunde sich einer armen Juppen nicht zu schämen, wenn Verträulichkeit (die eine Tochter der Freundschaft

ist) an der Thüre des Freundes klopfet. Bardo hat die Probe davon. Er war in seinem Laboratorium, welches der dichterischen Schmelzhütte des Vulcans nicht ungleich sah, mit Kohlen und Feuer beschäfftiget, da ihm ein Bedienter meldete, es sey ein Mann in einem zerrissenen Baurenrocke gekleidet, eine zerzaußte Perüke auf dem Kopfe tragend vor der Thüre und verlange eilends mit dem Hausherrn wegen einer wichtigen Sache nur drey Worte zu sprechen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Bardo in seiner Kohlenkammer nicht zum besten gekleidet an dem Camin gesessen; denn er war sterblich in die Alchimistenkunst, der man den betrügerischen Namen der Goldmacherey aufzulegen gewohnt ist, verliebet. Gehet hin, sagte Bardo, fraget den Mann, wer er sey? und wo er herkomme? denn ich wäre wirklich in einer Arbeit beschäfftiget, die mir keinen Augenblick gestatte, mich von meinem Zimmer zu entfernen, und wenn sein Anbringen so dringend sey, so würde er kein Bedenken tragen, euch seinen Namen zu sagen. Clito, der ungeduldig an der Thüre wartete (denn dieses war der rechte Namen des angekommenen besten Freundes des Bardo) hörete kaum die Entschuldigung von dem Diener, so sagte er mit einer ängstlichen Heftigkeit, saget eurem Herrn, der schwarze Coridon

verlange ihn zu sprechen, und wenn es nicht gleich den Augenblick seyn könnte, so sollte er die Folgen sich, und nicht ihm zuschreiben. Saget es ihm nur eilends, rief er dem Bedienten noch nach, denn jeder Augenblick ist köstlich. Bardo hörete kaum den Namen des schwarzen Coridons, so warf er den Schmelztiegel, den er eben in Händen hatte, in das Feuer, und eilte zur Thüre, denn er konnte nicht zweifeln, es wäre Clito sein bester Freund, der diesen Namen einstens in der scherzenden Jugend auf einer hohen Schule getragen hatte. Bardo hatte sich nicht geirret, Clito war es wirklich: Clito den er in vielen Jahren nicht gesehen, mit dem er aber bishero einen beständigen Briefwechsel unterhalten hatte. Kaum hatten sich diese Freunde in ihrem wunderlichen Aufzuge einander umarmet, sagte Clito, Freund laß uns ohne Verweilen miteinander allein reden, um unser Leben und unsre Ehre zu retten; denn wir sind beyde verlohren, wenn wir uns nicht diesen Augenblick mit der Flucht retten. Ich habe mein bestes Pferd vor dem Thore deines Hauses gesattelt stehen, und auch eines für mich hat mein Diener geritten. Ist dir dein Leben lieb, wirf einen Roquelor um deinen Schlafrock, setze deine älteste Perüke auf, nimm einen Beutel Geld

zu dir, und entfliehe mit mir so schnell du kannst. Es wird ein Glück seyn, wenn wir den Händen der Häscher, die mir auf dem Fuße nachgefolget sind, werden entrinnen können. Der erschrockene Bardo folgte dem Rathe seines Freundes, setzte sich mit ihm zu Pferde; und kaum waren sie etliche Schritte in dem beyliegenden Gebüsche entfernet, höreten sie den Troß einiger Pferde, die auf das Haus des Bardo zujageten. Sie nahmen durch einen Forstweg die Flucht, und ohne sich umzusehen, oder ein Wort zu reden, ritten sie die ganze Nacht über ungebahnte Felder und Wildnisse. Da sie sich bey anbrechendem Tage bey einem Dorfe befanden, fragten sie, wie es sich nenne, und wessen Herrschaft es sey. Da sie vernahmen, daß es dem Fürsten von H . . . . zustünde, erkennten sie, daß sie in fremder Herrschaft wären. Sie kehrten demnach in dem armen Baurenwirthshause ein, um ihre Pferde ausruhen zu lassen, und sich selbsten mit einigen Speisen zu laben; die aber nichts als trockenes Brod, ein Stück Käse, und ein Trunck Birnmost waren. Indessen da sie ihren Pferden mußten Zeit zum Füttern gönnen, setzten sie sich unter einem abgeblätterten Baume, (denn es war schon weit in der Herbstzeit gekommen) der hinter dem Garten

des armen Wirthes an einem Acker stand. Um Gottes willen, sagte Bardo zu Clito, was für einen Todesschrecken hast du mir eingejagt? Wer sind unsre Feinde, die uns verfolgen? Und was ist unser Schicksal so uns flüchtet? Freund, sagte Clito, deine Unvorsichtigkeit ist an allem Schuld, du wirst es aus meiner Erzählung abnehmen. Vorgestern Abends kam ein Officier von unsres Fürsten Leibregimente unangemeldet in mein Zimmer getreten, und sagte, ich sollte ihm nicht übel nehmen, daß er mich als einen Arrestanten in das Blockhaus führen müsse. Ich möchte mich ankleiden, und mir gefallen lassen, seinen Leuten, die er aus Höflichkeit unten in meinem Vorhofe hätte warten lassen, nach dem Blockhause zu folgen. Der Vortrag entsetzte mich, denn ich wußte mich keines Verbrechens schuldig; doch fassete ich mich geschwind, und sagte, er würde mir erlauben, mich in meinem Schlafzimmer anzukleiden, und alsdann würde ich ihm folgen. Er sagte: Mit allem Willen. Vieleicht, weil er meynte, das Nebenzimmer wäre mein Schlafgemach; es war aber das Zimmer meiner Frau, der ich sagte, sie möchte hinausgehen, und den Herrn unterhalten, der in dem Zimmer stünde, bis ich mich angekleidet hätte, und wieder erschiene. Sie gieng

sogleich

sogleich zu dem Officier hinaus, ich aber durch ihr Zimmer in mein Schlafgemach, und aus selbem über die verborgene Winkelstiege zu meinem Hause hinaus, geradenwegs zu dem Herrn von F.. der ein Minister und Favorit des Fürsten, und wegen einem gewissen ihm erzeigten Dienste mein Feind nicht war. Ich erzählte ihm meinen unverhofften Besuch, und fragte ihn um die Ursache der Ungnade. Anfänglich stellte er sich fremd und unwissend; da ich ihm aber bittlich und kläglich anlag, sagte er endlich zu mir also: Lieber Clito! was für einen verdächtigen Briefwechsel führen sie mit Bardo? Unser Fürst hat den letzten Brief, den Bardo an sie geschrieben, unversehens erhalten. Ihre Verrätherey und verdächtige Absichten sind entdecket. Was für Absichten? fiel ich ihm in die Rede? Daß Bardo mit ihnen unser Land verrathen, und unsre Staaten umkehren wollen, antwortete er mit Heftigkeit. Des Bardo Brief zeuget es deutlich. Der Fürst ist auf sie und auf Bardo erzürnet; sie beyde sollen eingesetzet und gerichtlich über ihren Briefwechsel vernommen werden: sind sie unschuldig, wird es mich erfreuen: und ihre ehrliche Gesinnungen versprechen mir, daß sie unschuldig sind. Ich verlasse mich auf meine Unschuld,

sagte

sagte ich zu dem Minister, und deßwegen will ich unbesorgt wieder nach Hause gehen. Er begleitete mich an die Stiege, ich aber, anstatt nach Hause zu gehen, eilte zu dem Vater meiner Frau. Ich hatte kaum meinem Schwiegervater meine Umstände erzählet, klopfte man sehr ungestüm an seine Thüre: wir konnten nicht zweifeln, es wären die Soldaten, die mich aufsucheten. Er versteckte mich deßwegen in einem verborgenen Winkel. Sie suchten das ganze Haus aus, dreymal giengen sie vor mir vorüber. Kaum hatten sie das Haus verlassen, so sagte mir mein Schwiegervater, ich hätte keinen Augenblick übrig, mich mit der Flucht aus den Händen meiner Feinde zu retten. Zu allem Glücke hatte er als Stadtcommandant die Schlüssel zu dem äußern Walle, und zu der Schleuße, die durch die Stadtmauren unsren Stadtbach leitet. Wir zogen selbe nach Mitternacht auf, und in einem Backtroge schwamm ich unter der Stadtmauer hin: kam auf das offene Feld, eilete nach meinem Meyerhofe, tauschete meine Kleider mit dieser meines Knechtes, und flog mit diesen zweyen Pferden zu dir. Du wirst nun am besten wissen, was du mir in deinem letzten Briefe geschrieben, wiewohl ich aus unsren

übrigen sehr leicht auch deinen letztern schließen kann.

Eine Zeitlang schwieg noch Bardo, da Clito schon ausgeredet hatte. Verdammter Gedanke! sagte er endlich. Ich schrieb dir in meinem letzten Briefe: ich hätte endlich einen Weg ausgefunden, uns des knechtischen Joches unsres durch seine Favoriten geblendeten Fürstens zu entschütten. Es kostete nichts als eine gute Entschließung: wir würden Anhang finden: wir würden Dank verdienen: dieser sey der erste nicht, der wegen seinen Verschwendungen und Niederträchtigkeiten der Regierung sey unfähig erkennet worden: sein durchleuchtiger Sohn sey leicht aus der Minderjährigkeit frey zu sprechen: man könne einen Mächtigen zu einem Vormund anstellen, der die alte Regierung umkehren, und eine vortheilhaftere zum Nutzen des durchleuchtigen Erben, und zum Besten der Unterthanen einführen würde. Und wir beyde, die wir die Triebfedern an diesem großen Rade würden seyn, könnten uns auch eines Schwunges des Glückes getrösten. Schon genug geschrieben, sagte Clito, wir haben uns verrathen, und müssen unser Schicksal theilen. Indessen,

da

da die Pferde abgefütteret und ausgeruhet hatten, setzten sie ihre Reise ferner fort, und in drey Tagen kamen sie in Frankreich an. Sie kleideten sich in gemeinen bürgerlichen Kleidern, und da sie beyde noch in der Blüthe der Jugend waren, verfügten sie sich auf die hohe Schule zu Paris, stellten Lehrlinge der Arzneykunst vor, lebten von ihren aus Deutschland mitgebrachten Geldern drey Jahre ganz vergnügt als Freunde, bis endlich die Sache nach dem Tode des Fürsten beygelegt, und sie in ihr Vaterland zurückkehren dorften, wo sie noch beyde auf ihren adelichen Landgütern als die vertrautesten Freunde fern von dem Geräusche des Hofes in der stillesten Ruhe leben.

Gnädige Fräule! hätte Bardo den in unsren Zeiten bis zum lächerlichen Eigensinne getriebenen Wohlstand beobachten wollen: Erst seinen rußigen Hausrock auszuziehen, die von Kohlen geschwärzte Hände zu waschen, und mit einem langen Gepränge sich von seinem Kammerdiener in Staatskleider zu legen, und aufdocken zu lassen, würde er der so nahen Gefahr entflohen seyn? Oder würde Clito mit seinem von goldenen Dressen besetzten Rocke sich zur vorhabenden Flucht geschicket und angekleidet haben? Ich bin von ihrer Klugheit

überzeuget, daß sie ganz gern die beyde aufrichtige Freunde in ihrem ungeschminkten, und vieleicht lächerlichem Aufzuge werden ungetadelt sich umarmen, und davon fliehen: und auch, da sie bey der Ankunft in Frankreich sich nur in bürgerliche Kleider verhüllet, und bis zu Lehrjüngern der Arzneykunst sich erniedriget, werden ungeahndet ihre Schule betreten lassen; weil sie ungewiß, was für einen Zufluß der Gelder sie von ihren Gütern ziehen würden, sich nach dem Verhängnisse und nach den in der Eile mit sich genommenen Geldern einzurichten für nöthig erachtet haben. Freylich, wenn diese Freunde wären Frauenzimmer gewesen, hätte sie die Mode oder Kleidertyranney von Paris verführen können, in einem Monathe den Vorrath ihrer Gelder im Aufputze zu verlieren; aber sie waren Männer, die sich als Freunde kenneten, und vieleicht deßwegen sich nicht würden gescheuet haben, gleich ihrem knechtischen Aufzuge aus ihrem Vaterlande auch in der Weltstadt Paris sich nach ihrer Decke zu strecken. Die Pünktlichkeiten in Kleidungen habe ich allzeit für ein Zeugniß gehalten, daß keine freundschaftliche Seele in den Körpern wohne, die nicht ehender vor ihren Freunden erscheinen wollen, bis die Haare gelocket, und gepuderet, und der ganze Körper in einer entzücken-

den

den Ordnung, oder in seidenen oder geblümten Kleidern eingeschnüret sind. Wer mich in meinem schmutzigen Hausrocke nicht sehen will, sagte ein alter Deutscher, der verdienet gewißlich nicht, mich in einem Goldstücke anzugaffen. Diese Aufrichtigkeit steht gewißlich Freunden wohl an. Wozu nützen die eigensinnigen Entschuldigungen, oder gar Verläugnungen unter Freunden? Der läßt dem Besuchenden sagen: Ich bin noch nicht angekleidet. Jener läßt sich entschuldigen: Er sey nicht zu Hause. Das heißt, ihm aufzuwarten.... Würde mich mit solchen Abspeisungen mein Freund bewirthen, ich würde nicht ohne Ursache an seiner Freundschaft zweifeln, und ich würde..... Vielleicht, und vieleicht auch mit Rechte wird ihnen diese Anmerkung als eine einfältige Freundschaftsregel vorkommen: und ich wünschete, daß unter sonst aufrichtigen Freunden, und besonders unter dem pünktlichen Frauenzimmer diese einfältige Regel beobachtet würde, vieleicht hätten nicht so viele wahre Freunde Ursache, an der Aufrichtigkeit ihrer Freunde oder Freundinnen zu zweifeln. Sie werden sagen, ich dringe dem andern Geschlechte heute zu Tage ein unverzeihliches Unrecht auf, da sie auch mindern als Freunden und Freundinnen in ihren unachtsamsten Kleidungen den Zutritt vergön-

nen. Diesen Einwurf kann ich mit keiner andern Gegenanmerkung beantworten, als daß die Freundschaft, welche die Gränze der Ehrbarkeit überschreitet, unter den Haufen der Laster, und unter die Liste der Feindschaften gehöre. Scheint ihnen aber diese Anmerkung von der Freundschaft zu einfältig, so erlauben sie mir eine klügere anzubringen.

Ich habe mich oben verlauten lassen, die Freundschaft müsse wie die Liebe geduldig und mitleidig seyn. Menschen, so die Verzärtlung lieben (und ist nicht die Kleiderpracht die stärkste Probe eines verzärtelten und weibischen Gemüthes?) können sich immer der Geduld und des Mitleidens in ihrem Herzen rühmen; werde ich sie aber bey ihren bedrängten und leidenden Freunden immer wie die Docken, die man in gläsernen Schränken verwahret, in gepuderten Haaren und aufgesteckten Kleidern prächtig daher strotzen sehen, sie müssen es mir nicht verdenken, wenn ich ihnen die Schuld gebe, daß sie ihre Hände zum Mitleiden ihres leidenden Freundes noch nicht ausgestrecket, vielweniger ihre hülfreiche Geduld zu seinen Bedrängnissen verwendet haben. Einen Freund, den ich in dem Hause seines Freundes immer prächtig geputzet sehe, den werde ich allzeit für einen Fremdling an-

sehen: und so lang ich Ursache habe, ihn für einen Fremdling zu halten, so lang werde ich ihm kein Recht, minder die Liebe eines Freundes einzugestehen. Ich lasse es gelten, daß es schön in die Augen falle, ihn mit seinem Freunde an einer vollen Tafel, oder an einem Spieltische in schönen Kleidern zu sehen; aber wenn ich seinen Freund in dem Krankenbette werde seufzend antreffen, und bey selbem seinen Freund mit dem Hut unter dem Arme, oder die Freundinn mit dem sich auf- und zuschlagenden Fächer finden, so werde ich solche Besuche für Staatsbesuche halten, und ich werde Ursache zu glauben haben, daß ihr Mitleiden noch nicht tiefer als bis zu den Krausen des Hemdes des Freundes, und bis zu der Schnürbrust der Freundinn gedrungen habe. Sehe ich aber den Freund in einem vernachläßigten Nachtrocke mit dem Löffel und Arzneyglase in den Händen, und die Freundinn in ihrem aufgeschlungenen Sacke und zurückgestreiften Armen mit einem Nappen voll Brühe aus der Küche zu dem Bette des Kranken eilen, mit Vergnügen werde ich sie bewundern, und zu ihrem Ruhme will ich es auch andern erzählen, daß sie sich als Freunde und zwar mitleidige Freunde gegen dem Kranken aufgeführet. Ich will ihnen auch in andern Gelegenheiten das schul-

dige Lob nicht entziehen, wenn sie ihrem beschäfftigten, oder mühseligem Freunde arbeitsame Hände biethen, und nicht nur bey vollen Tafeln, und an dem Spieltische, sondern auch in den übrigen Hausgeschäfften sich also anstellen, als gehöreten sie in das Haus, und wäre ihnen, das Geschäfft des Freundes wie ihr eigenes angelegen. Doch soll man von mir nicht gedenken, als wollte ich die Verträulichkeit zu weit getrieben wissen, und einen jeden Freund in des andern Haus geschäfftig oder auch unhöflich sehen. Ich rede von einer Hülfe, die man seinem bedrängten oder mit Arbeit überladenen Freunde reichen soll; es wird sich also von sich selbsten lehren, weder die Schranken der Ehrbarkeit, noch einer gesitteten Höflichkeit zu überschreiten, wenn man seine Dienste nicht verdrießlich oder gar überlästig machen will. Ich will einen solchen geschäfftigen Freund aufführen, den seine dienstfertige Hülfe gegen seinen leidenden Freund gewißlich wohl kleiden wird.

Cyparissus, den ein langsames Fieber durch einige Jahre abgezehret hatte, wurde endlich bettlägerig. Hyllus sein treuester Freund, der an dem Hofe seines Fürsten mit vielen Geschäfften verwickelt war, besuchte seinen kranken Freund zum öftern.

So

So viel ihm nur immer seine häufigen Geschäffte Stunden des Tages oder des Abends vergönneten, schenkete er selbe dem kranken Cyparissus; und er war öfters halbe Nächte an dem Bette seines Freundes geheftet. Cyparissus liebte den Hyllus so zärtlich, daß er glaubte, jeder Kräutertrank, so ihm die mitleidige Hand seines Freundes reichete, gäbe ihm neue Stärke, und linderte seine Schmerzen. Er war sonst bey seiner täglich zunehmenden Schwachheit sehr ungeduldig, oder besser zu sagen, bey seiner tödtlichen Abzehrung äußerst verdrüssig: keiner seiner Bedienten konnte ihm was recht thun: jener war zu langsam: dieser zu ungeschickt: jener rührte ihn zu hart an: dieser war zu tölpelhaft. Und so zerrete er sich den ganzen Tag mit seinem Hausgesinde; kam aber Hyllus: Er war ruhig, er war geduldig, und alles was dieser anrührte, war eine Linderung seiner Schmerzen, und ein Trost seiner schmachtenden Seele. Hyllus glaubte, er könnte durch seinen Dienst die mürbe Tage seines Freundes verlängern, wenn er sich unzertrennlich an das Bett seines Freundes hefstete, denn zur Wiedergenesung hatten ihm schon die Aerzte und die Natur die Hoffnung abgesagt. Aber, wie sollte es Hyllus anstellen? Seine Gegenwart war an dem Hofe des Fürsten unentbehr-

lich. Er versäumete zum öftern seine gewöhnlichen und nothwendigen Stunden, und seine Feinde oder Neider nahmen Gelegenheit, diese Versäumniß bey dem Fürsten als eine Nachläßigkeit anzuschwärzen: Er wurde zur Rede gestellet, und seine Freundschaft rieth ihm, lieber den Dienst seines Fürsten aufzusagen, als seinen kranken Freund zu verlassen. Der Antrag wurde mit ungnädigen Augen abgewiesen; da aber Hyllus die Stunde seines Besuches nicht verkürzete, sondern bey wachsender Schwachheit seines Freundes verlängerte, häufeten sich die Klagen, und der Fürst ließ ihm bedeuten: er bedörfe seines Dienstes nicht mehr. Hyllus, als hätte er eine besondere Gnade von seinem Fürsten erhalten, kömmt freudig zu dem Bette seines kranken Freundes: Sey zufrieden, liebster Freund, sagte er zu dem Cyparissus, ich bin meiner Hofdienste entlassen, und nun kann ich alle Stunden deiner Wartung opfern. Er gieng auch nicht einmal in sein eigenes Haus, er überließ die Verwaltung desselben einem treuen Diener, und verließ seinen Freund keinen Augenblick mehr.

Gnädige Fräule! sie werden die Treue dieses Freundes bewundern, der kein Bedenken getragen, die ansehnliche Würde eines Ministers des Fürsten

und die Gnade seines Herrn der Krankenwartung seines Freundes nachzusetzen. Ich gestehe es, es ist eine Liebe, die bey der heutigen Welt nicht nur keine Nachfolge findet, sondern wohl des Gespöttes und des Tadels unsrer Zeiten verdienet. Ich will auch zur Rechtfertigung dieses Entschlusses auf keine Vertheidigung denken, denn es ist dieses in jenen güldenen Zeiten geschehen, wo die Freundschaft Kronen und güldene Berge überwägete, da sie heute zu Tage einem jeden Spahne oder jeder Pflaume muß nachschlagen. Mich ergetzet aber nichts mehr, als wenn ich den treuen Hyllus mit aufgeschürzten Aermeln sehe die Federn seines kranken Cyparissus aufschütteln: wenn ich ihn in der leinenen Juppe des Hausknechtes (denn mit dieser hatte er seinen seidenen Rock vertauschet,) die Dienste eines des ärmesten Krankenwärters mit so vergnügtem und aufgeräumten Herzen verrichten sehe, als reichete er in güldenen Schüsseln seinem Fürsten die Speisen. Wenn ich ihn an einem Lehnsessel gelehnet stille Nächte sehe die Stunden zur Einnahme der Arzneyen bemerken, und mit einem Tuche dem Ohnmächtigen den Schweiß abtrocknen: Hier meyne ich, ich sehe die mitleidige Freundschaft zur Seite der leidenden sitzen, und mit selbiger in die Wette eifern, ob die leidende

mehr ertragen, als die mitleidige überwinden könne. Schon in die vierte Woche hatte Hyllus den Dienst eines Krankenwärters an dem Bette seines sterbenden Freundes (denn Cyparissus starb täglich, und auch täglich fieng er wiederum zu leben an, weil die Zärtlichkeit seines Freundes die entweichen wollende Seele aus ihren Armen nicht lassen wollte) vertreten, da die ausgestandene Mühseligkeiten ihn seinem kranken Freunde gleich machten. Hyllus wollte es verbergen, aber ein wechselndes Fieber machte ihn so kraftlos, daß endlich der ermatteten Natur die Stärke der Liebe mußte nachgeben. Wiederholte Ohnmachten warfen ihn nieder, und sein halblebender Freund merkte mit seinen gebrochenen Augen, daß die Länge der schlaflosen Nächte, und die ertragenen Ungemächlichkeiten seinen Freund entkräftet hätten niedergeworfen. Wie aus einem Schlummer erwachete seine kranke Seele: Geh hin, Freund, wenn du mich liebest, sagte er von Wehmuth und Liebe durchdrungen, geh hin und pflege deiner Gesundheit, wenn du willst, daß ich noch eine Stunde soll leben. Ich will, Freund, sagte der zu sich kommende Hyllus; ich will leben, daß du mögest leben. Er gieng aus dem Zimmer seines Freundes, aber nur in ein Nebenzimmer, und warf sich in seinen Kleidern auf

das

das Bett, um desto geschwinder seinem Freunde zu Hülfe zu eilen, wenn er hören sollte, daß er seines Dienstes verlangete. Seine matte Augen drückete der Schlaf zu, und er hörete nicht, daß man in der Eile den Geistlichen gerufen; denn eine halbe Stunde nach seiner Abwesenheit griff Cyparissus in die Züge, und eine viertel Stunde darnach losch er wie ein Licht aus. Kaum hatte Hyllus zwo Stunden auf dem Bette geruhet, wecketen ihn Liebe und Freundschaft auf nach seinem kranken Freunde zu sehen. Wie entsetzte sich seine treue Seele, da er seinen erblaßten Freund auf dem Strohe allein bey einer dunkeln Ampel liegen sah? Er verhete einige Augenblicke, gewißlich nicht mit trockenen Augen, alsdann gieng er unvermerkt in seine erste Kleider geworfen nach Hause. Seine Krankheit nahm zu, und an dem fünften Tage folgete seine treue Seele seinem Freunde aus der elenden Hütte seines Leibes in das Reich der Freunde Gottes nach. Die Schmähsucht hat seinen Tod für eine thörichte Folge eines verrückten Philosophens gescholten, aber die Freundschaft hat seinem prächtigen Leichensteine diese merkwürdigen Worte eingegraben, und da er an der Seite seines Freundes seine Ruhestatt gewählet, befahl er auch die

Grab-

Grabschrift seines Freundes mit der seinigen also verbinden zu lassen:

Quos amor conjunxit,

nec vita, nec honos, nec longa infirmitas,

nec dolor, nec mors

separavit.

Sed,

qui simul vivebant, simul infirmabantur,

et simul moriebantur,

Amici

et Fideles

in vita, passione et morte socii

Cyparissus et Hyllus,

hoc uno teguntur lapide stillis amicitiae concavo.

Mademoiselle! es ist zwar eine Freyheit, für ein so gelehrtes Frauenzimmer diese Grabschrift in das Deutsche zu übersetzen, aber um meinen Stolz zu zeigen, daß ich auch reimen könne, will ich der Freundschaft des Hyllus dieses Denkmaal zu deutsch aufrichten:

Weder Leben, weder Tod,
weder Hoheit, weder Koth,
weder Krankheit, weder Schmerzen,
konnten trennen diese Herzen,
so das Liebesband vereint.

Die zugleich als Freunde lebten,
die zugleich als Kranke bebten,
die zugleich als Brüder starben,
und der Freundschaftkron' erwarben,
die das Freundschaftsaug' bevweint.

Lebend, die die Freundschaft übten,
Kranke, die sich gleich betrübten,
die sich bis zur Aschen liebten,
Cypariß und Hyll hier ruhen
unter einer Todestruhen.

Hätten sie wohl geglaubt, daß ich so schön reimen könne? Sie sind eine Dichterinn, setzen sie diesen guten Freunden eine zierlichere Grabschrift, sie werden mich verbinden. Vieleicht wenn es Frauenzimmer wären gewesen, würden sie die Ehre haben, aus ihrer Feder ein prächtiges Denkmaal zu erhalten, aber! ... Indessen will ich ihnen auch eine mitleidige und geduldige Freundschaft unter ihrem Geschlechte beysetzen, damit ich mich

nicht

nicht der alten Klage schuldig mache. Aber es ist mir leid, daß die beyde Freundinnen ihre Liebe nicht auch, wie Cyparissus und Hyllus, mit dem Tode versiegelt haben, sonst könnte ich von ihnen mit Rechte ein Schwanengesang fordern. Doch kann es noch geschehen, daß ich ihnen diese Mühe bey einer andern Gelegenheit auftrage, wir wollen indessen sehen, wie auch Freundinnen sich nicht des gemeinen Zeuges zur Kleidung der Freundschaft schämen.

Clarissa ein vollkommenes Muster einer wohlerzogenen und liebenden Tochter hatte die blühenden Tage ihrer Jugend dem Dienste ihrer alten und besten Aeltern gewiedmet. Ihre Tugenden, ihr aufgeweckter und dennoch eingezogener Umgang, ihr erhabener Verstand und ihre reife Vernunft, die von einer angenehmen Bildung ihres wohlgebauten Körpers allen Augen reizend waren, hatten ihr eine Menge der Verehrer des einen, und der Freundinnen des andern Geschlechtes zuwegen gebracht, und ganze Häuser wünschten und suchten ihre Gesellschaft. Sie wußte aber wegen dem Dienste ihrer geliebten schwächlichen Aeltern sich also von allem Geräusche der Gesellschaften und Verehrer zu entfernen, daß sie weder den einen Theil beleidigte,

digte, noch dem andern sich verächtlich machete. Einigen guten Freundinnen mehr aus Liebe, sie tugendhaft zu bilden, als von ihren Gesellschaften und Besuchen unterhalten zu werden, gönnete sie ihre Freundschaft, ihren zwar seltenen und nur in einem Fluge abzulegen gewohnten Besuch, und zu Zeiten einige Zeilen ihrer geschickten und gelehrten Feder. Julia, ein junges wohlgebildetes Frauenzimmer, die nächst andern schönen Gaben auch eine nicht gemeine fähige Vernunft von der Natur erhalten hatte, hatte des Glück die vertrauteste Freundinn der tugendhaften Clarissa zu seyn. Kamen diese Freundinnen zusammen, man sollte wetten, Seele und Herz einer einzigen Freundinn kämen zusammen. Julia war von ihren Aeltern zärtlich erzogen, ihr nach den strengesten Regeln der Eingezogenheit eingerichteter Anzug und Aufputz schien ihrer guten Gestalt angemessen zu seyn, er war prächtig, aber nicht eitel: er war nett, aber nicht stolz. Ihre Beschäfftigungen waren ihrem Stande gemäß: Die Oberaufsicht in dem Hause und der Küche, um die Sorgen ihrer Mutter zu erleichtern, die Nähe- und Stickrahme, die Stricknadel. Ihre Ergetzungen und Zeitvertreibe war ein gewürztes Buch, ein geschickter Malerpensel, oder die Tonkunst auf ihrem Flügel, den

sie mit so fertigen Händen als erfinderischen Einfällen zu spielen wußte. Clarissa ihre Freundinn, die auf dem Wege der Tugenden schon große Schritte gethan hatte, verachtete allen Aufputz: ihre Kleidung, die minder als ihr Stand wär, schien nachläßig, aber nach der Vorschrift der Tugend rein, edel und ungezwungen: ihr Geschmack war von der lächerlichen Mode entfernt, aber nicht ausgezeichnet. Sie hatte sich von der Jugend an, um ihrer ämsigen Mutter unter die Arme zu greifen, zu den Hausgeschäfften gewöhnet. Sie liebte die Einsamkeit, und in selbiger war das Spinnrad in dem Winter, und die Näh- und Stricknadel in dem Sommer ihre Unterhaltung. Sie malete und zeichnete vortrefflich: aber nur wenn sie alle Hausgeschäffte besorget hatte. Sie ergetzte sich in Lesung erhabener und zur Tugend leitender Bücher. Zur Ermunterung ihrer einsamen Stunden spielete sie, itzt auf dem Clavier, itzt auf der Laute, die sie beyde geschickt zu schlagen wußte. Diese Einsidlerinn führete auch die Feder, aber entweder erhabene Auszüge geistvoller Bücher, oder Briefe zum Unterrichte ihrer Freundinnen zu schreiben, in welchen sie ihren Verstand und ihre guten Begriffe mit scherzenden Ausdrücken vermischte. Diese beyde Freundinnen liebten

ten sich zärtlich, und sie waren nur in dem Alter und in dem Geschmacke der Welt sich ein wenig ungleich. Das jugendliche Feuer der Julia fand noch seine Nahrung an den Wechselfreuden der fröhlichen Welt; aber Clarissa, welche die Weltergetzungen als Eitelkeiten verachtete, konnte sie lachen sehen, aber ihr Mitlachen war eine Bedaurniß ihrer jugendlichen Thorheit. Julia liebte die Clarissa wegen ihrer leuchtenden Tugend; aber Clarissa liebte die Julia als eine fähige Schülerinn der Tugenden, die sie in ihrem guten Herzen unvermerkt Wurzeln zu machen sich befliß. Der unbescheidene Tod entriß durch einen Steckfluß der Clarissa ihren geliebten Vater, der noch sterbend seine Tochter mit der Anflehung des Schutzes des Himmels segnete. Eine langwierige Krankheit legte auch ihre Mutter zu Bette, ihre gelähmte Glieder gestatteten ihr keinen Gebrauch ihrer Hände und Füße. Die ganze Last der weitschichtigen Haushaltung fiel auf die Schultern der Clarissa: und die Umstände ihrer kranken Mutter hefteten sie an das Bett derselben. Sie kochte selbsten die Speisen, und sie reichte sie auch selbsten ihrer unvermöglichen Mutter. Sie war Magd und Krankenwärterinn: sie sah, daß ihre Mutter durch ihren Beystand und ihre Gegenwart Linderung ihrer

Schmerzen und Troſt ihres gepreßten Gemüthes empfand: ſie verließ ſie alſo weder bey Tage, noch wich ſie von ihr bey der Nacht. Sie übernahm nächſt den Hausſorgen auch die Erziehung eines Bruders und einer Schweſter, die ſie wie eine Mutter, und nicht nur wie eine Schweſter liebete. Der Bruder lebte auf einer hohen Schule, die Schweſter bey einer Verwandtinn auf dem Lande. Beyde beneideten Clariſſa: ſie verachteten ſie als eine Müßiggängerinn, und haſſeten ſie als eine ſtrenge Hofmeiſterinn; denn ſie ſchrieb ihnen aus einem guten und ſchweſterlichen Herzen Lebensregeln and Geſetze der guten Sitten vor. Mit dieſen Ermahnungen waren ihre ſonſt zärtliche Briefe angefüllt, die ſie wochentlich in dem Namen der Aeltern ihnen zuſchreiben mußte. Sie mußten lauter Erfindungen ihrer der Herrſchaft ſich anmaſſenden Schweſter ſeyn. Sie fühleten alle ihre ſchweſterliche Liebe, die aus jeder Zeile redete, empfindlich, und beyde machten gemeine Sache, dieſe ohnedem bedrängte Schweſter verächtlich zu plagen. Ein einziges Schreiben ihres Bruders wird von den Geſinnungen dieſer Geſchwiſter ein Licht können geben. Es war alſo abgefaßt:

Liebe Schwester!

Ich brauche Geld, und keine Ermahnungen. Du ruhest in dem Schooße deiner liebenden Mutter, und in den bezauberten Armen deines vor Alter einfältigen Vaters, und ich und deine Schwester müssen in der Fremde leben. Du issest das Mark und wir müssen an den Knochen nagen. Es kömmt der Sommer, ich muß Sommerkleider haben, und die altväterischen Kleider deiner Schwester müssen nach der Mode umgegossen werden. Kannst du aus des Vaters Beutel dich in den Wechsel der Zeit schicken, warum sollen wir weniger als du seyn? Wir kommen unter die Leute, wenn wir nicht Stöcke wollen seyn, und unsrer Familie Unehre machen; und du hütest das Zimmer, wie eine Nachteule, die könnte mit alten Federn verlieb nehmen. Willst du eine aufrichtige Schwester seyn, so verwende deine Ermahnungen, die du an uns schreibest, in eine Fürsprache bey unsren Aeltern, daß sie uns Geld zu Sommerkleidern schicken, wenn du willst, daß ich, wie deine Schwester, seyn soll

dein treuliebender
Bruder.

Nach des Vaters Tode waren die Schreiben noch dreister, und Clarissa antwortete allzeit in der tiefesten Gelassenheit, und ließ sich die Erziehung ihrer minderjährigen Geschwister wie eine Mutter angelegen seyn.

Ueberrechnet man nun die Aufsicht der weitschichtigen Güter, die häufigen Hausgeschäffte, die Krankenwartung der unvermöglichen Mutter, und die Sorgen über die misvergnügten Geschwister, so kann man leicht erachten, daß der überladenen Clarissa wenig Zeit übrig geblieben; nach ihrer Gewohnheit zweymal ihrer Freundinn Julia, die mit ihren Aeltern auf einem Landgute wohneten, freundschaftliche Briefe zu schreiben. Drey Wochen (nämlich so lang ihre Mutter zu Bette lag) waren verflossen, daß Julia keine Zeile auf ihre zärtliche Schreiben von Clarissa empfangen, und sie sich immer mit der mündlichen Antwort begnügen mußte, sie könnte keinen Augenblick finden, auszuschnaufen. Der erste sollte zur Beantwortung ihrer Schreiben seyn. Die Mama der Julia verreisete in die Stadt, ihre Verwandte zu besuchen. Julia die sonst nicht gern mit ihrer Mama zu ihren Verwandten in die Stadt gieng, weil sie indessen das Haus verwaltete, da ihre

Mutter abwesend war, bath sich die Erlaubniß aus, ihre Mama in die Stadt zu begleiten. Mit Verwunderung wurde ihr ihre Bitte zugesagt, denn die Aeltern wußten die Vertraulichkeit ihrer Julia mit der Clarissa noch nicht recht. Sie waren kaum in der Stadt angekommen, flog Julia zu dem Hause ihrer wertheſten Clarissa. Sie fand sie in der Küche, mit der Zubereitung der Speisen für ihre kranke Mama beschäfftiget. Sie verwunderte sich über den nachläßigen Aufzug, noch mehr aber über das eingefallene und erblaßte Angesicht ihrer umarmten Freundinn. Sie wunderte sich aber noch weit mehr, da sie selbe mit sich zu dem Krankenbette ihrer gelähmten Mutter führete, und ihr sagte: Liebste Julia hier ist mein Schreibpult (sie zeigte auf das Bett ihrer kranken Mama, und hier ist mein Ruhebett in der Nacht, hier zeigete sie auf einen mit einigen Kissen umlegten Lehnstuhl;) wundere dich also nicht, wenn meine Feder so langsam in dem Schreiben ist. Clarissa gab ihrer Julia einen Sessel, hieß sie sich niedersetzen, flog in die Küche, hohlte die Speisen, gab selbe der unbeweglichen Mutter ein. Itzt rief sie ein Bedienter: itzt eine Magd: itzt kam ein Both von ihren Gütern: itzt einer von ihren Geschwistern: itzt ein Bedienter der Verwandten von

der Stadt: itzt ein Handwerker: itzt ein Taglöhner: und in der halben Stunde, wo Julia in dem Hause der Clarissa war, wurde diese zwanzigmal hinausgefordert. Ich bin dir hinderlich, sagte Julia, ich will zu meiner Mama eilen, damit sie nicht mit dem Essen auf mich warten müsse. Hier stund sie auf, empfahl sich der kranken Mama, und gieng fort. Clarissa begleitete sie. Mit Thränen in den Augen sagte Julia zu ihrer umarmten Freundinn: Nun weis ich, warum du nicht schreiben kannst, und warum du in sechs Wochen sechs Jahre älter geworden. Mehr konnte sie nicht reden, sie flog darvon, die zärtliche Freundinn!

Ihre Mama fand die Julia tiefsinnig bey dem Essen: Was fehlt dir Mägdle, sagte die um ihre liebe Julia besorgte Mutter. Mama, sagte Julia, ich habe eine Bitte, und ich fürchte, sie möchten sie mir abschlagen, deßwegen bin ich zum voraus traurig. Rede, rede meine Tochter, sagte die bange Mutter, wenn es in meinen Kräften, so weist du, daß mein Wille in deinen Händen. O ja Mama, sagte die schmäuchlerische Julia, schlagen sie mir es nicht ab. Sie wollen vierzehn Tage hier bleiben: Clarissa, die gute Clarissa,

sa, hat mich gebethen, ich solle diese vierzehn Tage bey ihr meinen Aufenthalt nehmen, dieses werden sie mir doch erlauben? Wir wollen Musik machen: zeichnen und malen wollen wir: recht viel gutes und schönes wird mich Clarissa in diesen vierzehn Tagen lehren. Warum dieses nicht meine Tochter, antwortete die verliebte Mama; ich weis es gefällt dir niemalen bey meinen Verwandten. Logire immer bey deiner Freundinn, aber Morgens und Abends mußt du doch zu mir kommen, damit ich sehe, daß du wohl auf seyst. Ja damit ich sehe, wie sich die Mama befinde, sagte die schmäuchlerische Julia, und hiermit küßte sie der Mama die Hand. Der Bediente sollte Abends den Coffre in das Haus der Clarissa tragen, und hiermit eilte sie in das Haus der Clarissa. Die schlaue Julia schickte ihre Kammerjungfer voraus, die sollte anläuten, die Hausthüre offen lassen, zu der Mama begehren, und in Gegenwart der Clarissa selbiger ein Compliment von ihr und der Mama ausrichten, und sich eine Zeitlang in dem Krankenzimmer verweilen, weil sie indessen unvermerkt die Clarissa zu überraschen gedenke. Julia schlich in das Wohnzimmer der Clarissa, kleidete sich in ein Hauskleid ihrer Freundinn, kam in das Zimmer der Kammermagd,

verlangte man soll die Clarissa rufen. Wie erstaunete Clarissa, da sie Julia in ihrem Hauskleide fand. Ich will deine Magd auf vierzehn Tage seyn, sagte Julia: Ich will mit dir, beste Freundinn, die Last deiner Hausgeschäffte, deine Krankenwartung und deine Küche theilen: du sollst ausruhen: du sollst zu Nachts wechselweise schlafen: du sollst mich wie eine Schwester, und deine Mama mich wie ihre Tochter ansehen; nur Morgens und Abends will ich mich eine Stunde von dir entfernen, um meiner Mama die Hand zu küssen: die übrigen Stunden des Tages und der Nacht sollen uns gemeinschaftlich seyn. Julia hat es gesagt, und hat es gethan. Kaum war die Kammermagd zu ihrer Mama zurückgekehret, gieng sie mit Clarissa zu dem Krankenbette, sie bath die Kranke, ihr zu erlauben, ihr mit Clarissa als eine treuliebende Tochter zu warten, und der Clarissa die Hälfte der Hausorge tragen zu dörfen. Clarissa mußte selbige Nacht gegen alle Einwendungen und Abbitte sich schlafen legen, und Julia weckete sie nicht eher, als gegen den Morgen, gegen ihre Verabredung, auf. Vierzehn ganze Tage theilten die beyden Freundinnen alle Geschäffte miteinander. Es war artig anzusehen, wie die so zart erzogene Julia in dem Hausrocke der

Clarissa itzt in der Küche, itzt in dem Keller, itzt in dem Garten, itzt auf dem Speicher, itzt unter dem Hausgesinde, itzt an dem Bette der kranken und lahmen Mama alle Sorgen und Arbeiten, und die schlaflosen Nächte und arbeitsvollen Tage ihrer Freundinn mit frohlockendem Muthe und aufgemuntertem Geiste in die Wette übertrug. Sie kleidete sich täglich Morgens und Abends nach ihrer prächtigen Art, und besuchte nach dem gegebenen Worte ihre Mama; aber das Verlangen geschwind, in der Gesellschaft ihrer Clarissa wiederum zu seyn, machte ihr eine halbe Stunde des Besuches schon zu lang, und schnell flog sie wiederum in ihren Hausrock. Es betheureten die Mama und ihre Verwandte, sie sehe recht wohl, und weit besser, als zu Hause auf ihrem Landgute aus, und Clarissa verwunderte sich, daß die ungewöhnliche Arbeiten, Bemühungen und Sorgen die Schönheit der Julia nicht minderten, noch verstelleten; ja sie schien ihr täglich zunehmend, so oft sie selbe zu ihrer Mama hin- oder wieder herfliegen sah. Bewegung, Liebe und Freundschaft können hierzu vieles beygetragen haben. Die vierzehn Tage waren vorbey, die Mama der Julia eilete nach Haus: Julia sollte sie begleiten, mit thränenden Augen bath Julia nur

noch acht Tage bey ihrer Clarissa zu verbleiben, um vieles und zwar noch recht vieles von Clarissa zu erlernen. Die Mama konnte ihrer geliebten Julia nichts abschlagen. Julia dorfte bleiben und mit Clarissa die Mühseligkeiten theilen, bis sie endlich ihr strenger Vater und ihre liebende Mutter nach Hause forderten. Geh hin, sagte Clarissa, Gehorsam geht vor Opfer und Liebe. Julia konnte nicht antworten, schluchzend setzte sie sich in den abgeschickten Wagen, und so munter und aufgewecket Julia in dem mühseligen Umgange der Clarissa war, so traurend, niedergeschlagen und unzufrieden war sie auf dem Landgute bey ihren Aeltern. Sie haben sie öfter um die Ursache ihres gebeugten Gemüths gefraget, und ihre Antwort war allzeit eine Bitte, sie noch auf etliche Wochen zu ihrer Freundinn in die Stadt zu lassen. Sie hat auch letztens ihrer Freundinn geschrieben, sie glaube, sie werde Erlaubniß erhalten, sie bald wiederum zu umarmen, weil ihre Thränen die Mutter und das besorgte Zureden der Mutter an dem Vater und die Furcht beyder Aeltern, sie möchte erkranken, sie bald bewegen würden, sie nach der Stadt zurück zu lassen.

Ich versichere Sie, gnädige Fräule, Julie hat niemal in ihrem feyerlichsten Aufputze so glänzend und prächtig ausgesehen, als wie sie mir in dem schlechten und abgetragenen Hausrocke ihrer Clarissa vorgekommen. Wäre täglich Morgens und Abends Julia an dem Krankenbette der Mutter der Clarissa in einem täglich veränderten Kleide und Anzuge erschienen, und hätte Stunden und vielleicht auch den Tag hindurch mit mitleidigen Augen und Herzen ihre beste Freundinn bedauret: die Schmerzen der Kranken beklaget: und itzt mit kläglicher Stimme, itzt mit einer bittenden Zunge, itzt mit einer warnenden Miene die Mühseligkeiten ihrer Freundinn beklaget und getheilet; ich will es gelten lassen, daß sie die Besuchende würden bewunderet, gerühmet und gepriesen haben; hätte ich aber die aufgeputzte Julia so angetroffen, sie würde mir weder schön geschienen haben, noch als eine wahre mitleidige Freundinn vorgekommen seyn. Ich würde mit Rechte geschlossen haben, Julia sey eine Maulfreundinn, eine Gesellschaftsfreundinn, eine geputzte, das ist, eine häuchlerische Freundinn; aber ihr schlechter Hausrock, der sie ihrer Freundinn der Clarissa gleich machte, machte sie auch zu einem Ebenbilde der ächten Freundschaft, und bildete sie recht schön in den Augen

gen der Tugend. Das üppige Weltkind, der thörichte Tadel, das Laster sollte ich sagen, mag von ihr denken und sagen, was es will. Freunde, ächte Freunde schätzen die Schönheit nach dem inneren Werthe der Tugend; aber nicht nach dem äußern Prachte der Kleider; sonst müßte eine pariſiſche Docke schöner als das beste Frauenzimmer seyn. Und wie viele dergleichen Pariserdocken zählen wir heute zu Tage, die den schönen Namen der Freundschaft bey dem Krankenbette oder bey der besuchten Mühseligkeit ihres Freundes oder ihrer Freundinn misbrauchen? Sie haben mitleidige Zungen und Herzen: sie beseufzen und beklagen den armen Freund, aber sollten sie ihre Handschuhe ausziehen, und ihre zarten Finger beschmutzen: sollten sie ihre aufgestreiften Arme benetzen: ihre zierlichen Schuhe bestäuben: ihre feine Wäsche mit Küchenruße schwärzen: ihre gelockten Haarbuckeln zerstören: die Schleppe ihres Rockes verunreinen: wie kann man das von einem Frauenzimmer von dem Range fordern? Sie haben recht, von einem Frauenzimmer, so keine ächte Freundinn ist, soll man es weder fordern, noch kann man es erwarten. Ist sie aber eine Freundinn, liebet sie ihren Freund, oder ihre Freundinn, sie wird selben zu Liebe noch mehr thun; weil eine rechtschaf-

schaffene Liebe geduldig und mitleidig ist, und nicht zwar in Worten allein; die Werke werden die Probe der Liebe seyn. Die Liebe ist nicht stolz, noch hochmüthig, sie schämet sich nicht, einem Freunde zu Gefallen sich zu einem schlechten und gemeinen Zeuge zu verdemüthigen. Denn die Liebe überträgt alles. Das ist: eine wahre Freundschaft zieht auch einen schlechten Kittel an und schämt sich auch des Bettelstabes nicht, wenn selben das Schicksal seines Freundes forderet. Ich habe diese großmüthige Freundschaft schon oben in dem Bardo und Clito einigermaaßen geschildert; ich will sie aber noch in einem paar wahrer Freunde deutlicher zeigen.

Der öftere Mord- und Todschlag, der die Folge des verbothenen Zweykampfes ist, hatte einen gerechtigkeitliebenden Fürsten veranlasset, nicht nur den Zweykampf unter der unnachläßlichen Todesstrafe zu verbieten, sondern auch jenen mit ebenderselben Strafe zu belegen, der einem solchen in einem Zweykampfe befangenen einen Aufenthalt oder Hülfe zur Flucht vergönnen sollte.

Hermus, ein Advocat der fürstlichen Gerichte, hatte zu einem vertrauten Freunde den Ophius, ei-

nen Sohn eines ansehnlichen Rathes des Fürsten. Durch die Vermittlung des Ophius hatte Hermus die Schwester des Ophius und einzige Tochter des genannten Rathes zu einem Weibe und mit ihr ansehnliche Güter erhalten. Es waren noch keine vier Wochen nach der Heirath verflossen, da in der Mitte der Nacht Ophius an die Thüre seines Freundes und Schwagers Hermus sehr heftig anklopfete, und eilends die Thüre zu öffnen, begehrte. Hermus eröffnete die Thüre, und erstarrte, da er seinen Freund Ophius von Blute überströmet und ohnmächtig zu seinen Füßen sinken sah. Er schleppete ihn in den Saal der in der Niedere des Hauses war. Die Schwester des Ophius und Gemahlinn des Hermus war indessen herzugeeilet; sie brachte Essig, sie strichen den Ophius an, Hermus wusch seine Wunde aus, die er in der Brust empfangen hatte. Ophius kam zu sich, ach Freund! sagte er, ich bin verlohren, ich spielete mit dem jungen Herrn von R... in dem Coffeehause, wir wurden uneinig: wir giengen auf die Strasse: wir zogen die Degen: er verwundete mich: ich suchte ihm einen Stoß anzubringen: er war unglücklich: er fiel zu Boden: ich habe ihn in seinem Blute und meinen Degen in seiner Wunde gelassen, und bin zu dir geflohen.

Kette mich, Freund, wenn du mich liebest. Die Wacht findet den Entleibten, und da verschiedene unsren Zank gehöret, so werde ich in keinem Orte der Stadt Sicherheit finden. Freund, du weist unsre Gesetze, antwortete Hermus, ich bin mit dir verlohren, wenn es bekannt wird, daß ich dir einen Aufenthalt in meinem Hause vergönnet. Dein Blut hat die Strasse der Wacht zu meinem Hause gebahnet: wir sind beyde verlohren. Laß uns eilends entfliehen. Hermus warf sich in seine Kleider, und gab auch dem Ophius eines von den seinen. Beyde nahmen Abschied von der untröstlichen Schwester und Gemahlinn, und nachdem sie über den Wall hinabgesprungen, setzten sie in der Nacht ihren Weg fort, und eilten in den nächst liegenden Wald, wo sie den Tag durch ausruheten, sich mit Waldfrüchten speiseten, und bey der einbrechenden Nacht ihre Reise weiter nach Holland fortsetzeten. Sie konnten sich sehr leicht vorstellen, daß man ihnen würde nachsetzen, und sie mit Steckbriefen bis in Holland verfolgen. Es war auch an dem. Die Wacht fand den Verwundeten, das beylaufende Volk kannte denselben; man trug ihn in das Haus seines Vaters, man suchte den Thäter auf: bis zu dem Hause des Hermus fand man die blutigen Merkmaale: die untröstlich-

weinende Schwester und Gemahlinn verrieth das Geheimniß: es wurden Husaren ausgeschicket den Flüchtigen nachzusetzen: es wurden Steckbriefe in die benachbarten Länder geschicket, und die Reisende würden den guten Veranstaltungen nicht entgangen seyn, wenn sie nicht ihre Klugheit und Behutsamkeit den Nachstellungen entzogen hätte. Sie vertauscheten ihre Kleider mit Bettlersröcken, in welchen sie den Tag durch sich in den Wäldern oder auf den Feldern verbargen; zu Nachts aber ihre Reise durch viele Umwege fortsetzten, weil sie alle Städte umgehen mußten. Zudem machte die übelbesorgte Wunde des Ophius ihnen die Reise zuletzt sehr beschwerlich, und sie kamen erst nach vierzehn Tagen zu Amsterdam an, wo sie gemächlich von ihrer Vaterstadt in sechs Tagen hätten seyn können. Das erste war, so sie bey ihrer Ankunft besorgeten, die Wunde des Ophius heilen zu lassen. So auch in drey Wochen glücklich geschehen war. Hermus hatte durch einen Kaufmann an seine Gemahlinn und an den Vater des Ophius ihren Aufenthalt vermittelst eines vertrauten Kaufmannes ihrer Vaterstadt berichten, und um Geld anhalten lassen; weil sie mit dem wenigen, so sie mit sich genommen, in Amsterdam nicht lang wirthschaften zu können leicht vorsahen.

Der

Der Kaufmann berichtete, daß er zwar dem Vater des Ophius mehrmalen angelegen, auf die Bitte seines Sohnes und Schwiegersohnes eine geneigte Antwort zu geben, er wisse aber nicht, ob es Verstürzung oder Zorn sey, daß er niemal keine andere erhalten können, als diese: Sie sollten sich selbsten helfen, er könnte es itzo nicht. Er berichtete zugleich, daß die Gemahlinn des Hermus in ihres Vaters Hause krank darnieder liege. Daß der verwundete Herr von R.. zwar noch nicht gestorben sey, aber daß man dennoch an seinem Aufkommen verzweifle. Es wurde zwar durch ebendiesen Kaufmann die Bitte beyder Freunde öfters wiederholet, sie erhielten aber zuletzt keine andere Antwort mehr, als daß er nichts auszurichten vermöge. Hermus fiel auf die Gedanken, seine Gemahlinn und der junge Herr von R.. müßten verstorben, und also der betrübte Vater unversöhnlich seyn. Denn der Kaufmann antwortete auf beyde wiederhohlte Fragen keinen Buchstaben mehr. Indessen gieng beyden Freunden das mitgenommene Geld aus, so kümmerlich sie auch bishero gelebet hatten. Sie entschlossen sich demnach auf ein nach Indien segelndes Schiff sich zu verdingen, und sich dem Schicksale des Meeres zu überlassen. Kaum waren sie abgesegelt, so er-

hielt der Kaufmann zu Amsterdam durch seinen Correspondenten die Nachricht, daß der junge Herr von R.. wiederum ausgehe, daß die Gemahlinn des Hermus sich wieder besser befinde, und daß ihr Vater verhoffe, die Sache durch den alten Herrn von R.. dahin bey dem Fürsten zu vermitteln, daß sie wiederum zurückkehren dörften: es war zugleich ein Wechselbrief von 200 Ducaten beygebogen. Ophius und Hermus hatten es versehen, dem Kaufmanne ihren Entschluß zu entdecken: er wußte sie also nicht ausfindig zu machen, bis er endlich auf die Spur kam, daß sich zwey junge Leute unlängst als Knechte hätten an einen Seefahrer verdungen, und da er vernommen, daß sie nach Bengalen abgesegelt, schrieb er an den Seefahrer mit dem nächst abgehenden Schiffe, und erkundigte sich, ob nicht Ophius und Hermus auf seinem Schiffe sich befänden; und in dem Falle, daß sie auf seinem Schiffe wären, selbe auf seinen Conto wohl zu bewirthen, mit allem nöthigen zu versehen, und sie bey erst zurückgehendem Schiffe nach Amsterdam zurück zu senden. Der Seefahrer erhielt das Schreiben, er fragte alle seine Schiffleute, ob nicht einer von ihnen Hermus oder Ophius sich nennete; denn beyde Freunde hatten mit ihren Kleidern die Namen verwechselt.

Der Seefahrer hatte sie also nicht auf seiner Liste. Beyde Freunde, da sie ihre Namen höreten, überfiel keine kleine Furcht, und da sie sich übels befahreten, verschwiegen sie, daß sie sich also nenneten. Doch hatte sie ihre Geschicklichkeit und ihr gutter Verstand auf dem Schiffe also beliebt gemacht, daß sie beyde vorgezogen und zu ansehnlichen Diensten auf dem Schiffe gebrauchet wurden. Hermus bekam die Rechnung zu führen, und Ophius wurde zu einem Unterofficier beförderet. Hermus erlernete darbey die Kaufmannschaft, und fieng an seine reiche Bezahlung und den Sold seines Freundes zum Handel anzuwenden, Ophius aber zeigete in einer zweymaligen Gelegenheit gegen die Raubschiffe seinen unerschrockenen Muth, und erhielt ansehnliche Beute, die Hermus gegen andere kostbare Waaren versetzete. Da nun in zweyen Jahren der Seefahrer seine Waaren vertauschet, und sein Schiff mit reichen Gütern befrachtet hatte, kehrete er nach Holland zurück, und die beyde Freunde, die sich durch diese einzige Seefahrt so bereicheret sahen, hatten schon dem Seefahrer auf ihrer Rückreise versprochen, noch eine Fahrt mit ihm nach Indien zu thun. Sie kamen glücklich zu Amsterdam an, wo sie ihre Güter ausschiffen ließen, und sich ein gemächliches

Haus mietheten, einige ihrer Waaren zu Geld macheten und zu einer neuen Abfahrt nach Indien sich rüsteten. Es fiel ihnen einsmalen bey, bey ihrem Kaufmanne einen Besuch abzustatten, und zu vernehmen, ob er indessen nichts von ihrer Vaterstadt vernommen hätte. Mit Freude und Verwunderung umarmete der Kaufmann die neue Seeleute. Er erzählete ihnen, was für Schreiben er nach ihrer Abreise von seinem Correspondenten erhalten, er zog den Wechselbrief von 200 Ducaten aus seinem Schranke zum Zeugnisse: er berichtete, was er dem Seefahrer nach Bengalen geschrieben, und sie erzähleten, daß sie aus Furcht ihre Namen verwechselt und verschwiegen hätten. Er erzählete ferner, daß er durch seinen Kaufmann ihren Herrn Vater von ihrer Abreise benachrichtiget, daß er solches schmerzlich bedauret, weil er durch den alten Herrn von R.. bey dem Fürsten ihnen Gnade ausgewirket, und daß ich mir alle Mühe sollte geben, diese seine zween Söhne, wie er geschrieben, ausfindig zu machen, und nach Haus zu befördern: daß ihm dieses alles bishero unmöglich gewesen, so viel er sich auch Mühe gegeben: daß er sich schon wirklich mit dem angekommenen Seefahrer unterredet, daß sie beyde geglaubet, sie würden in diesen neuen Seeleuten die gesuchte

suchte Freunde Ophius und Hermus antreffen, und daß sie schon verabredet hätten sie beyde zu besuchen, um von der Wahrheit überzeuget zu werden. Der Kaufmann lud sie beyde zu dem Abendessen ein, worzu er auch ihren Schiffpatron einladen würde. Sie bathen ihre Wiederkunft ungesäumt durch seinen Correspondenten ihrem Vater, ihrer Gemahlinn und Schwester zu berichten, und die Gewißheit des ausgesöhnten Fürsten, und ihre Sicherheit auszukundschaften. Er versprach es mit der ersten Post zu thun. Sie brachten die zwölf Tage, welche bis zur Zurückantwort nothwendig waren, in Betrachtung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten zu, und suchten indessen ihre große Güter theils zu Geld zu machen, theils in andere zu ihrem Stande sich schickende Waaren umzusetzen, und sich auf ihre Rückreise zu richten. Wiewohl Ophius immer größere Lust hatte, noch eine Seefahrt nach Indien zu wagen, als nach Hause zurück zu kehren: und er würde auch seinen Entschluß bewerkstelliget haben, wenn er sich nicht gezwungen gesehen, selben zu ändern. Die zwölf Tage waren verflossen, aber noch keine Antwort erfolget. Sie konnten das Stillschweigen nicht begreifen, und ihre Herzen füllten sich mit verschiedenen traurigen Vorstellungen, da den sech-

zehnten Tag nach dem abgelaufenen Briefe ein Wagen an ihrem Hause schon bey eingebrochener Nacht still hielt, die in selbem sitzende verlangten mit einem von den Hausherren zu sprechen. Hermus eilete mit dem Lichte hinzu und mit Entzückung sah er seine Gemahlinn, den jungen Herrn von Roßwurm, seinen Schwiegervater, und ein junges Frauenzimmer. Ophius der oben an dem Fenster lag, hörete die Stimme seines Vaters, wie ein Blitz flog er über die Stiege zum Wagen, küßte die Hand seines Vaters, und zog ihn aus dem Wagen, denn Hermus hatte schon den beyden Frauenzimmern aus dem Wagen geholfen, die Ophius nicht einmal beobachtet hatte. Er umarmte den jungen Roßwurm, indessen führete Hermus die Frauenzimmer in den Saal, wohin Ophius mit seinem Vater und dem jungen Roßwurm folgete. Dort nahm er erst die junge Fräule von Roßwurm, und seine Schwester gewahr. Das Umarmen fieng auf ein neues an. Der alte geheime Rath, denn diese Stelle vertrat anitzo bey seinem Fürsten der Vater, erfreute sich über seine zween Söhne, als wären sie vom Tode erstanden. Zum Zeugnisse der Aussöhnung des Fürsten und der wieder hergestellten Freundschaft der Familie dieser werthen Reisegefährten, sagte der gute Vater,

ter, haben uns beyde lieben Geschwister zu euch hieher begleiten wollen. Sie umarmten sich wiederum einander, und der ganze Abend und die halbe Nacht wurde mit Fragen und Erzählungen zugebracht. Sie verblieben noch drey Tage in Amsterdam, sie besuchten den Kaufmann und den Seefahrer, wo sie mit der zärtlichsten Freundschaft auf das prächtigste bewirthet wurden. Sie schenkten dem Kaufmanne den erneuerten Wechsel von 200 Ducaten. Ophius und Hermus machten ihm ansehnliche Presente von ihren ostindischen Gütern. Ophius ließ zwar einigemal seinen Gedanken, noch einmal nach Indien zu segeln, merken, aber der junge Herr von Roßwurm veränderte selben bald, da er ihm sagte, seine Schwester sey ihm zur Befestigung ihrer wahren Freundschaft zu einer Braut bestimmet. Den vierten Tag geschah die freudige Zurückkehr. Der gute Vater, Hermus und seine Gemahlinn setzten sich in den ersten Wagen, Ophius und der junge Roßwurm mit seiner Fräule Schwester in den zweyten, und zween mit sechs Pferden bespannte Frachtwägen folgten ihnen nach. In sechs Tagen kamen sie zu Hause an, der Fürst sagte lächelnd zu den beyden, sie würden zweifelsohne mehr als einmal auf den Seen die Todesstrafe abgebüßet haben.

Er begnadete sie mit ansehnlichen Bedienungen, und das neue Eheband machte die Aussöhnung und Freundschaft der zwoen Familien vollkommen.

Gnädige Fräule! wie gefällt ihnen der freundschaftliche Hermus? Ich muß es gestehen, mir gefällt er in seinem Bettlerrocke, in welchem er mit dem Ophius nach Amsterdam geflüchtet, weit besser, als in dem Staatskleide, in welchem er hernach an dem Hofe seines Fürsten geleuchtet; denn dieses war ein Kleid der Freundschaft. Was hätte er nöthig gehabt, wegen dem Ophius seine zärtlich geliebte Gemahlinn, mit der er kaum einen Monat verheirathet war, zu verlassen, und sich der Strafe des Todes wegen der dem Ophius geleisteten Hülfe schuldig zu machen? Hätte er nicht den Ophius bis und über den Wall begleiten, aber alsdann zurück kehren, und sich genugsam entschuldigen können, daß zwar Ophius an seiner Hausthüre Hülfe gesucht, er ihn aber wegen dem Verbothe nicht eingelassen, und also nicht wüßte, wo er hingekommen? Worzu hatte er nothwendig, sich der Gefahr, den Ungemächlichkeiten der Reise, der ewigen Verbannung aus seinem Vaterlande, dem Schicksale des untreuen Meeres,

dem harten und todesgefahrvollem Leben eines elenden Schiffknechtes, ihrer schweren Arbeit und elenden Kost auszusetzen? Allein die Liebe seines Freundes, die Sorge seiner Wunde, die Ungewißheit seines Lebens, die Gefahr auf der Flucht liegen zu bleiben, und entweder an der Wunde, oder durch das Schwert, so fern er sollte erhaschet werden, zu sterben; diese hatten sein freundschaftliches Herz verbunden, lieber mit seinem unglücklichen Freunde sich in den Rock eines Bettlers und in den armseligen Kittel eines Schiffknechtes zu kleiden, als seinen Freund zu verlassen. Er hatte durch seinen Freund dessen Schwester zu einer Gemahlinn erhalten, und es war ihm leicht, sein Liebstes wegen ihm zu verlassen. Die magere und kümmerliche Kost in Holland: die steinharte Biscotten und der ungeschmalzte Reiß auf dem Schiffe schmeckten ihm in der Gesellschaft seines Freundes trefflich, und die mühselige Arbeiten schienen ihm leicht: wie denn Ophius selbsten bekennet, daß ihm Hermus niemal hierüber Vorwürfe gemacht, wohl aber ihm Herz und Muth eingesprochen, sein Verhängniß großmüthig zu übertragen, weil der Himmel sich noch würde aussöhnen lassen. Hier haben sie mit Beyspielen bewähret, daß die

freundschaftliche Liebe, wie Paulus sagt, alles ertrage.

Ist ihnen dieses Beyspiel nicht reizend genug, ich will ihnen noch ein schöneres aus ihrem Geschlechte schildern. Ich weis nicht werden sie sich noch erinnern, daß vor einigen Jahren eine Pilgrimminn in einem schwarzen Kleide mit einem Pilgersmantel und Stabe in unsrer Stadt erschienen, von Hause zu Hause nicht nur ihr Brod gebettelt, sondern auch um anderes Almosen angesuchet, und hernach selbes unter die Armen ausgetheilet? Hierauf aber mit ihrem Pilgerstabe und bloßen Füßen ihren Weg nach Rom zu Fuße fortgesetzet? Ihre gute Gesichtsbildung, ihre zarte Gliedmaßen, und ihr eingezogenes Wesen gab Anlaß, daß sie jedermann für eine Person vom Stande ansah. Ihre Pilgerfahrt aber gab zu verschiedenen Urtheilen und Reden Anlaß. Ihre Pässe gaben sie für eine Pilgrimminn von einer gewissen Stadt in den Niederlanden aus, sie wurden richtig befunden. Sie hörete die ungleiche Urtheile von ihrer Pilgerschaft, und sie verlangte mit dem Bischofe zu reden. Sie zeigte ihm ein glaubwürdiges Attestat ihres eigenen Bischofs vor, in welchem die Ursache ihrer Pilgerschaft, und zugleich

die

die Entdeckung ihres wahren Namens, Geschlechtes und anderer Umstände nebst einer bittlichen Empfehlung, ihr heiliges Vorhaben zu befördern, enthalten war. Der Bischof machte hiervon nichts anders bekannt, als daß sie ein Frauenzimmer von Range, und ihre Pilgerschaft ein heiliges Werk sey. Wir erhielten hernach auch aus andern Landen unsres Deutschlandes die Nachricht, daß eine solche unbekannte Pilgrimminn durch ihre Gränze zur sonderbaren Auferbauung mit bloßen Füßen gewallet sey. Es stund ein Jahr an, daß wir nichts mehr von ihr höreten, und ihrer Pilgerschaft schon vergessen hatten, als es in unsrer Stadt bekannt wurde, die vorjährige Pilgrimminn sey auf der Post mit einem ansehnlichen Gefolge und Bedienung hier angekommen, habe dem Bischofe und einigen Damen von dem ersten Range ihren Besuch abgestattet. Ich hatte die Gelegenheit sie bey einer gewissen Dame anzutreffen. Nach gewöhnlich abgelegter Ehrbezeugung sagte sie in Gegenwart meiner und einiger andern Anwesenden also: Madame! ich bin die Pilgrimminn, die in dem vorigen Jahre Almosen an ihrer Thüre gebettelt: ich habe vernehmen müssen, daß diese meine Pilgerschaft einiges Aergerniß und einige Ursachen zu ungleichen Gedanken gegeben hätte. Ich

habe

habe mich also verbunden geachtet, um allen den übeln Argwohn von einer unglückseligen Person zu benehmen, ihnen dieses Bekenntniß abzulegen. Ich bin die gebohrne Gräfinn von .... Ich hatte einen nahen Blutsverwandten, dessen Namen die Pflichten des Christenthums zu verschweigen mir gebietheu. Ich lebte eine Zeitlang bey ihm unter dem Vorwande über seine Haushaltung die Oberaufsicht zu führen. Wir lebten aber nicht, wie es sein Stand, und unser Blut erforderte. Ich war die erste, die unsre Trennung für nöthig hielt, und ihm anrieth, unser Leben zu bessern. Das öffentliche gegebene Aergerniß war Ursache, daß ihn niemand von seinem Verbrechen wollte frey sprechen. Ich indessen verfügte mich zu meinen Aeltern und beweinte mein Unglück und meine übel zugebrachte Jugend. Er nahm seine Zuflucht nach Rom zu dem heiligen Stuhle, und es wurde ihm zur Genugthuung des öffentlichen Aergernisses auferleget, mit bloßen Füßen und von purem erbetteltem Almosen ohne Bekanntmachung seines Standes, wo man ihn nicht kennete, nach Rom zu pilgern, und die Losprechung seiner Sünden zu empfangen, mir aber, als dem schwächern Theile wurde auferlegt, zu dem nächsten päbstlichen Nuntius nach meiner Reisegemächlich-

keit mich zu begeben, um von ihm losgesprochen zu werden. Er berichtete mir dieses sein und mein Urtheil, mit der beygefügten Erinnerung, daß er wegen seinen eine Zeitlang her zugestoßenen Unpäßlichkeiten die Reise nach Rom vorzunehmen unfähig sey, und deßwegen an den heiligen Stuhl seine weitere Vorstellungen schon gemacht habe. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich entschlossen sey, anstatt seiner die Pilgerschaft unter den vorgeschriebenen Bedingnissen anzutreten, und ohne eine Antwort zu erwarten, eröffnete ich mein Vorhaben unsrem Bischofe, der alles belobte, und mir hierüber Beglaubigungs und Empfehlungsschreiben ausfertigen ließ, die sie hier lesen können. Ich pilgerte demnach mit einer meiner Mägden nach Deutschland, und da selbe an den Gränzen erkrankete, setzete ich meine Wallfahrt allein fort, wie sie mich hier haben vor ihrer Thüre betteln gesehen. Da ich zu Rom ankam, und mich dem schon hiervon benachrichtigten heiligen Vater zu Füßen warf, wurde diese für meinen Vetter erwiesene Freundschaft väterlich angenommen, und ich nebst der Lossprechung mit vielen geistlichen Schätzen belohnet, wie ich hiervon ein Zeugniß ihnen geben will. Sie verehrte hierauf der Dame des Hauses einen Gnadenpfennig. Sie sagte

wei-

weiter: der heilige Vater hat mir wegen einiger durch diese lange Reise zugestoßenen Unpäßlichkeiten befohlen, standesmäßig in einem Wagen meine Zurückreise nach meinem Vaterlande anzutreten, und die ungleiche Urtheile an den Oertern, wo ich durch gepilgeret wäre, mit einem Bekenntnisse meines Fehltritts auf Art, wie ich ihnen hier erzähle, zu verbessern. Madame und Messieurs, sagte sie, und stund auf, lassen sie mich ihrem Gebethe empfohlen seyn, erlauben sie, mich ihrer Gewogenheit zu empfehlen und meine Reise nach meinem Vaterlande und in selbem in ein Kloster, so ich mir auserwählet, fortzusetzen. Sie redete weiter nichts, und konnte keine Bitte sie aufhalten, sie setzte sich in ihren Wagen, und besuchte selbigen Abend noch einige Damen von dem Range, frühe Morgens aber setzte sie ihre Reise weiter nach den Niederlanden fort.

Gnädige Fräule! diese Geschicht kann ihnen nicht unbekannt seyn, sie werden die junge Gräfinn bishero für eine tugendhafte Büßerinn verehret haben; aber ich verwundere sie in ihrem Pilgerrocke und mit ihrem Bettelstabe für eine wahre und vollkommene Freundinn ihres ehemaligen unbillig geliebten Freundes. Sie war nicht

zu

zu dieser Pilgerschaft verdammet, weil sie als der schwächere und verführte Theil (so wie das Zeugniß des Bischofs nach Eingeständniß ihres Verwandten bekräftiget) angesehen worden; aber aus Liebe und Freundschaft ihres gebesserten Freundes hat sie seine auferlegte schwere Buße auf sich genommen, und ich weis, das Auge des Himmels hat eine Freude an dieser zum armen Pilgerrocke gedemüthigten und büßenden Freundinn gehabt. Ihre in eine heilige Freundschaft verwandelte Liebe wird auch der Himmel krönen. Ich wiederhole meinen Gedanken: Die Liebe und Freundschaft, und besonders derer Band und Quelle die Tugend ist, überträgt alles so großmüthig als freudig. Wahre Freunde schämen sich weder eines verächtlichen Pilgerrockes, noch des Bettelstabs, wenn sie tugendhaft freundschaftlich sind. Es haben also die Aegyptier wohl gethan, daß sie der Freundschaft ein schlechtes und gemeines Kleid angeleget.

Aber ich werde auch wohl thun, wenn ich mein langes Schreiben schließe; denn meine Briefe stehen bey ihnen ohnedem in einem so geringen Preise, daß sie selbe kaum einer einfältigen Dose werth achten. Eines freuet mich, ich habe ihnen den

gebethenen Sieg gelassen, merken sie es, freywillig habe ich ihnen selben gelassen; aber wenn sie aus keiner andern Ursache, noch aus keinem andern Bewegungsgrunde meine Freundinn wollen werden und seyn, so erlauben sie mir, daß ich mich noch beständig fort unterschreiben dörfe ꝛc. ꝛc.

.... den 26 Julius 1762.

Der fünfzehnte Brief.

Mein Herr!

Und sie haben mir den Sieg gelassen? Und noch darzu haben sie mir den Sieg freywillig gelassen? Und sie dörfen noch darzusetzen, ich achtete ihre Briefe keiner einfältigen Dose werth? Wo haben sie denn so spotten und schimpfen erlernet? Sie haben keinen Punkten meiner Buchstaben ganz gelassen, und auch so gar meine Gedanken zergliederet, und was noch mehr ist, sie haben mir Dinge aufgedrungen, an die ich nicht einmal gedacht habe, und hernach haben sie mir den Sieg gelassen. Schade für ihren Sieg: doch ich bleibe bey meinem Schlusse: Kein Wort will ich mehr

an

an ihren Briefen ausstellen, damit sie mir nicht wieder in die Haare gerathen und mir einen so herrlichen Sieg überlassen, der mich endlich könnte hofärtig machen. Aber sie werden doch großgünstig erlauben, sehr gestrenger Herr, daß ich ihnen schreibe, was andere Leute von ihren Briefen sagen. Des Papa sein Beichtvater, sie kennen ihn ja, speisete eben mit uns zu Mittage, da ihr letztes Schreiben ankam. Ich mußte es vorlesen, und zu meiner Beschimpfung aus ihrem Briefe selbsten erzählen, wie großmüthig sie mir den Sieg gelassen. Da ich zu dem Puncte von den schlechten und gemeinen Kleidern kam, und das prächtige Lob, so sie selben beygeleget haben, herabgepredi-get hatte: Der Schreiber hat ein Bildgen verdienet, sagte der P. C... Es scheint, der Mann hat andre Begriffe von den Kleidern, als die närrischen Leute, die den Vorzug eines Menschen von den güldenen Dressen, und seidenen Saloppen abmessen. Wer keinen sammeten Rock an hat, der hat heute zu Tage weder Verstand, noch Tugend, noch Geschicklichkeit. Die heutige Welt muß sich des Sprichwortes der alten Deutschen nicht mehr erinnern: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre, gäbe mancher Mann manchem Manne größere Ehre. Die Pilgrimminn war

doch eine Gräfinn, und wenn sie schon als eine Bettlerinn an den Thüren klopfete. So sagte P. C... Der Papa gab ihm Beyfall, und es wurde ein ehrliches Gesätzgen über die armen Kleider geschmähet. Sie kennen den Herrn von W.. er hörete eine Zeitlang geduldig zu, endlich nahm er sich der armen geschimpften Kleider an, und Rabner hätte einen schönen Zusatz zu seiner Satyre von den Kleidern erlernen können, wenn er den beredsamen W.. über den Text: Kleider machen Leute: hätte paraphrasiren hören. Habe ich dieß Wörtgen nicht gut angebracht? Ich habe weiter nichts darzu gesagt, als daß ich die Pilgrimminn eine Närrinn gescholten; der gnädige Herr Onkel hätte seine Buße selbsten verrichten können. Und damit sie es wissen, sie haben die Probe ihrer Freundschaft zu weit hergeholet. Wenigst wird mich diese Probe nicht bewegen. Der P. C... sagte, die Probe wäre gut, denn er war wegen seinem abgenutzten Rocke ein recht guter Freund der schlechten Kleider geworden. Wäre der Coffe nicht gekommen, und P. C.. der vor demselben davon läuft, nicht in den Garten gelaufen, ich glaube der Kleiderstreit daurete noch. Sehen sie, so hetzen sie die Leute hintereinander. Ich und Fräule Marianne wären schier

auch

auch noch einander in die Haare gefallen, ich wollte meine geschimpfte einfältige Dose wiederum haben; denn ich behauptete, eine einfältige Dose schickete sich für kein so galantes Frauenzimmer. Die lose Marianne sagte, sie wollte ihnen die Dose mit in die Stadt nehmen, und sie würden hernach schon widerrufen. Das ist mir ungelegen, sie sollen die Dose nicht haben: Marianne soll sie auch nicht haben. Und so lang sie schimpfen, will ich ihre Freundinn nicht seyn, damit sie es wissen. Sie können sich darnach richten. Wenn ihnen an meiner Freundschaft mehr als an der einfältigen Dosen gelegen, so schicken sie mir selbe gleich wiederum zurück, wenn die Marianne sollte so boshaft seyn, ihnen selbe zuzustellen. Ich bin recht bitter bös, daß sie immer von der Freundschaft schreiben, und doch so feindschaftlich mit mir und meinem armen Geschlechte umgehen. Leben sie wohl, und halten mich gleichwohl für ihre ꝛc. ꝛc.

den 28 Julius, 1752.

Der sechzehnte Brief.

Gnädige Fräule!

Hier haben sie ihre kluge Dose wieder, weil es sie verdrossen, daß ich sie nach ihrem Werthe einfältig gescholten. Ich schicke sie aber nicht zurück, um deßwegen von ihnen Freundschaft zu erbetteln, wie sie sich in dem Ausdrucke geschmäuchelt: Wenn ihnen an meiner Freundschaft mehr als an der einfältigen Dose gelegen, so schicken sie mir selbe gleich wiederum zurück, wenn die Marianne so boshaft sollte seyn, ihnen selbe zuzustellen. Und ich soll auf solche Freundschaft dringen, die noch nicht einer Staatsfreundschaft gleichet? Eine Staatsfreundinn wie zierlich würde sie mir zugeschrieben haben: Finden sie an der einfältigen Dose ein Belieben, nehmen sie selbe als ein Opfer meiner Dienstfertigkeit, aber ja nicht als ein Merkmaal meiner Freundschaft an; denn diese läßt sich nicht an berlinischen Dosen abmessen. Ich muß ihnen gestehen, ich glaubte, die Dose sey ein Königreich werth, da ich so feyerliche Einwendungen las,

und wie groß war meine Verwunderung, da den ganzen Werth der Dose ein Bild auszumachen schien, so ihnen vieleicht deßwegen schätzbar ist, weil es einen Freund vorstellet, der jenen gleich, die in den Gesellschaften der heutigen Welt um einen verächtlichen Handkuß feil sind.

Und Marianne soll boshaft seyn, weil sie mir ein Denkmaal einer vieleicht längst in einer Dorfstube bey einer Baurenmagd verrauchten Freundschaft zugestellet? Verzeihen sie mir, wenn ich nimmermehr glaube, daß sie eine ächte Freundinn der Marianne gewesen, denn nur Feinde nennt man boshaft. Gnädige Fräule! soll ich ihnen meine Gedanken aufrichtig aufklären? Meine Freymüthigkeit läßt es mir nicht zu, hinter dem Vorhange zu lächeln. Sie sind bitter böse, daß ich ihnen Briefe von der Freundschaft schreibe, und doch so feindschaftlich mit ihnen und ihrem Geschlechte umgehe. Sind dieses die Früchte von meinen Briefen, so geben sie zu, daß dieses der letzte sey. Sie sollen nicht bitter böse seyn, denn ein Frauenzimmer von ihrer Gattung, ich will sagen, Klugheit und Tugend, kleidet das Bösseyn sehr häßlich. Der Weise sagt zwar, daß kein Zorn über den Zorn eines Weibes sey; aber ich glaube nicht, daß er

es zu dem Lobe ihres Geschlechtes geschrieben habe: und ich erinnere mich auch nicht, jemal gelesen zu haben, daß sich das weibliche Geschlecht wegen der Eigenschaft ihres körperlichen Gebäudes nothwendig ereifern müsse: denn selbiges enthält allzeit viel Phlegma (verstünden sie kein Latein, so würde ich diesen mediciniſchen Ausdruck mit dem Ueberflusse der Feuchtigkeiten oder Säfte gegeben haben) welches eine Mäßigung der feurigen Wallungen zu seyn geglaubet wird. Aus dieser Ursache nennet man alle dicke Leute gut, und aus ebendiesem Grunde rühmet man von ihrem Geschlechte, daß es die Nüchterkeit liebe, und wenig trinke; es wäre dann, daß sie aus Nachläßigkeit der Amme oder der Französinn in der Kindheit erlernet hätten, den Saft der Reben zu schlurfen. Genug, das Bösseyn kleidet sie nicht, gnädige Fräule! es sey hernach gegen die arme Marianne, oder gegen mich. Die Fräule Marianne ist ihre Freundinn, und haben sie jemal gehöret, daß es erlaubet sey, auf eine Freundinn zu zürnen? Um eine berlinische Dose, die man um 16 Groschen in den Tändelbuden findet, zu zürnen? Wollen sie aber gegen mich zürnen, so nehmen sie eine andere Ursache, als die Beschimpfung ihres Geschlechtes. Wirklich hat mich eine ganze Bande der pedanti-

schen

schen Schulmonarchen für einen entzückten Verehrer ihres Geschlechtes erkläret, weil ich ihnen und nicht Gelehrten von meinem Geschlechte Briefe von der Freundschaft schreibe. Was sündige ich dann gegen ihr schönes Geschlecht? Sie werden doch nicht fordern, daß ich ihre eitle Schönpflästergen mit dem Glanze der Sonne, des Mondes und der Sterne zudecke. Strafe ich die Mängel ihres Geschlechtes, so müssen sie doch auch meiner Feder die Gerechtigkeit nicht absprechen, daß ich ihre Vollkommenheiten mehr als vortheilhaft schildere. Vieleicht muß ich noch deßwegen in dieser oder in jener Welt Verantwortung übernehmen. Kurz: sie haben keine andere Ursache über meine Briefe böse zu seyn, als jenes alte Weib über ihren treuen Spiegel, daß er ihr keine Zähne in ihrem abgebrannten Munde vorgezeiget.

Wie klug und billig war die Anmerkung des P. C.. . über die abgenutzte Kleider; mit einem neuen Rocke will ich sie ihm bezahlen, wenn er mir auf meiner Einsiedeley die Ehre giebt. Rabner, der kluge Sittenrichter, hat sehr recht, daß die Kleider Leute machen; hätte er es als ein Polizeyrath geschrieben, so könnten die Kleiderrichter ein Urtheil aus seinem Gesetzbuche borgen, um die

Kleider oder vielmehr die Leute nach ihrem Stande und Character nach der Kleiderordnung in eine kenntliche Classe einzutheilen, und wir würden vieleicht nicht einen Menschen in seinem verbrämten Rocke als einen geheimen Rath anbethen, der in der That selbsten nichts durch seine gestohlne Dressen bedecket als einen deßwegen verehrungswürdigen Schneider, weil er durch die Stärke seiner schöpferischen Schneiderkunst einen Gassentreter in das Ansehen eines erleuchten Grafens und fürstlichen Ministers verwandelt hat. Da aber Herr Rabner seine Sittenschrift von den Kleidern als ein Steuerverwandter geschrieben, so macht er sich eines gewissen Amtseifers verdächtig, kraft welcher er wünschete, daß die Leute in einer Stadt nach dem Prachte und Ansehen der Kleider in der Steuer möchten angelegt werden, weil alsdann ein mancher mit 30 Gulden bezahlter Federheld den Tribut eines Ministers nach dem Range seiner brillirenden Weste in dem Steueramte müßte abzahlen, und vieleicht auch eine Dame von dem ersten Range des Hofes ihre Kammerjungfer allda würde kläglich angeben, daß selbe in der abgelegten Spitze, und in dem veränderten Stoffe ihrer Robbe sie die gnädige Frau selbsten bis zu der Verachtung der Bürgersweiber ver-

dringe. Würde diese Kleidertaxe nicht nach dem Stande und Range, sondern nach dem erbettelten Aufputze beydem Geschlechte aufgelegt werden, also daß, wer den Stoff eines Ministers trage, die Steuer eines Ministers, und die sich des majestätischen Aufputzes einer Hofdame erfrechen würde, die Steuer einer Ministersfrau zahlen sollte, würde sich nicht die Einnahme des Herrn Rabners vergrößern, und vieleicht um so mehr, wenn auch eine arm gekleidete Höppinn sich würde einfallen lassen, den Herrn Rabner mit einer Douceur zu bestechen, um ihr wenigst in der Steuertaxe den Character einer gnädigen Frau beyzulegen, weil ihr der Geiz des Mannes oder auch ihr Schicksal versagen, in dem Prachte der Kleider als eine solche zu erscheinen, die sie längstens in ihrer Einbildung war, und nun durch die Steuertaxe werden könnte. Vieleicht hat der gelehrte Rabner nicht umsonst die Steuertaxe von den Gedanken seinen Schriften beygesetzet, um den guten Geschmack vieleicht zu reizen, damit, wenn der Gedanke einmal abgefaßt, was großes in der Welt vorzustellen, die Kleider und die Zahlung des Taxes selben sogleich wirksam und geltend machen können.

Doch wir wollen den schönen Kleidern ihren Werth lassen, und nun sehen, ob P. C. Recht habe, daß die armen Kleider nicht so gar aller Achtung müssen entsetzet werden; daß man nicht zu Zeiten Ursache habe, auch unansehnlich gekleideten eine Ehre zu erweisen. Der weise Rabner wollte vieleicht durch seine Satyre sagen, daß zwar die Kleider die Leute nicht machen, aber daß sie doch dem Menschen einen Glanz geben, wie der Purpurmantel einem verdorbenen Studenten auf der Schaubühne die Majestät eines Königs zustraalet. Unter dem stolzesten Kleide kann der dummste Idiot verborgen seyn. Also in dem Gegentheile arme und elende Kleider decken zu Zeiten den größten Geist, dem man eben so viele Ehre und Verehrung würde schuldig seyn, als wie groß seine Verdienste sind; die aber eben deßwegen nicht in die Augen leuchten, weil ihnen das Licht und der Glanz der vergoldeten Kleider fehlet. Die Mode der Welt ist zu bekannt, als daß man erst selbe mit Beyspielen zu erweisen nöthig hätte; kömmt man in eine große Gesellschaft, so bückt man sich nur vor den größten Perüken, und man küßt zu erst denen die Hände, so mit den längsten Schleppen, von goldenen Pfauensonnen durchwirket, den Saal auskehren. Läßt sich ein demüthiges Ge-

schöpf, wie P. C. ist, melden, Glück für ihn, wenn ihn der abgerichtete Diener nicht an der Thüre einen verwegenen schilt, und mit einer finstern Entschuldigung, daß die Herrschaft Gäste habe, abweiset; aber auch Unglück für ihn, wenn er in den Gesellschaftssaal, wie in einen Himmel, wo die Sterne der ersten Größe umirren, eingelassen wird. Er wird hinter der Thüre aus Demuth seinen Aufenthalt nehmen. Jener wird fragen, was thut dieser Sittenprophet hier. Eine andere wird eilends ihr Gläsgen aus der Tasche nehmen, und mit einem ohnmächtigen Seufzer klagen, es riecht nach . . . P. C. kann lang an der Thüre Schildwacht stehen, bis man seiner gewahr wird, vieleicht erblickt ihn ein alter Philosoph, und thut ihm die Ehre an, sich zu erkundigen, woher es komme, daß sein Bart so bald ergrauet? Warum steht aber P. C. so verächtlich da? Ist sein armer Aufzug schuld daran? Alle werden sagen, ja, und ich allein sage nein. Die Miskenntniß seiner Verdienste macht ihn so unansehnlich und keiner Achtung würdig. Das lächerliche Vorurtheil, daß P. C. mit seinem Edelmannsrocke, da er seinen Stand aus einem höhern Triebe verwechselt, auch das Blut seiner Ahnen und die guten Eigenschaften und Erziehung seiner Jugend ausgezogen, und

hinge-

hingegen mit der rauhen Kutte die Dummheit und die niederträchtigste Creatur der Welt angezogen habe: dieses lächerliche Vorurtheil verbannet ihn hinter die Thüre: der vieleicht wegen seinen Verdiensten und edeln Eigenschaften würdig wäre den ersten Rang einzunehmen. Man dörfte ihn nur einmal reden hören, o wie stumm würden ihn die Stutzer, und wie ehrfurchtsvoll die Göttinnen bewundern, daß auch unter einer braunen Decke ein Mann könne verborgen stecken, der eine edlere Seele habe, als ein paar dutzend solcher Maschinen, die wie die nürnberger Docken nach dem Zuge des Fadens sich bewegen.

Aber gnädige Fräule! wie ausschweifend bin ich geworden. Ich muß zu dem Kleide meines Jünglings zurückkehren, wenn ich nicht Bücher anstatt der Briefe schreiben will. Doch sie sind selbsten Schuld daran, warum plagen sie mich mit Nebendingen, und versäumen, mich mit Ausstellungen über meine Anmerkungen auszufordern. Das Kleid unsres Jünglings ist aufgestülpet. Aufgestülpte Kleider bedeuten einen zur Reise oder zur Arbeit fertigen Menschen. Ein ächtes Sinnbild eines Freundes. Er muß zur Hülfe und zum Rathe seines Freundes allzeit fertig seyn. Er

wartet nicht erst bis sein Freund kriechend an seine Thüre klopft, und er besinnet sich nicht lang, ihm aufzuschließen, wenn er ihn klopfen sieht. Rechtschaffene Freunde haben scharfe Augen, sie sehen die Noth des Freundes, ehe sie vor ihre Thüre kommen: und in diesen findet die Freundschaft ihre süße Lust, wenn sie den Klagen des Freundes kann zuvorkommen, und ihm ehender die Hand reichen, als er selbe mit Thränen in den Augen geflehet. Das ist barbarisch und nicht freundschaftlich, wenn man erst seines Freundes Thränen will auf den Wangen zählen, ehe man ihm ein gerührtes Herz zeiget. Wenn der Freund erst durch seine Verbeugungen, und durch seine Schaamröthe seinem Freunde die Wohlthat zum voraus soll bezahlen, so ist das Verdienst der Freundschaft hin, und die Gutthat ist zum Ueberflusse bezahlet. Ein Freund muß das Wohl seines Freundes wie sein eigenes zu Herzen nehmen: alle Verzögerungen verschlimmern das Unglück des Bedrängten: und wenn die verschobene Hülfe das Uebel nicht größer macht, so ist sie doch in dem sträflich und unmenschlich, daß man seines Freundes Seele will länger auf der Folter seines Unglückes zappeln lassen. Er wird den Schmerzen so empfindlicher fühlen, weil er mit voller Hoffnung zu seinem Freun-

de geeilet, den er nun so saumselig antrifft, und an dessen Freundschaft er so billige Ursache zu zweifeln findet. Es schmerzet ihn, daß er glauben muß, er habe sich vergeblich erniedriget: und da er sich betrogen glaubt, durchnagt seine Seele ein Kummer, den nur ein Freund fühlen kann, da er sieht, daß er an seinem Freunde keinen Freund hat. Der Freund muß also aufgestülpet, das ist zu allen Zeiten bereit seyn, seinem leidenden Freunde die Hände zu biethen: ja er muß ein aufmerksames Auge haben, mit der Hülfe den Klagen seines Freundes die Zeit und den Rang abzulaufen.

Parmos hatte das beste Herz, und seine freygebige Arme umfiengen alle mit gleicher Großmuth und Gutthätigkeit; seine Gemahlinn liebte den Pracht, und ihr Vergnügen war, ihre zahlreiche Familie den häufig einkehrenden Fremden täglich in einem wechselnden Aufputze unter die Augen zu stellen. Kurz des Parmos Landgut stellte eine kleine Hofhaltung vor. Der reiche Aufwand überhäufte ihn unvermerkt mit schweren Schulden. Er wurde derselben nicht ehender gewahr, als bis seine Verwalter und Amtleute die aufgeschwollenen Schulden zu bergen sich außer Stande sahen. Er sah den Bau seines Glückes wanken: und er

sah

sah keine Stützen mehr, dem Umsturze zu steuren. Er ließ sich die Summen seiner Schulden und den Betrag seiner verpfändeten Güter vor Augen legen. Die Schuldforderungen zum Ausbruche kommen zu lassen, war ihm zu bedenklich: er sann demnach auf Mittel, dem baufälligen Hause einen gesunden und tragbaren Balken einzuziehen. Er meynte eine Summe von 12000 Thaler würde die kleinen Gläubiger befriedigen, und selben den Mund stopfen, um die größere durch ihr Geschrey nicht aufzuwecken. Aber woher Parmos die 12000 Thaler zur Befriedigung der Gläubiger nehmen sollte, war die große Frage? Parmos hatte einen guten Freund in der Stadt, der so reich an Gütern, als gut vom Herzen war. Er nahm Gelegenheit bey der annahenden Herbstzeit seinen Freund zu sich auf das Land zu laden, unter dem Vorwande, wegen einem auf seinem Landgute zu errichtenden Baue ihn um Rath zu fragen. Herminas, so nennte sich der reiche Freund des Parmos, hielt es für eine Pflicht der Freundschaft, dem Gesuche seines Freundes Folge zu leisten; nur noch einige Geschäffte hielten ihn in der Stadt auf; und indessen, da die öftere Forderungen der Gläubiger unbezahlet abgewiesen worden, zog diese Verzögerung ein großes Mistrauen nach sich;

und da verschiedene Gläubiger sich mehrmalen auf dem Wege und auf dem Landgute des Parmos antrafen, und sie ihre unbezahlten Schuldforderungen einander gleich achteten, traten sie endlich gemeinschaftlich zusammen, und unterredeten sich, mit gesammtem Haufen dem Parmos über den Hals zu ziehen, und die Bezahlung der Schulden zu fordern: oder ihn gerichtlich zu belangen. Es war zu dieser verabredeten allgemeinen Schuldforderung ebenderselbe Tag bestellet, an welchem Herminas auf das Landgut des Parmos abzureisen entschlossen war. Eine Stunde vor der Ankunft des Herminas hatten die gesammten Gläubiger den Parmos überfallen. Ab dem unvermutheten Auftritte so vieler Gläubiger entsetzte sich Parmos, und da er sich außer Stande sah, auch nur den mindesten derselben zu befriedigen: und da er zugleich die Drohungen seiner Schuldforderer hörete, überfiel ihn eine schwere Unpäßlichkeit, die ihn sogleich zu Bette warf. Einige legten es für eine Verstellung, andere für eine Rache des Himmels, andere für eine Verzweiflung aus, und jeder wollte bezahlt seyn. Der Lärmen und das rasende Geschrey der aufgebrachten Gläubiger wurde allgemein, sie vergiengen sich in groben Ausschweifungen, und sie waren schon bereit, durch Erbrechung

der

der Schränke und Kisten, und durch die kostbare Meubeln des kranken Parmos sich bezahlet zu machen. In diesem allgemeinen Aufruhre, in dieser Verwirrung des Hauses kam Herminas auf dem Landgute des Parmos an. Er hörete kaum aus dem Geschreye der Gläubiger, und aus den Klagen des bestürzten Hausgesindes, was in dem Hause seines Freundes vorgieng, forderte er, ohne noch seinen kranken Freund zu sehen, alle Gläubiger in einen an dem Garten stoßenden Saal: er begehrte, daß ein jeder seine liquide Schuldforderung ihm vorlegen sollte. Da er alle durchforschet, gab er ihnen den Bescheid, sich zurück nach der Stadt und zu seinem Hause zu verfügen, wo er alle zu zahlen sich erboth. Er setzte sich in seinen Wagen, saget eurem Herrn, sprach er zu einem Bedienten, der ihn an den Wagen begleitet hatte, daß ich morgen um die Mittagsstunde ihn unfehlbar besuchen wolle, und ihn in besserem Stande anzutreffen wünschete. Und hierauf rollte er mit seinem Wagen der Stadt zu; und der noch murrende Pöbel jagte ihm zu Fuße und zu Pferde nach, so, wie sie angekommen waren. Parmos hatte sich kaum ein wenig erholet, wo ist Herminas, fragte er die Umstehende, (denn es war ihm, als hätte er in einem Traume gehöret, daß sein

Freund sey angekommen. Herminas, antwortete einer von seinen Söhnen, hat sich wiederum in seinen Wagen gesetzt, und ist abgefahren. Parmos seufzete; denn er glaubte, der ungestüme Auftritt seiner Gläubiger hätte den Herminas von seiner Schwelle getrieben. Ich verdenke es ihm nicht, sagte endlich Parmos, denn er wollte vielleicht kein Zeuge meiner Schande seyn; aber indessen habe ich einen Freund verlohren, auf den ich meine ganze Hoffnung geanketet hatte; nun sinket mit ihm mein ganzes Haus zu Grunde. Ein neuer Anfall eines Fiebers machte den klägli-chen Parmos stumm. Der Diener, so den Herminas an den Wagen begleitet hatte, erzählte ihm zwar, daß Herminas den andern Tag zur Mittagszeit wiederum eintreffen wollte, allein sein zerrüttetes und kraftloses Gemüth war dieses Trostes nicht fähig. Es sind Entschuldigungen, seufzete Parmos. Herminas hat mich durch meine Gläubiger erniedriget gesehen, und er fliehet seinen gedemüthigten Freund. Diese bittern Gedanken durchnagten seine bestürzte Seele, und schlaflos brachte er die traurige Nacht durch, die ihn mit den fürchterlichsten Bildern und grausamsten Sorgen quälete; denn er sah seinen ganzen Stand

auf

auf einmal also niedersinken, daß er sich aus seiner Tiefe zu errichten, verzweifelte.

Die Mittagsstunde brachte den treuen Herminas in das Zimmer des bettliegerigen Parmos. Freund! was ist dieses, redete der redliche Herminas den beschämten und verwirrten Parmos an. Ermuntere dich Freund, der Schwarm der Böswichte ist gedämpfet. War es wohl auch der Mühe werth, dich so schimpflich zu überfallen? und dir so ungeschliffen zu begegnen? Ich habe den ungestümen Pöbel befriediget, er wird dich nicht mehr belästigen. Herminas hatte wirklich noch in der entwichenen Nacht alle Gläubiger befriediget, und er legte, unvermerkt des Parmos, die Quittungen unter seine Schriften. Ermuntere dich Freund, sagte der gutthätige Herminas: Ich bin zu dir gekommen, um uns auf deinem Landgute zu ergetzen. Sammle die Kräfte, steh auf, und laß uns die Herbstluft genießen. Die Gegenwart des muntern Herminas richtete den Parmos selben Tag noch auf, und in einigen Tagen war er wiederum hergestellt. Es war dem wohlthätigen Herminas nicht genug, seinem Freunde dieses erregte Ungewitter gestillet zu haben, sein vorsichtiges Auge schauete auf das zukünftige Wohl

seines Freundes. Er sah die Unordnung des Hauses, so die Quellen seines Unglückes waren, und er konnte mit Rechte besorgen, daß, wenn sie nicht bald gestopfet würden, sie bald wieder ausbrechen, und den völligen Untergang seines Freundes nach sich ziehen würden. Da Parmos also hergestellet war, daß Herminas glaubte, er würde die treue und strenge Ermahnungen eines Freundes ertragen können, eröffnete er ihm seinen treuherzigen Rath, wie dem Umsturze seines Hauses zu steuern sey. Du lebst auf dem Lande, sagte Herminas, worzu dienet solcher Pracht? solcher unnütze Aufwand, der dir deine Einkünfte verschlinget? Worzu nützet deine verschwenderische Gastfreyheit? Du nährest ein Duzend armer Familien in der Nachbarschaft, die dir deine Güter aussaugen, und das Maul wischen, ohne dir noch einen Dank zu wissen. Deine Unpäßlichkeit wird dich entschuldigen, sie nach und nach von deinem Hause abzugewöhnen. Was soll eine solche Menge der Diener? Was nützen Ställe von gemästeten Pferden? Schaffe das Ueberflüssige ab, lebe in Ruhe, und genieße deinen Segen in Zufriedenheit. Deine Güter sind beträchtlich, und deine Einkünfte sind nicht nur hinlänglich, deine Schulden zu tilgen, sondern auch dich standesmäßig zu unterhalten.

Die Frau vom Hause machte zwar sehr schiefe Augen über die treuherzigen Vorschläge des Herminas; und auch die Kinder murreten aus Unverstand gegen die Entschließungen ihres gewitzigten Vaters. Herminas ließ sich die Einkünfte seines Freundes und die Summen der auf seinen Gütern haftenden Schulden vorlegen. Er sah die üble Wirthschaft, und den Betrug der Verwalter und Pachter der Güter seines Freundes ein: er übernahm die Untersuchung, ja die Oberverwaltung auf sich, er verkaufte einige der schlechten Güter, die dem Parmos mehr zum Schaden, als Nutzen gereicheten. Er legte mit dem gelösten Gelde einige verdächtige Schulden ab, und Herminas brachte es durch seine sorgfältige Aufsicht so weit, daß Parmos nicht nur Schulden frey wurde, sondern wiederum zu grünen begann. Kurz: Herminas hatte seinen Freund in kurzer Zeit reich gemacht.

Wie viele, Mademoiselle, finden wir dieser fertigen Freunde in unsrem Welttheile? Hätte er die kleinen Gläubiger nicht sogleich aus seinem Säckel befriediget: wäre er nicht noch selben Abend in die Stadt zurück gekehret, ihren murrenden Mund zu stopfen, ihr Geschrey würde die

größere Gläubiger aufgewecket, jeder würde nach seiner Zahlung gegriffen haben, und Parmos würde mit seinen Kindern kaum mit dem Hemde auf dem Leibe aus dem Gedränge entrunnen seyn. Die Fertigkeit des Herminas, seinen sinkenden Freund aufrecht zu halten, hat den Parmos von dem Untergange gerettet. Herminas hat nicht gewartet, bis erst sein gebeugter Parmos ihn um Rath und Hülfe angeflehet. So machen es wahre Freunde. Sie kommen der Bitte ihres leidenden Freundes zuvor, und sie finden Wollust, das ihrige ihrem Freunde aufzuopfern, wenn sie seinem drohenden Unglücke hierdurch können Gränzen setzen. Die verzögerte und verspätete Hülfe ist öfters keine Hülfe, sondern ein unersetzlicher Schaden, und die Ursache des Unterganges des Freundes. Denn der Freund, der auf die Hülfe seines Freundes bauet, und sein Vertrauen auf seine wohlthätige Hand setzet, versäumet sich, um andere wirksame Mittel umzusehen, und aus dieser Sorglosigkeit erwächst sein Umsturz. Der ist kein Freund, sondern ein Barbar, der seinen Freund mit gleichgültigen Augen kann leiden sehen. Er verräth die Härtigkeit seines Herzens, die keinem Freunde zusteht; weil er die Noth seines Freundes als seine eigene fühlen muß; wie nun der ein Barbar gegen

sich selbsten wäre, der seiner dringenden Noth zu steuren säumete, also muß auch der ein Barbar gegen seinen Freund seyn, wenn er ihm nicht schleunig hülfreiche Hände reichet; denn man könnte sonst auf die Gedanken fallen, daß es eine kleine Labung seiner grausamen Seele sey, seinen Freund oder doch wenigst dessen bedrängtes Gemüth auf der Folter gestrecket zu sehen. Zeiget aber diese wilde Lust nicht ein recht barbarisches Gemüth an, so sich nimmermehr mit der Empfindsamkeit eines freundschaftlichen Herzens verträgt? Was soll man von den freygebigen Worten und Ausdrücken eines Menschen halten, der immer den bereitwilligen Diener, den verbundensten, und aufmerksamsten Freund in dem Munde führet; der bey einem jeden Besuche so treuherzig seinen Freund auf seine Hülfe zählen, und bauen heißt, und alsdann, wann er seinen Freund leiden sieht, sich stellt, als nehme er die Bedrängnisse seines Freundes nicht einmal wahr. Der handelt nicht klug, der mit der Einziehung eines gesunden Balkens dem Umsturze seines Hauses kann vorbeugen, und dem fallenden Baue nicht ehender will zu Hülfe kommen, als bis selbiger in Drümmern zu Boden liegt. Wir haben aus dem Weltweisen schon angemerkt, daß die Freundschaft muß klug seyn: wir

wollen sagen, die Klugheit des Freundes muß sich auf den Nutzen und auf das Wohl seines Freundes, wie auf sein eigenes erstrecken, wo ist aber die Probe der Klugheit, wenn der Freund sieht, daß er mit einer geschwinden Hülfe seinen fallenden Freund kann aufrecht halten, und er erst warten will, bis sein Freund zu Boden gesunken; und alsdann das Verdienst einer Freundschaft will sammeln, wenn er dem schon liegenden seine Hand will biethen, da er indessen einen Arm oder Fuß zerquetschet: wird nicht seine Hand, die er dem gefallenen reichet, dem zerquetschten Arme nur einen schmerzlichen Dienst leisten? Unsre Alten sagten: Man muß der Krankheit in ihrem Ursprunge begegnen, weil späte Arzneyen das Uebel nicht heben. Es ist nicht nur eine Ungeschicklichkeit, sondern eine sehr sträfliche Saumseligkeit, wenn man seinen Schaden mit einer weißen Salben kann heilen, und ihn bis zu einem Krebse, und so weit will umfressen lassen, daß man hernach schneiden und brennen muß. Dieses ist eine feindselige Art zu heilen.

Den Democles hatte ein altes Band der Freundschaft mit Progonas, einem mit ihm in gleicher Würde stehenden Manne gebunden. Sie schienen

ein Herz und eine Seele zu seyn: sie theileten ihre Vergnügungen, wie ihre Arbeiten miteinander, und man sah selten den einen ohne den andern. Progonas wurde durch einige Unglücksfälle und durch die Aussteurung eines Sohnes, und einer Tochter in die Verlegenheit gesetzt, um seinen Stand und Character zu behaupten, einige herrschaftliche Gelder, die er unter Händen hatte, anzugreifen: Geschenke und Dienste von denen anzunehmen, die bey ihm Hülfe und Gerechtigkeit suchten, weil sich Democles entschuldigte, mit baarem Gelde seinem Freunde beystehen zu können. Der Pöbel, der diese Aenderung bald bemerkete, besonders da Progonas in der Ausübung der Gerechtigkeit etwas saumselig, und in seinem Betragen etwas stolz gegen die Bürger war, und hierdurch die Gemüther von sich abgelenket hatte. Anfänglich murreten sie nur, und bey dem Falle eines gethanen widrigen Ausspruches, sagte der verurtheilte Theil öffentlich, daß, wenn er die Hände des Progonas wie sein Gegentheil hätte vergolden können, würde er nicht sachfällig geworden seyn. Einer von den Misvergnügten wendete sich zu seinem Fürsten, und ließ diese Ahndung in seine Bittschrift mit einfließen, ja, er setzte hinzu, daß der große Aufwand des Pro-

gonas nicht nur die Annehmung der Geschenke, sondern auch die Untreue gegen seinen Fürsten muthmaßen ließ. Diese Erinnerung machte Eindruck bey dem gerechtigkeitliebenden Fürsten. Democles war eben zugegen, da der Fürst einigen Räthen den Auftrag that, des Progonas Betragen zu untersuchen, und von den herrschaftlichen Geldern die Rechnung zu fordern. Wäre es nicht dem Democles zugestanden, seinem Freunde diesen drohenden Schlag zu berichten; aber anstatt seinen Freund zu warnen, entfernte er sich von ihm, in der falschen Einbildung, daß, wenn Progonas sollte schuldig gefunden werden, man ihm seine mit demselben gepflogene Freundschaft zum Argen möchte anrechnen. Die abgeordneten Räthe forderten die Rechnungen, und mit selben den Ueberschuß der herrschaftlichen Gelder. Der verworrene Progonas mußte bekennen, daß er sie zu seiner Nothdurft verwendet hätte. Der eifrige Fürst befahl die Untersuchung wegen den angenommenen Geschenken anzustellen. Es wurde dem Volke und den Bürgern bekannt gemacht, daß, wer dem Progonas Geschenke gegeben, selbe getreulich angeben und wiederum zurück erhalten sollte. Die Geschenke liefen auf eine ansehnliche Summe auf, und die Berechnungen wurden dem Fürsten vorgelegt.

legt. Dieses war dem gerechtigkeitliebenden Fürsten genug, den Progonas nicht nur seines Amtes und seiner Würde zu entsetzen; sondern auch nebst der Zurückgabe der schuldigen Gelder und angenommenen Geschenke ihn zu einer großen Geldbuße zu verdammen: und bis diese Gelder würden abgezahlet seyn, sollte Progonas so lang in den Verhaft gesetzet werden. Democles war zugegen, er hörete den Befehl des Fürsten, es schmerzte ihn sein Freund, aber er gieng stillschweigend nach Hause, und noch auf dem Wege vergaß er das bevorstehende Unglück seines Freundes. Progonas wurde in das Gefängniß gesetzt, und seiner Gemahlinn der Wille des Fürsten entdecket, daß ihr Gemahl nicht ehender aus selbem würde entkommen, bis die geforderten Summen würden abgetragen seyn. Wirklich wurde ein Beschlag auf alle Güter und Mobilien des Progonas geleget, und es wurde ein Tag zu der Versteigerung derselben angesetzt. Die erschrockne Gemahlinn nahm ihre Zuflucht zu dem vertrautesten Freunde ihres Mannes, wie sie meynete, und dieser war Democles. Sie schilderte ihm mit den kläglichsten und beweglichsten Farben das Unglück ihres Hauses, so Democles ehender gewußt, als sie es empfunden. Nach einem Duzend abgelegten Beklag-

klagungen ihres Schicksals brach er in die freundschaftliche Worte aus. Madame! mein ganzes Vermögen steht zu den Befehlen meines Freundes: schlagen sie immer zu der Rettung ihres Liebsten, meines geliebtesten Freundes, alle ihre Güter und Mobilien los: ich werde sie alle durch Ueberbiethungen an mich zu bringen suchen: sie werden alsdann in sichern Händen seyn. Das Schicksal meines Freundes wird sich wenden, alles soll unberührt in meinen Händen verbleiben, und er kann sie nach und nach aus den meinigen wieder einlösen, und in den vorigen Glanz seiner Ehre wieder zurückkehren. Die betrübte und von dem Schrecken betäubte Hortensia, dieses war der Namen der Gemahlinn, sah die unglücklichen Folgen des Anerbiethens dieses Freundes nicht ein, und vieleicht sah sie Democles selbsten nicht so tief ein, weil ihm ein gewisser Eigennutz eine Binde vor die Augen legte; sie dankete noch recht demüthig und sich bis zu seinen Füßen erniedrigend für das Versprechen des Democles, und von einem falschen Troste aufgerichtet kehrete sie nach Hause. Der anberaumte Tag der Versteigerung kam an: Democles trieb alle Güter und Mobilien des Progonas so hoch, daß sie ihm alle überlassen wurden. Er zahlete die Summen aus, und Progo-

nas wurde durch selbe auf freyen Fuß gesetzt. Der seines Amtes und Verdienstes entsetzte Progonas kehrete in die bloße Arme seiner Gemahlinn zurück. Sie beklagten ihr Schicksal, hofften aber von ihrem gutthätigen Freunde, denn dafür hielten sie den Democles, eine Linderung desselben. Und er war auch der erste der seinen erlöseten Freund besuchete: und itzt floßen Mitleiden, itzt Glückwünsche aus seinem Munde. Progonas schüttete sein bedrängtes Herz in den Schooß seines Freundes aus. Ich würde verzweifeln müssen, sagte Progonas, wenn ich in meiner Erniedrigung als ein Gespötte der Menschen in dieser Stadt umherwandeln sollte, theuerster Freund! du hast meine Güter, mein Leben, und meine Ehre mit deinen Wohlthaten eingelöset, vergönne mir, daß ich auf einem meiner Landhäuser, so du so gutthätig gerettet, so lang meine betrübten Tage könne zubringen, bis entweder der Zorn des Fürsten besänftiget, oder ich an einem fremden Hofe mein Glück könne finden, auf daß ich mich aus meiner Noth und aus meinen Schulden könne retten. Mit allem Vergnügen, antwortete Democles, nicht nur dein Landhaus, sondern auch dessen Einkünfte sollen zu deinem Unterhalte seyn; ich würde dir noch mehrere Güter von dei-

nen

nen eigenen einräumen, wenn ich nicht Kinder von zwoen Ehen hätte, die auf mein Thun und Lassen ein aufmerksames Auge haben. Progonas dankete für dieses Freundstück, und bezog sein Landhaus. Kaum hatte er ein halbes Jahr auf selbem kümmerlich zugebracht, starb Democles an einem Schlagflusse, die lachenden Erben theilten das Hinterlassene, der unbarmherzige Erbe trieb den Progonas mit seiner Gemahlinn aus dem Landhause. Dieser herbe Schlag legte Hortensia in kurzer Zeit in das Grab, und Progonas trieb die Verzweiflung in ein fremdes Land, und dessen Aufenthalt ist bis diese Stunde noch unbekannt. Dieses war die Frucht einer zaudernden Freundschaft, wenn sie noch den Namen der Freundschaft verdient. Hätte nicht Democles sein Kleid der Freundschaft sollen aufstülpen? Hätte er nicht, so bald er den ersten Befehl des Fürsten vernommen, die Rechnung und das Aufführen seines Freundes Progonas zu untersuchen, ihn warnen, und in dem Falle seiner begangenen Veruntreuung ihm die Summe der aus der herrschaftlichen Casse entnommenen Gelder vorstrecken sollen? Wäre nicht durch diese Wohlthat der Untersuchung gesteuret, und zugleich den fernern schleunigen Abzahlungen der Geschenke vorgebeuget wor-

worden? Oder hätte er nicht, da er den Befehl der Verhaftnehmung seines Freundes gehöret, ein freundschaftliches Wort für seinen Freund bey dem Fürsten einlegen, oder für die Schulden seines Freundes sich seinem Fürsten als einen Bürgen verpfänden sollen? Was soll diese thörichte Hülfsleistung seyn, die Güter und Mobilien seines Freundes auf den höchsten Preis zu steigern, und also die Zahlung seinem Freunde um so mehr schwer zu machen? Hätte er nicht anstatt der Steigerung, die für die eingelöste Güter ausgezahlte Summen sogleich können darstrecken, und seinen Freund in dem Besitze seiner Güter und alles des Seinigen können erhalten, um ihm so gemächlicher die Gelegenheit zu lassen, aus der Einnahme seiner Güter ihm die vorgestreckten Gelder zu ersetzen? Warum räumet er ihm nur das kleinste Landhaus ein? Wegen seinen Erben? Eben dieses ist die Fülle des Maaßes einer saumseligen und hinkenden Freundschaft. Nicht einmal seine Erben durch einen schriftlichen Aufsatz dahin zu verbinden, daß sie dem armen Progonas bis zu einem glückseligern Schicksale seine Güter als wie ein heiliges Depot sollten ungekränkt überlassen. Sehen sie, so hat Democles der träumende und schlafende Freund seinen Freund Progonas zu

Grund

Grund gehen lassen, ja so hat er ihn mit der Versäumniß so vieler heiligen Pflichten wirklich zu Grund gerichtet.

Wir wollen, um dieses häßliche Bild eines zaudernden Freundes aus unsrem Gedächtnisse zu verbannen, eine wahre aufgestülpte Freundinn den Nachfolgern des Democles entgegen stellen. Ich hoffe bey ihnen hierdurch, verehrte Mademoiselle, einen Dank zu verdienen, weil ich ihrem Geschlechte einen so glänzenden Vortheil einräume. In einer Stadt in Frankreich (vergeben sie meinem Gedächtnisse, so mir den Namen anitzo unnennlich macht) war ein sonst wackerer Soldat mit seiner Familie bey einer tugendhaften Dame eingemiethet. Sie fand an diesem Officier so viele edle Eigenschaften, und an seiner Gemahlinn, die ein ächtes Muster von Tugenden war, und an ihren Kindern, die lebendige Ebenbilder ihrer tugendhaften Aeltern vorstelleten, so viel rührendes, daß sie die ganze Familie als ihre eigene betrachtete und liebete; besonders aber hatte sie mit der würdigen Gemahlinn dieses rechtschaffenen Officiers eine so genaue Freundschaft errichtet, daß sie eine Seele und einen Willen zu haben schienen. Sie betheurete zum öftern, daß sie Gelegenheit wünschete,

schete, mit ihrem Gute und Blute ein überzeugendes Denkmaal ihrer Freundschaft zu stiften. Das Schicksal gab ihr dieselbe an Handen. Der Officier, der sonst so eingezogen lebte, weil ihm seine geringe Mittel den Umgang der großen Welt nicht gestatteten, wurde von andern jungen Officieren in eine Gesellschaft gezogen, die ihn in einen ganz andern Menschen verwandelte. Er kam nun täglich später, als gewöhnlich nach Hause; ja, er blieb mehrmalen nicht nur Nächte, sondern auch Tage aus dem Hause. Die Gemahlinn redete zwar mit ihrer Freundinn von dieser Verwandlung ihres treuen Ehegattens; aber die Liebe gestattete ihr nicht, denselben hierüber zur Rede zu setzen. Diese beyde Damen saßen an einem Abende bey einander, und redeten eben von der Veränderung dieses Officiers, der sich Megarde nennete, als man ganz ungestüm an die Thüre klopfete. Es wurde ihnen durch einen Diener gemeldet, daß ein Officier mit einer Wache an der Thüre sey, und nach dem Herrn Megarde frage. Die Madame Megarde erblaßte wie eine Leiche, Madame Ronde, die Frau vom Hause, gieng an die Thüre, und hörte aus den Reden des Officiers, daß sie den Herrn Megarde gefänglich einzuziehen gekommen seyn. Sie versicherte zwar, daß sie ihn selbsten

in dem Hause schon in die späte Nacht erwarteten, aber noch nicht gesehen hätten; allein sie mußte sich gefallen lassen, daß ihr ganzes Haus, wie wohl vergeblich, durchsuchet wurde. Die Wache gieng also leer zurück; aber sie verließ beyde Damen in der äußersten Verwirrung und in tausend Fragen, was dieser Auftritt bedeuten möge? Sie schickten die Bediente an jene Freunde, wo sie den Herrn Megarde anzutreffen glaubeten, um von seinen Umständen Nachrichten einzuziehen; aber ihre erste Antwort, war die Antwort dieser Freunde; sie betheuerten, daß sie den Herrn Megarde in vielen Tagen nicht gesehen. Diese Nachrichten stürzten sie noch in ein tieferes Nachsinnen und in ein schlafloses Unterreden, was dieses alles sagen wolle? Es war ein Uhr nach Mitternacht, da sie noch ungeschlafen beysammen saßen, und jemand ganz leise an die Thüre klopfete. Die Freude und Hoffnung, daß es Megarde sey, beflügelten beyde, und jede wollte der andern vorfliegen; sie öffneten die Thüre, und eine Person, die in einem Mantel eingehüllet war, überreichte ihnen einen Brief, und eilte davon. Ein Schrecken hatte beyde wie Statuen leblos an die Thüre geheftet, und Madame Ronde hielt ihren Brief stumm und erstarret in ihren Händen. Sie erho-

leten

leten sich endlich, und ganz furchtsam, als hätten sie sich vor ihrem eigenen Schatten zu fürchten, kehrten sie in das Zimmer zurück. Sie besahen den Brief, sie kennten das Wapen des Herrn Megarde, und keine wollte das betrübte Blatt eröffnen. Madame Ronde, die noch entschlossener als Madame Megarde war, erbrach das unglückliche Blatt, und sie las ihrer Freundinn folgendes vor:

Meine theure Gemahlinn!

Ich bin verlohren. Ich bin mit jungen Leuten in das Spielen gerathen: ich wollte das Verlohrne wieder gewinnen: ich setzte die mir anvertrauten Gelder des Regiments von 4000 Livres auf das verdammte Spiel, auch diese giengen diesen Abend zu Grund. Ich kam in Verzweiflung: ich zog den Degen, ich verwundete den Sohn des Obristen von . . . Ich weis nicht, lebt er, oder ist er todt. Ich floh, aber wie unglücklich? Ich wollte durch Abwege mein Haus gewinnen, und die aus meinem Hause zurück kommende Wache hat mich in das Gefängniß gesetzet. Der Officier, der unser Freund ist, hat mir erlaubet, dir diese Nachricht zu geben. Ich bin verlohren.

Stirbt der Verwundete, so bin ich verlohren. Lebt er, und ich soll die verspielten Gelder des Regiments bezahlen, so bin ich, so bist du mit unsren Kindern verlohren. Rette also von dem unsrigen was du kannst, und nimm die Flucht; damit du lebest, weil ich für mich keine andere Hülfe als den Tod sehe, um dich nicht gekränket zu sehen, so mir bitterer als der Tod selbsten wäre. Lebe wohl.

Der Officier hat mir versprochen, dir diese Zeilen sogleich überbringen zu lassen.

Erstaunung und Betäubniß überfiel zu erst die beyde Damen, hierauf folgten Ströme von Thränen mit den traurigsten Klagen vermischet. Madame Ronde fiel in ein tiefes Nachsinnen, und nach einer kurzen Ueberlegung stund sie auf: Schöpfen sie Muth, Madame, sagte sie zu der Frau Megarde, die noch untröstlich in Thränen lag. Es ist mir was beygefallen: geben sie mir eines von ihren Kleidern, packen sie alles das übrige ein, und was sie von dem meinigen auf eine Reise nöthig zu haben glauben, das nehmen sie darzu. In einer Stunde sollen sie ihren Gemahl haben, bey Anbruch des Tages können sie beyde außer

der

der Stadt seyn, und in kurzer Zeit die Schweiz erreichen, wo sie werden sicher seyn. Lassen sie mich nur alsdann wissen, wo sie sich aufhalten, und worinn ich ihnen ferner dienen kann. Die Frau Megarde war nicht in dem Stande, die Reden ihrer Freundinn zu begreifen. Frau Ronde gieng hin, nahm selbsten ein Kleid aus dem Schranke der Frau Megarde: zog es an: stürzte einen schwarzen Schleyer über sich: nahm einen Beutel Geld aus ihrem Schranke, und in Begleitung des Bedienten der Frau Megarde gieng sie in das Gefängniß, unter Schluchzen und Thränen, die ihre Stimme verbargen, bath sie den Herrn Officier von der Wache, ihr zu erlauben, daß sie nur ein paar Worte von größter Angelegenheit mit ihrem Gemahle allein in seinem Kerker reden dörfte. Der Officier, der ein Freund des Herrn Megarde war, und der schon aus ihm verstanden hatte, daß er seiner Gemahlinn, wegen wichtigen Dingen die Stadt zu verlassen hätte angerathen, trug kein Bedenken, ihr den Kerker eröffnen zu lassen, weil er glaubte, daß sie nur sich zu beurlauben gekommen sey. Kaum war Madame Ronde, die unter Thränen und Wehklagen in den Kerker eingetreten war, mit dem Officier allein, so nahm sie ihren Schleyer ab, gab sich zu

erkennen, und sagte, Freund, eilends ziehen sie ihre Kleider aus, und ziehen die meinige an. Hier haben sie Geld, kehren sie in mein Haus zurück, packen ihre nothwendigsten und besten Geräthschaften zusammen, und entfliehen bey Oeffnung des Thores aus der Stadt nach der Schweiz zu; und damit sie nicht an den Thoren und auf der Reise erkennet werden, ziehen sie eines von meinen Kleidern an, und versäumen keinen Augenblick, sich mit ihrer Gemahlinn zu retten. Der Herr Megarde, der mit Verwunderung diesen treuen Rath seiner Freundinn angehöret hatte, wollte mit Danksagungen, mit Entschuldigungen, und Abbitte sich widersetzen; allein Frau Ronde ließ ihm keine Zeit, sie zog ihre Kleider aus: sie zwang ihn, die seinige abzulegen: sie kleidete ihn an: sie stürzte ihm den Schleyer über: sie zog die blutige Kleider des Officiers an, und befahl ihm mit dem Bedienten seiner Frauen aus dem Gefängnisse in ihr Haus zu kehren, und sich ungesäumt mit seiner Gemahlinn und ihrem kleinen Sohne auf die Reise zu machen. Die beyde Töchter aber, die ihnen auf der Reise und bey ihrem in der Schweiz zu nehmenden Aufenthalte nur beschwerlich seyn könnten, in ihrem Hause zurück zu lassen; sie werde für selbe sorgen, und bey Veränderung ihres Schicksals

sich bald wiederum alle umarmen. Herr Megarde stund in seinen Frauenkleidern unentschlossen, und er konnte seine Gedanken nicht sammeln; Madame, sagte er, ich soll sie in das Unglück stürzen? Sie mußte lachen: haben sie vergessen, daß ich ein Frauenzimmer bin, sagte sie, welches Unglück habe ich zu befürchten? Gehen sie, ehe man uns warnet unsre Unterredung zu endigen, und wir erkennet das Spiel verlieren. Weinen sie, stellen sie sich kläglich, wenn sie aus dem Kerker gehen: geben sie keine andere Antwort als Thränen und Schluchzen, es mag sie anreden, wer immer wolle: eilen sie aus dem Gefängnisse, trösten sie ihre Gemahlinn, und reisen glücklich. Sie umarmte ihn, setzte sich in eine dunkle Ecke des Kerkers, Herr Megarde gieng aus dem Kerker, der Officier, der an der Treppe die Frau Megarde erwartete, wollte ihm die Hand biethen, allein Megarde stellte sich so kläglich, er hob seine Hände so wehemüthig auf, daß er ihm nur zur Seite gieng, und Trost einsprach. Sie kamen vor das Thor, er verbeugte sich gegen den Officier; und da er die erste Gasse erreichet, eilte er mit großen Schritten seinem Hause zu. Der Bediente, der vermeynte es wäre Madame Ronde, folgte ihm nach. Er fand seine Gemahlinn noch

in Thränen: er stellte sich ihr dar: sie kam zu sich: sie verwunderten die Klugheit und Treue ihrer Freundinn: sie packeten ungesäumt das nothwendigste zusammen, es wurden Postpferde auf den Namen der Madame Ronde bestellt, sie auf ihr Landgut zu führen: sie befahlen ihren Töchtern in dem Hause der Madame Ronde zu verbleiben, und um vier Uhr hatten sie bereits die Stadt verlassen, und zwar Herr Megarde in den Kleidern der Madame Ronde, und gegen Mittag hatten sie schon die Gränzen der Schweiz erreichet, wo sie in der nächsten Stadt sich niederließen, und ein ganz stilles Leben führeten.

Früh um zehn Uhr kam der Obriste, dessen Sohn Herr Megarde verwundet hatte, um sich bey dem Gefangenen zu erkundigen, wie der Vorfall geschehen, weil sein Sohn noch nicht in dem Stande war, zu reden. Er trat in den Kerker; welche Verwunderung überfiel ihn aber, da er einen unbekannten jungen Officier sah vor sich stehen. Was ist dieses, sagte er zu dem Officier der Wache, der ihn in den Kerker begleitet hatte? Der Officier war mehr als der Obrist erstaunet; und er wußte nichts zu antworten. Madame Ronde, die ihre Verwirrung sah, trat näher: meine Herren,

ren, sagte sie, wundern sie nicht, ich bin die Ron-
de, die ihnen nicht unbekannt ist. Die Freund-
schaft hat mir den Einfall gegeben, meinen Freund
zu retten. Dieses ist alles. Der Officier von
der Wache erzählete dem Obristen, wie er geglau-
bet, daß die Madame Megærde ihren Gemahl zu
besuchen nach ein Uhr in das Gefängniß gekom-
men sey, und er habe auch geglaubt, sie wiede-
rum an das Thor zu begleiten; er sehe sich nun
aber betrogen. Die Sache muß dem Comman-
danten gemeldet werden, sagte der Obriste; er
beurlaubte sich von der Madame Ronde, und gieng
zu dem Commandanten, da er indessen dem Offi-
cier rieth, auf der Wache zu verbleiben. Mada-
me Ronde wurde wiederum versperret, und sie
empfand nicht wenige Freude, so nur wahre
Freunde empfinden können, daß sie ihren Freun-
den einen wahren Dienst erwiesen. Der Com-
mandant verwunderte sich nicht wenig über die
Großmuth dieser Dame. Man schickte sogleich
einen Officier in ihr Haus, um Nachricht von
Herrn Megarde einzuholen; sie vernahmen aber,
daß eine Postkutsche um vier Uhr aus dem Hause
gefahren. Der Officier von der Wache wurde
abgelöset, und zu dem Commandanten gerufen.
Er erzählete, wie er von der Madame Ronde sey

betrogen worden; der Obriſte mußte in einem Wagen die Madame Ronde zu dem Commandanten abholen, und da ſie nach verſchiedenem vorgefallenen Scherze die ganze Sache erzählet: wie ſie nämlich vernommen, daß Herr Megarde wegen einem Zweykampfe in das Gefängniß gekommen, und ſie unter dem Vorwande, daß ſie die Frau Megardinn ſey, ſich die Erlaubniß ausgebethen, was wichtiges mit ihrem Gemahle zu reden; und ſie alſo mit Herrn Megarde die Kleider zu tauſchen, und ihn auf freyen Fuß zu ſtellen die Gelegenheit gehabt. Und ſie haben den Betrug nicht gemerkt, fragte der Commandant den Officier der Wache? Nicht in dem mindeſten, gab er zur Antwort, denn das klägliche Weinen dieſer Dame hier, und das noch ärgere klägliche Winſeln der vermeynten Dame, die aus dem Kerker gekommen, ließ mich dergleichen nichts vermuthen. Wo haben ſie aber den Herrn Megarde hingeſchickt, fragte der Commandant die Madame Ronde? Ich habe ihm befohlen zu fliehen, ſonſt weis ich nichts von ihm. Die Sache muß an den König berichtet werden, ſagte der Commandant. Sie mein Herr, ſprach er zu dem Officier, werden indeſſen auf der Hauptwache verbleiben; aber ſie, Madame, können ſich ihre Kleider kommen laſſen, und nach ihrer Be-

hausung zurückkehren, aber sie werden sich nicht außer der Stadt entfernen, bis wir die Antwort von dem Könige haben. Madame Ronde sagte, sie wolle dem Herrn Commandanten keine Ungelegenheit machen, der Herr Obriste werde die Güte haben, sie in seinem Wagen nach Hause zu begleiten, wo sie sich gemächlicher umkleiden könnte. So auch geschah.

Was halten sie von diesem Auftritte, meine gnädige Fräule? Ich sage nichts anders, als daß mich dünket, ich habe ihnen ein ächtes Beyspiel einer Freundinn mit einem aufgestülpten Kleide gezeiget. Hätte Madame Ronde nur neun Stunden gesäumet, ihren Freunden dieses Freundstück zu erweisen, so wären sie verlohren gewesen. Hätte sie den großmüthigen Endschluß, ihren Freund zu retten, durch die gefährliche und beschwerliche Rolle, die sie zu spielen sich vorgesetzet, abschrecken lassen, so wäre es um den Herrn Megarde und folglich um seine ganze Familie geschehen gewesen. War es nicht recht freundschaftlich gehandelt, daß sie einen Beutel mit Golde dem Herrn Megarde übergab, um seine Reise zu thun, und in einem fremden Lande leben zu können, weil sie aus seinem Schreiben vernommen, daß er

all

all das seinige und auch fremde Gelder verspielet hätte. Daß sie beyde Töchter ihr zurück zu lassen begehrte, und selbe zu erziehen sich erboth, weil sie vor sah, daß sie ihnen auf der Flucht und in einem fremden Lande zur Last seyn könnten? Ja, war nicht eine jede Vorsicht ein Zeichen einer aufrichtigen Freundschaft, die um nichts als um ihre Freunde besorget war? Aber dieses war noch nicht genug. Der Ruf von der Großmuth dieser Dame verbreitete sich in der ganzen Stadt, und er kam auch zu den Ohren des Vaters der Madame Megarde. Dieses erwartete nur Madame Ronde noch; er war ein alter reicher geiziger Mann, der in die Heirath seiner Tochter mit dem Herrn Megarde nicht eingewilliget hatte; weil Herr Megarde nichts als seine Verdienste und seine Officierstelle zu einem Erbtheile hatte; er aber sie gern mit einem reichen alten kränklichen Manne, der dem Geize nach sein Freund war, hätte verheirathet gesehen. Die Erzählung, was Madame Ronde an seiner Tochter und seinem Schwiegersohne gethan, machte den Alten vorwitzig, diese großmüthige Frau zu sehen. Er nahm Anlaß, unter dem Vorwande einer Danksagung, sie zu besuchen. Es geschah selben Abend noch. Sie empfieng ihn freundlich, weil sie ihn zu gewinnen

such-

suchte. Sie erzählte ihm im Vertrauen, daß Herr Megarde durch ein Unglück 4000 Livres Regimentsgelder verlohren hätte, dieses könnte ihm sehr nachtheilig, und wohl seinem Leben gefährlich seyn; da nun dieses noch niemand bekannt wäre, so bitte sie ihn den Herrn Medard, so nennte sich der Alte, diese 4000 Livres ihr einzuhändigen, die sie unter die zurückgelassenen Geräthschaften des Herrn Megarde legen wollte, um also seine Ehre und sein Leben zu retten. Der geizige Alte wollte diese Sprache nicht verstehen, er lehnete sie mit der Entschuldigung ab, daß er sich in die Händel seines Schwiegersohnes nicht einmischen könne. Da Madame Ronde sah, daß sie auf diesem Wege nichts ausrichten konnte, ergriff sie einen andern. Herr Medard, sagte sie, sie wissen, daß meine Güter beträchtlich sind, wollten sie mir nicht die Freundschaft erweisen, mir so lang auf die Verschreibung meiner Güter 4000 Livres unter dem gewöhnlichen Interesse vorzustrecken, bis meine Pachtgelder werden einkommen. Einer so großmüthigen Dame, sagte der alte Geizhals, kann ich nichts abschlagen. Er vermeynte ihre Güter, nicht aber ihre Großmuth. Die Verschreibung der Güter geschah sogleich, und noch in der Nacht wurde der Madame Ronde das Geld überschickt.

Sie

Sie verschloß es in ein kleines Kistgen, und schickte es den andern Morgen an den Commandanten, mit Vermelden, sie hätte es in des Herrn Megarde Zimmer gefunden; und sie wollte es dem Herrn Commandanten zur Verwahrung überschicken, weil sie in selbem was wichtiges muthmaßete. Sie verlange dargegen nur einen Empfangschein, daß sie ein kleines verschlossenes Kistgen überlieferet hätte. Der Commandant erbrach selbes, zählte das Geld, und bescheinigte, daß er 4000 Livres, die Herrn Megarde zustünden, empfangen habe. Und da es sich hernach in Untersuchung des Herrn Megarde Compagniesachen veroffenbarte, daß diese 4000 Livres der Compagnie zustünden, wurde Herr Megarde in weiter nichts mehr beschweret, als daß er den Sohn des Herrn Obristen verwundet. Die Wunde ließ sich besser an; man berichtete dieses alles nach Hofe, wie diese Verwundung in einem Spiele aus einem entstandenen Wortwechsel erfolget, und der Verwundete darzu Anlaß gegeben, wie er es seinem Freunde zu Liebe vorgab. Es kam bald die Antwort von dem Könige, daß der so großmüthig von einer Freundinn gerettete Megarde zu seinem Regimente zurück kehren könnte. So auch zu einer allgemeinen Freude, und zu einem unsterblichen Ruhme

der Frau Ronde geschah. Und sie hat diesen Ruhm gewißlich verdienet, denn die Merkmaale ihrer fertigen und ungesäumten Freundschaft sind so häufig auf einander gefolget, daß man nicht weis, ob man mehr ihr gutes freundschaftliches Herz, oder ihre kluge Vorsicht ihrem Freunde nützlich zu dienen, bewundern soll. Ihre Uneigennützigkeit beschämet so lebhaft den Geiz des alten Medards, daß sich ein jeder Geizhals, der einen Eigennutz seinen Kindern oder Freunden vorzieht, bis in die Erde schämen muß, einen Schatten von diesem häßlichen Medard an sich zu tragen. Sie hat die auf ihre Güter von einem Geizhalse erborgte 4000 Livres so großmüthig angewendet, daß ihr ein jedes rechtschaffenes Herz den Segen sprechen, und den alten Medard mit seinen Reichthümern als ein Ebenteuer der Menschen verabscheuen muß. Sie hat hierdurch nicht nur die Ehre, sondern das Leben ihres Freundes und folglich auch ihrer Freundinn so großmüthig gerettet, daß man noch zweifeln kann, ob die Heldenthat einen Schuldigen aus dem Kerker zu retten, oder die Uneigennützigkeit einem Untreuen die Ehre und das Leben zu erhalten, ein größeres Lob, ja eine größere Bewunderung verdiene. Nur von wahren Freunden muß man solche ausnehmende Proben einer aufgestülpten Freundschaft erwarten.

Mund-

Mund: und Scheinfreunde tragen zwar auch das Kleid der Freundschaft, aber es ist nicht aufgestülpet, um seinem Freunde eilfertig zu Hülfe zu kommen. Es fließet bis zu den Füßen hinab, itzt kann er nicht eilen, weil es sich ihm um, und in die Beine wickelt, und er so wenig als ein Mensch mit einem langen Kleide eilen kann. Itzt liegen Steine, itzt stehen dornichte Gesträuche in dem Wege: itzt ist der Weg vom Moraste ungangbar: itzt hält ihn ein vorbeyrauschender Bach auf; kurz, er findet tausend Hindernisse, die ihm nicht gestatten, seinem Freunde zu Hülfe zu eilen, weil ihn sein langes Kleid verhinderet. Ist aber der Freund aufgestülpet, er hüpfet über die Steine: sicher durchdringt er die Dornsträuche: er wadet herzhaft durch die kothigte Wege, und der angeschwollene Bach macht ihm keinen Kummer. Wir haben in dem Democles gesehen, wie ihn ein jeder Stein, ein jeder Dornstrauch, ein jeder Morast, ein jeder Bach hat stutzig gemacht, und er mit seinem langen Freundschaftskleide ist zurück geblieben. Wir haben aber mit Vergnügen wahrgenommen, wie die Madame Ronde das Kleid ihrer Freundschaft aufgestülpet: wie sie die breiten Steine des Kerkers überschritten: wie sie die Dornsträuche der Gefahren, von einem ungesitteten Ker-

kergesindel erkannt und abgewiesen zu werden über-stiegen, wie sie durch den Koth der Unehre des Kerkers, und durch den Bach des geizigen Eigennutzes durchgewadet, und ihren Freund und ihre Freundinn auf ihren freundschaftlichen Schultern in den Schooß ihres Glückes zurück getragen. Denn es stund nicht lang an, so legte ein Schlagfluß den alten Medard in seine Grube; die liebe und treue Megarde, die seine einzige Erbinn war, gab ihr nicht nur ihre ausgestellte Verpfändung ihrer Güter, sondern auch die 4000 Livres und den ihrem Gemahle vorgestreckten BeutelGoldes zurück; denn mehr erlaubte die Freundschaft der uneigennützigen Ronde nicht, von ihren freygebigen Freunden anzunehmen; denn sie wollte ihre Freundschaft nicht bezahlet, sondern erkennet wissen.

Verehrteste Mademoiselle, ich muß es bekennen, daß man in unsren Zeiten wenige so fertige Freunde und Freundinnen sehe, sie tragen anitzo fast alle lange Kleider, und selten gehen einige aufgestülpet daher. In dem Munde, und vieleicht auch in dem Herzen, tragen sie den Namen und auch die Hochschätzung der Freundschaft, aber ihre lange Kleider verhindern sie immer, ihren Freunden zu Hülfe zu eilen. Sie könnten ihnen hel-

sen, aber sie wollen erst die Noth an den Mann kommen lassen, bis sie ihm zu helfen eilen, dieses sind unächte Freunde; denn es scheint, daß sie gleichsam ihre erzeigte Hülfe und Freundschaft wollen auf den rechten Preis steigen lassen; so wie es Menschen giebt, die ihr Korn und ihren Weizen aus der bloßen Absicht, wie sie sagen, ihrem dürftigen Nebenmenschen zu helfen, auf ihren Getreidböden so lang aufspeichern, bis die Noth auf das höchste gestiegen, und der Preis ihres Eigennutzes recht wichtig geworden; alsdann wollen sie der drückenden Noth steuren. Kommen sie ehender, so sind tausend Entschuldigungen in dem Wege: Ich will sie nicht verlassen, mein Freund, sie können auf meine Liebe zählen, sagen sie, aber anitzo ist es mir unmöglich; bedenken sie die Zeiten, die Umstände; ich würde Schaden leiden; ich würde mich selbsten der Gefahr aussetzen, seyn sie unbesorgt, mein Haus ist das ihrige, meine Habschaften stehen zu ihren Diensten, aber eine Hülfe zu einer Unzeit, ist ein Schaden. Der Freund, der nichts aus Recht fordern kann, geht betrübt von seiner Schwelle; und alsdann, wenn er gefallen, so kömmt der mitleidige Freund, er bezeuget sein Beyleid: ich glaubte nicht, sagt er, daß es so weit gekommen. Das ist eben so

viel, als wenn ein Mensch den andern sieht in den Bach stürzen, und er an dem Ufer steht, und den schwimmenden versichert, er wolle ihn schon retten, wenn es Gefahr zu ertrinken sey; da er ihn nun von dem Strome dahingerissen, und mit den Wellen ringen sieht, will er sich niedersetzen, seine Kleider auszuziehen, oder die lange aufzustülpen, und wenn er sich aufgestülpet hat, dem schon sinkenden und ertrinkenden mitleidig zurufen: Es ist mir leid, mein Freund, ich glaubte nicht, daß sie der Strom so würde fortreißen, aber da sie schon ein Raub der Wellen sind, wie kann ich ihnen helfen, ohne mich in gleiche Gefahr zu stürzen? Wäre der Freund aufgestülpet gewesen, da er den Freund in den Bach fallen gesehen: wäre er ihm an dem Ufer zu Hülfe gekommen, so hätte er seinen Freund gerettet. Und so würde er ihn auch gewißlich gerettet haben, wenn er ein wahrer Freund wäre gewesen.

Vergeben sie mir, verehrtestes Frauenzimmer, ich hatte vergessen, daß ich einen Brief schreibe; ich hatte mich über die zaudernden Freunde erzürnet, und da geht es bey mir niemalen ohne Ausschweifungen zu. Ich meyne, ich müßte allen

langsamen Freunden einkäuen, daß sie sich aufstülpen, und allzeit an dem Ufer aufgestülpet stehen sollen, wenn sie ihren Freund in den Bach sehen fallen. Ich weis es zum voraus, daß ich mit meinem langen Briefe werde ein Duzend Scheltworte mir auf den Rücken laden; aber wenn sie nur nichts an meinen Anmerkungen der Freundschaft zu tadeln finden, das übrige soll mir alles gleichgültig seyn; denn ich hoffe noch immer, daß sie werden von meinen Anmerkungen überzeuget mir schreiben, wie ich mich zu unterschreiben wünsche

verehrteste Freundinn

. . . den 28 Julius, 1762.

ihr gehorsamster Freund ꝛc.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Simon, Jordan, 1719-1776

Dorians Briefe von der Freundschaft an eine vornehme Freundinn

Bd.: Erster Band.

Augsburg und Leipzig 1767

Ph.pr. 356-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040323-1
VD18 80469868